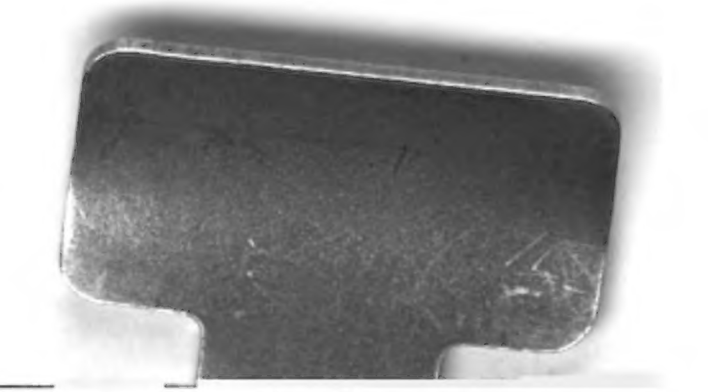
Digitized by Google



Digitized by Google

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Drittes Heft.

2, 3, 4
1839

150 G

Digitized by Google

Der

Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Drittes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniſs.

I. Armuth und Volksvermehrung. Eine Erinnerung an Malthus. Von Franz Baltisch . . . . S. 1

II. Der Winterabend. Aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff. Von Varnhagen von Ense . . . . = 23

III. Deutsche Lebensbilder. Aus den Jahren 1778—1782. Nach Familienpapieren von Dr. B. F. Guttenstein. 1. Sachsen. 2. Berlin. 3. Hannover . . . . = 48

IV. E. T. A. Hoffmann als Musiker. Mit Beziehung auf die bevorstehende Herausgabe seines musikalischen Nachlasses. Von Hieronymus Truhn . . . . = 66

V. Ludwig Tieck und die deutsche Romantik. Historische Skizze von Rudolph Kausler. Erster Artikel. . . . . . . = 106

VI. Krieger und Priester. Erinnerungen und Betrachtung von H. Koenig . . . . = 140

VII. Charakteristiken heutiger Universitäten. 1. Die Universität Bern. Von ** von R. . . . . = 170

Digitized by Google

VIII. Das Frömmlerwesen im Lutherthum . . . . S. 208

IX. Literaturblätter.

William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig . . . . = 215
Gedichte von Dräxler=Manfred . . . . = 220
Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle von J. C. Biernatzki. = 221
Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. . . . . = 222
Deutschland und die Deutschen von E. Beurmann. Erster und zweiter Band . . . = 222
Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. = 224
Theater von Carl Blum. Erster Band . = 225
Fußreise durch Italien und Sizilien von J. Baumann. Zwei Bände . . . . . . = 225
Die menschliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargestellt von Giacomo Bisozzi . . . . = 227

X. Correspondenzblätter.

Aus Zürich. (Dr. Strauß und die Züricher.) = 229
Hanseatische Briefe . . . . = 240

Digitized by Google

I.

Armuth und Volksvermehrung.

Eine Erinnerung an Malthus.

geb. 1776, gest. 1834.

von

Franz Baltisch.

Im Jahre 1834 den 21. Jul. im Hause der Englischen Lords ward bei den Verhandlungen über die Armengesetze Folgendes gesprochen von einem der ersten politischen Männer Englands:

„Sei es mir erlaubt, für einen Augenblick von der vorliegenden Frage mich zu entfernen, um einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der ausgezeichnet war nicht nur durch Gelehrsamkeit und Fähigkeit, sondern auch durch seltne Tugend, und dennoch mehr Verhöhnung von Unwissenden und von Uebelwollenden erlitten hat, als irgend ein anderer wissenschaftlicher Mann in diesem protestantischen Lande und in diesen Zeiten des Freisinns und der Aufklärung. Wenn ich reden will von dem, der Talent und Gelehrsamkeit in sich vereinigte, warmes Gefühl für die Menschheit, für seine Nation und die aufrichtigste Freundlichkeit im Verkehr mit den Einzelnen, das lebhafteste Mitgefühl für den Nächsten und für die Entfernten, wenn ich reden will von einem Manne, welcher die Zierde der Gesellschaft

Digitized by Google

war, zu der er gehörte, die Wonne seiner eigenen Familie und nicht weniger die Bewunderung der Gelehrten und Forscher, unter denen er einen so hohen Rang einnahm; wenn ich reden will von einem der aufgeklärtesten und frömmsten Geistlichen, den je die hohe Kirche Englands zu ihren Söhnen zählte, so bin ich gewiß, daß Jedermann bewußt ist, es könne nur von Herrn Malthus die Rede sein." —

Es war nicht der Minister, Marquis Lansdown, welcher dies Lob sprach, obgleich er der besondere Beschützer und Freund des Verstorbenen war, sondern ein Mann, der durch die Unabhängigkeit seines Urtheils eben so bekannt ist, als dadurch, daß er die höchste Würde, die ein Unterthan in England erlangen kann, schon bekleidet hat.

So viel ich weiß, hat man in Deutschland als die Nachricht von Malthus's Tode kam, diesen großen Politiker, diesen wahrhaften Menschenfreund nicht gefeiert. Die Nachricht von dem Tode Talleyrands, der die deutschen Fürsten und Völker vor dem Wiener Congreß, auf dem Congreß und nach demselben gehaßt und getäuscht hat, fand viel mehr Theilnahme. Talleyrand war Erzfranzose. Seine vielleicht einzige gute Eigenschaft war unablässiger Eifer für die Größe seines Vaterlandes. Die Nachricht von dem Tode Walter Scott's, der die Deutschen amüsirte, fand bei weitem mehr Theilnahme. Und doch ist es gewiß, daß die Lehre, die Malthus aufgestellt hat, wenn sie erst richtig verstanden sein wird, nicht nur in den Hallen der Gesetzgeber und den Gewölben der Predigenden, sondern auch und vorzüglich in den Hütten der Schwerarbeitenden, mehr Einfluß auf das Wohl der Menschheit haben wird, ich will

Digitized by Google

nicht sagen, als die Verhandlungen der Diplomaten und die oft länger als Friedensschlüsse fortlebenden Productionen der Novellisten, sondern mehr als selbst die Erfindung von James Watt, dessen Statue in der Westminsterabtei mit einer Inschrift von demselben Manne geziert ist, dem wir das angeführte Lob von Malthus verdanken. Die Malthus'sche Lehre berührt keineswegs blos die materiellen Verhältnisse der Menschen, sondern nicht minder die moralische Natur aller Menschen, der Reichen und der Armen. Zum erstenmal hat Er das Verhältniß der Reichen und der Armen, das Verhältniß der Eltern, der Erzeuger und Ernährer zu den Kindern, den zu Ernährenden, richtig, das ist naturgemäß, dargestellt. Seine Lehre ist einfach, wie das Ei des Columbus und dennoch sind die nothwendigen Folgen dieser Lehre, wenn sie allgemein richtig verstanden sein wird, von so weitem Umfange, wie die Folgen der Erfindung des Compasses sein mußten. Die Franzosen, wie sehr sie auch mit der Tagespolitik beschäftigt waren, haben dennoch Malthus erkannt und geehrt. Zu verstehen von den Summitäten der politisch gebildeten und ernsthaft das Gute wollenden Franzosen, also namentlich den Doctrinairs. Bei der Stiftung der Classe des Instituts, welche den moralischen und politischen Wissenschaften gewidmet ist, ward Malthus als einer der ersten auswärtigen Genossen ernannt.

Als Talleyrand starb, wer hätte da sich nicht geschämt, den Politiker Talleyrand nicht zu kennen, den Minister der List und Lüge, der vierzig Jahre lang fast jeden deutschen Fürsten hintergangen hatte? Aber den Politiker Malthus, kennen ihn alle Leser? Meine Absicht ist nur aufzufordern:

les't und erwägt Malthus on the principle of population! (Deutsch: über die Bedingung und Folgen der Volksvermehrung, Altona, 1807.)

Die Politik im heutigen Sinne ist zweierlei; die Politik des Tages, die streitende Politik, die zum Nutzen oder Schaden von A oder B gereicht; die Politik, die aus der Erfahrung der Jahrhunderte entspringt und reift, die nicht den Vortheil oder Schaden dieser oder jener Parthei, dieses Ministers, jenes Candidaten zum Ministerium im Auge hat, sondern als Ziel sich setzt, das möglichst erreichbare Wohl der Menschen überhaupt, so viel ihrer in verschiedenen Staaten, in verschiedenen Theilen der Erde leben und in kommenden Jahrhunderten leben werden.

Politik des Tages, Politik als lucrative Kunst: man streitet sich in der constitutionellen Monarchie ob Lord Melbourne oder Sir Robert Peel, ob Molé oder Thiers der waltende Minister sein soll; in der absoluten Monarchie, ob eine neue Pompadour, eine neue Dübarry eine Nebenbuhlerin haben soll, ob ein Jesuit oder Jansenist der Geheimerath des Souverains werde u. s. w. Diesseits des Rheins freilich nehmen die politischen Interessen, um welche öffentlich gekämpft werden darf, allermeistens ein kleineres Format an. Höchstens darf von dem, was in Konstantinopel und Alexandrien geschieht, ohne Scheu laut gesprochen werden; von einheimischen Dingen bleibt den Bürgern fast nur überlassen der Conflict zwischen der centralisirten, alles Detail administrirenden Gewalt und den Interessen der Provinz, des Districts, der Commune. Z. B. In der Stadt N. wollen die Bürger auf ihre Kosten das Straßenpflaster erneuen, aber sie müssen um Erlaubniß bit-

ten bei der Behörde. Hier entsteht Dissensus; Recurs wird genommen an die höchste Behörde. Da liegen die Acten ein Jahr nach dem andern; mit vielen ältern; immer schwieriger wird's, durch die Straßen wie durch die Acten zu kommen. Es bleibt jedem Bürger frei, sich in Muthmaaßungen zu erschöpfen, weswegen die Oberbehörde, welche die Macht hat, zu entscheiden, dennoch nicht entscheidet, obgleich der Augenschein die Dringlichkeit der Entscheidung lehrt. — Noch ein Beispiel unter Tausend ausgewählt. In der Festung N. war die Thurmuhr in Unordnung. Nach pflichtschuldiger Meldung und vielfacher Correspondenz wird auf Befehl der Oberbehörde ein Uhrmacher aus der Residenz vierzig Meilen weit geschickt, um die Provinzialfestungsthurmuhr zu repariren. Seine Rechnung für Arbeit, Diäten, Reisekosten, wird eingeliefert und die Revision derselben beschäftigt wiederum mehrere besoldete Beamte der Residenz. Wahrlich solche kleinliche Administrationskünste, wodurch die Staatskasse das Vielfache von dem verliert, was einzelne Begünstigte gewinnen, sind noch viel widriger als die Streitreden von 10 oder 100 ambitiosen Franzosen, und die Demoralisation wird durch solche zahllose heimliche Administrationssünden weit mehr befördert als durch die oft indiscrete Publicität in Frankreich und England. Politik als Wissenschaft, Politik der Jahrhunderte, im Gegensatz der Tagespolitik, das ist die für die ganze Menschheit interessanteste, heilsamste Wissenschaft. Mag die Politik des Tages, welche das Leben vieler tausend Bewaffneter für nichts achtet, wenn die Frage entschieden werden soll, ob ein Dorf, oder ein Duzend Dörfer zu diesem oder jenem Reiche gehören soll, ob die Schildwache diesseits oder

jenseits der Brücke stehen soll, immerhin verdienen, von den Moralisten verachtet zu werden. Diejenige Politik aber, welche die Regeln, die erfahrungsmäßigen Regeln für das glückliche Zusammenleben der Millionen sammelt und ordnet, ist zuverlässig die Fundamentalwissenschaft für das Glück derselben. Das Erste ist, daß die Staatswissenschaft ihre Aufgabe gehörig fasse: das ist aber bis auf Malthus fast noch nie geschehen. Ohne Brod kann der Mensch nicht leben, auf dieser Erde wenigstens nicht. Nun aber ist es Thatsache, daß eine Familie sich bald verdoppelt hat und hundert Familien während eines Menschenlebens sich verdoppelt haben, und diese Verdoppelung kann sich fort und fort wiederholen. Nimmermehr kann der begrenzte Boden fort und fort eine verdoppelte Erndte liefern. Das gilt nicht nur von einer Insel z. B. England, sondern von der ganzen Erde. Nehmen wir die Bevölkerung der Erde zu 1000 Millionen, so kann das Menschengeschlecht sich vermehren wie 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256., die Summe der dem Erdboden abzugewinnenden Lebensmittel kann aber höchstens steigen wie 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Nach zwei Jahrhunderten würde die Population zu der Summe der Lebensmittel sich verhalten wie 256 zu 9; nach drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13 und in zwei Jahrtausenden würde die Differenz fast unberechenbar sein. Dieses Mißverhältniß ist aber dem Wesentlichen nach keineswegs erst ein zukünftiges, sondern ist jetzt da und in jeder früheren Zeit gewesen. Denn es ist klar, daß bevor ein Zuwachs von Bevölkerung gedeihen kann, vorab eine Zunahme der Lebensmittel bewirkt sein muß und eben so klar, daß Kinder nur Zehrende nicht Producirende sind, daß mithin je-

dem Ehepaar zuvörderst die Pflicht aufliegt, diejenigen Mittel, welche zur Subsistenz der zu erwartenden Familie dienen, vorab veranstaltet zu haben. In dem Lande, wo diese erste aller Pflichten, die elterliche Pflicht versäumt wird, da kann kein Glück des Volks existiren und keine Moralität des Volks, mag die Regierung, mag die Geistlichkeit sich noch so sehr bemühen. Bald wird es einen Haufen Eigenthumsloser geben und die schreckliche Alternative wird klar sein, entweder die Eigenthumslosen zu Leibeigenen zu machen, oder sich von ihnen vernichten zu lassen. Diese Wahrheiten müssen künftig jeder Politik zum Grunde gelegt werden. Die Nothwendigkeit des Eigenthums, also des Staats, kann nur auf diese Weise begriffen werden. Auswanderung kann dem vorhandenen Uebel, dem Mißverhältniß zwischen den Bedürftigen und den Lebensmitteln nicht abhelfen, denn Auswanderung ist nur möglich durch Mitgift von Erspartem; wer neues Land aufbrechen und besäen will muß doch wenigstens Saatkorn haben.

Zugegeben, daß alle wohlwollende Politiker — denn von denen, welche particulaire Interessen verfolgen, soll nicht die Rede sein — denselben Zweck vor Augen haben: salus populi, so fragt sichs, welches sind die Mittel dazu, welches die Wege, die dahin führen? In Frankreich traten jene Heroen der constituirenden Versammlung auf mit glühenden Herzen und nicht kalten Köpfen und riefen: Egalité! das sei die Bedingung, das Mittel, der Weg des Glücks Aller, oder vielleicht bestehe darin selbst das Glück, daß man Niemanden über sich sehe. Es wird aus ihren Reden nicht ganz klar, weil sie sich selbst nicht klar waren. Dergleichen vage Wünsche werden von deutschen Politikern noch bis auf den heutigen Tag gehört. „Die Geistesrich-

tung" so heißt es neuerdings „je nachdem sie überwiegend auf Gleichheit oder Ungleichheit gerichtet ist, bestimmt die Unterscheidung von Aristokratismus und Demokratismus." Man weiß aber, daß die Liebhaber der Gleichheit unter dem Namen Aristokraten den Ausbund aller moralischen Schlechtigkeit verstehen, nicht minder als die Aristokraten mit dem Namen Jakobiner einen solchen bezeichnen. Es gehört also etwas Muth dazu, sich dem Vorwurf des Aristokratismus von Seiten seiner Freunde preis zu geben. Dennoch kann ich nicht umhin zu fragen, ob nicht vielleicht derjenige, welcher obige Verdammungsphrase schrieb, an demselben Tage ein Glas Wein getrunken hatte? Wie konnte der Freund der Gleichheit das thun mit gutem Gewissen? Es giebt in der Welt nicht Wein genug, damit jeder Mensch täglich ein Glas bekomme. Also ist jeder, der ein Glas oder ein halbes trinkt, ein Genießer und Förderer der Ungleichheit, ein Aristokrat. Nicht für ein Hundertstel der Bevölkerung des Erdbodens wächst genug Wein. Soll man deswegen alle Weinberge zerstören, alle Weintonnen und Weinflaschen zerschlagen, damit Niemand den Aerger habe, zu sehen, daß ein Anderer Wein trinke? oder ist's nicht besser, daß man den Rath, den Malthus giebt, befolge: pflanzt mehr Weinreben, dann können mehr Menschen Wein genießen. Die Wahrheit, die Malthus lehrt, ist allerdings das Ei des Columbus. Und dennoch wird die Wahrheit, wenn sie auch aus dem tiefen Brunnen herausgeholt ist, oft nicht erkannt, weil sie unwillkommen ist. Daß die Wahrheit, alt oder neu, die wichtigste und heilsamste Wahrheit, dennoch oft unwillkommen und unbequem ist, das gehört zu den ältesten Wahrheiten. Es ist Malthus ergangen,

wie Jenner und Harvey. Bevor E. Jenner, der Entdecker der Vaccine, seine Lieblingsidee practisch bewährt hatte, war seine Seele davon erfüllt, er machte aber kein Geheimniß daraus, sondern sprach oft davon und, wie es scheint, nur davon in der medicinischen Gesellschaft der Grafschaft Glostershire, deren Mitglied er war. Zu oft für die Geduld seiner Collegen; denn in dem Protocoll der Gesellschaft, kurz vor Jenner's erster Vaccination findet sich der Beschluß: wenn Dr. Jenner nicht aufhört von Kuhpocken zu sprechen, so soll er excludirt werden. Auf diese Weise hätte Jenner gar leicht abgeschreckt werden können von der Verfolgung der heilsamen Wahrheit, wie in Holstein derjenige Nichtarzt, welcher vor Jenner eine absichtliche Vaccination unternommen hatte, sich hindern ließ fortzufahren durch die Vorwürfe einer unverständigen Mutter.

Nicht unmöglich, daß mancher Leser, indem er die Ueberschrift dieser Zeilen sah, bei dem Namen Malthus ein ähnliches widerstrebendes Gefühl hatte, wie die Aerzte in Glostershire gegen den Entdecker der Vaccine. Der Name Malthus hat durch unverständige oder verläumderische Entstellungen, Witze und Verfolgungen, für die Ohren gar Vieler, die sich selbst aber als Zartfühlende loben, einen schlimmen Klang bekommen. Das Schlimmste dabei ist noch dies, daß man ihm, dem menschenfreundlichsten Mann, das Stigma des Aristokratismus hat aufheften wollen, daß wer zum Lobe von Malthus spricht, wer sich zu seinen Grundsätzen bekennt, ebenfalls Gefahr läuft von vielen Freisinnigen, nicht Wohlunterrichteten, für ein Anhängsel der Aristokratie, von manchen Frommen für einen Gotteslästerer und von angesehenen Gelehrten für einen Unwissenden ge=

halten zu werden. Und doch bin ich fest überzeugt, daß das Malthus'sche Werk wesentlich im Interesse der Armuth geschrieben ist, wie kein anderes, daß sein Streben, weil es das uneigennützigste und zweckmäßigste war, ein gottgefälliges gewesen sein muß. Die Thatsachen, die Malthus anführt, und der Lehrsatz, den er darauf baut, werden künftig den Grund jedes wahrhaftigen politischen Gebäudes abgeben. Leider wird Malthus noch immer von den angesehensten deutschen Schriftstellern über Geschichte und Staatsökonomie und Staatsverfassungen mißverstanden. Die Gegner in England haben Malthus viel heftiger angefeindet als in Deutschland, aber die politischen Notabilitäten haben sich auch desto eifriger für ihn erklärt, wohl einsehend, daß die Zugabe oder die Verwerfung der Malthus'schen Thesen den Wegeknoten ausmachen, von wo die Wege der für die Wirklichkeit tauglichen und der chimärischen Politiker divergiren. Die größte Befriedigung fand Malthus darin, daß Männer wie Pailey und Pitt sich zu seinen Grundsätzen bekannten. Lord Liverpool war nicht seinen Grundsätzen entgegen, wohl aber seiner Person; er mochte es nicht, daß Glieder der niedern Geistlichkeit sich in die Politik mischten. Die äußere Belohnung, die Malthus erhalten, war nur eine sehr geringe, eine mäßig besoldete Lehrerstelle am Hertfordcollege. Aber sein Bewußtsein hob ihn weit empor über die Schmähungen der Gegner. Byron, Southey, Coleridge haben sich Witze gegen ihn erlaubt; unter denen, die besondere Werke gegen ihn gerichtet haben, befindet sich kein einziger bedeutender Mann: Graham, Huntingford, Weyland, Godwin, Sadler, Anderson, Owen, Poulett Scrope. Ein berühmter deutscher Historiker hatte auch einen specifi-

schen Widerwillen gegen Malthus, aber das war nur ein Beweis mehr zu vielen andern, daß die Fähigkeit, die Causalverbindung der Thatsachen aufzufinden, keineswegs seiner Fähigkeit gleichkam, zahllose Thatsachen ins Gedächtniß aufzunehmen. Fast die meisten neuern deutschen Autoren über Staatswirthschaft wollen von der Gefahr der Uebervölkerung nichts wissen oder stellen sie in weite Ferne, stellen die Furcht davor für jetzt als chimärisch dar, aus falsch verstandener Menschenfreundlichkeit, aus Nichtverstehen der Malthus'schen Sätze. Diese beruhen auf Thatsachen. Es ist gar nicht die Frage, ob wir glauben wollen oder nicht an die Gefahr der Uebervölkerung; sie ist da, nicht blos die Gefahr, sondern die Sache selbst, in jedem Hause, in jeder Familie, wo mehr Kinder, die sich ja nicht selbst ernähren können, vorhanden sind, als der Vater und die Mutter zur Gesundheit, zum Leben, zum Glück heranziehen können. Die Lehre von Malthus ist eben so sicher, eben so aus der Natur der Dinge genommen, wie Harvey's Lehre vom Blutumlauf. Bis ins 17te Jahrhundert hatten die Aerzte keine richtige Vorstellung von der Circulation des Bluts; bis ins 19te Jahrhundert hatten die theoretischen und practischen Staatsmänner keinen richtigen Begriff von dem, was das Wohl des Volks und die Hauptbedingung desselben ist, von der Entstehung und Veränderung des Tage- und Werklohns überhaupt; denn das Volk besteht nicht aus einer bestimmten geschlossenen Zahl von Bürgern oder Individuen, sondern aus solchen, die so wie sie sich wohl befinden, unfehlbar die Tendenz haben, sich zu vermehren, und nicht blos, wenn sie sich wohlbefinden, sondern auch dann, wenn ein tieferer Grad von Elend den Blick für die Zukunft ab-

stumpft und der Genuß des Augenblicks gleichgültig macht, gegen die fast unvermeidlichen Uebel, dem die Nachkommenschaft preisgegeben wird.

Ich habe Harvey genannt. Nachdem Harvey seine große Entdeckung bekannt gemacht hatte, schrieb er einem Freunde, daß seine ärztliche Praxis abgenommen habe. Das Vertrauen des Publikums zu ihm war verringert, weil er den Blutumlauf entdeckt hatte. Wahrscheinlich, wenn Malthus sich nicht mit der Politik abgegeben hätte oder in nicht menschenfreundlichem Sinn sondern im Interesse einer Parthei, so wäre er zu einem Bisthum ernannt worden. Diese illustren Exempel von Harvey, Jenner und Malthus mögen Jeden trösten, der verkannt wird, trotz seines lautern Strebens, Jeden, der sich trösten lassen will durch die Einsicht in das, was das unvermeidliche Loos der Menschheit zu sein scheint. Malthus, der wohlwollendste nicht nur, sonder auch wohlthätigste Schriftsteller bedarf nicht mehr des Trostes. Er ist dem irdischen Leben entrückt, welches durch Brodessen bedingt ist. Die Schmähungen gegen ihn dauern fort, das ist betrübend, aber noch viel betrübender ist, daß seine heilsamen Lehren verkannt werden, ohne deren Verständniß nimmermehr ein treffender Blick in die politischen Verhältnisse, ein richtiges Urtheil über das Wohl und Wehe der Völker und ein sichres Eingreifen in die Legislation möglich ist.

In Frankreich leben auf demselben Boden, wo zu Anfang der Revolution 24 Millionen Menschen lebten, jetzt mehr als 33 Millionen. In Preußen hat die Bevölkerung seit 1815 fast noch rascher zugenommen. Gewiß, die Zerstückelung der großen Güter, die Vermehrung der Zahl der

Eigenthümer hat fleißigere Cultur, also reichere Erndten hervorgebracht, aber kann man im Ernst behaupten, daß die Bodenfläche, die jetzt eine Familie ernährt, abermals und abermals unter sechs, sieben Kinder oder auch nur unter 4, unter 2 Kinder vertheilt, hinlängliche Nahrung, glückliche Existenz gewähren könne? Wenn der Vater nur ein Pferd hinterließe und vier Söhne sollten sich theilen in das Eine Pferd? das klingt fast lächerlich? Aber seht, was in Irland geschieht. Die Insel Irland hatte noch zu Anfang des 18ten Jahrhunderts kaum 2 Millionen Einwohner, hat jetzt gegen 8 Millionen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit für jede menschliche Weisheit, seis des vereinigten Parlaments, seis eines besondern Irischen Parlaments, Mittel ausfindig zu machen, um Irland glücklich, ja nur ruhig zu machen. Die Mittel sind nicht da. Der große Haufen der Irländer ist unbemittelt, ist hungrig und verhungernd, ohne daß Hülfe möglich ist. Das Uebel entsteht aus Sünde. Sünde ist es und Hauptsünde, wenn die Geschlechtsliebe die Elternliebe erstickt, wenn die Menschen, welchen Gott Vorsicht gegeben hat, nicht so viel Vorsorge angewandt haben für ihre zu erwartende Familie wie der Vogel, der doch sein Nest gebaut hat, eh' er Eier legt. Unzähligemal hört man von den gutmüthigen Deutschen die armen Irländer, die von den Engländern tyrannisirten Irländer, bemitleiden. Aber diese unterdrückten Irländer haben Preßfreiheit und Jury. In allen Verhältnissen genießen sie dieselben Gesetze, wie die freien Engländer; was kann man mehr wollen? daß der Ackerboden, auch wenn er von Katholiken besessen wird, ein Geringes abgeben muß an die protestantischen Kirchen, ist allerdings ein Uebelstand, ist ein Rest der

Eroberungszeit, aber wie glücklich wären andre oft eroberte Länder, wenn nicht mehr Spuren der früheren Besiegung durch rohe Gewalt übrig geblieben, als solche geringe Abnormität. Nur politisch, nicht civilrechtlich kann diese Abnormität eine Ungerechtigkeit genannt werden, denn es ist wohl kein Besitzer von Grund und Boden in Irland, dessen Besitzthum nicht einmal verkauft worden wäre unter der Bedingung jener Abgabe an die protestantische Kirche. Das Mitleid der Deutschen für die Irländer als Opfer einer ungerechten Politik ist die größte Verschwendung. Irland ist unglücklich durch eigene Schuld. Das System der Verafterpachtung des Bodens in kleinen und immer kleineren Loosen hat die Vernachlässigung der Malthusschen Lehren hervorgebracht. Seht diese Warnungstafel! — Aber die Irländische Frage gehört für uns nicht zu den Hauptfragen. Die große Frage von der Gesetzgebung über das Armenwesen, ist eine der wichtigsten, die durch Malthus und nur durch ihn entschieden wird. Und wahrlich, nicht minder wichtige Fragen, die nach dem Malthus'schen Princip zur Entscheidung gebracht werden müssen, sind die über die Moralität des Familienvaters, über die Grenzen der Staatsgewalt, über die Grenzen des Adels.

Eine zweckmäßige Gesetzgebung über das Armenwesen ist gar nicht möglich ohne die Thatsachen, welche Malthus seinen Lehren zum Grunde gelegt hat, anzuerkennen. Wenn es wahr wäre, daß die Reichen den Armen, jedweder Zahl von Armen helfen könnten durch Mittheilung ihres Ueberflusses oder durch Theilung des Nothwendigen, wahrlich es gäbe längst keine Armen mehr. Die Aufgabe ist ja nicht: die gegenwärtige Zahl von Armen zu versorgen, sondern

eine Zahl, die unvermeidlich die Tendenz hat, sich unbestimmt zu vermehren. Es kann kein Recht des Armen geben unendliche Ansprüche zu machen auf die Hülfe derjenigen Mitbürger, welche, wenn auch bemittelt, doch begrenzte Mittel besitzen.

Es ist eben so unmöglich, daß der Staat allen Armen ohne Ende Unterhalt gewähre aus einer nicht unendlichen Masse von Lebensmitteln als es unmöglich ist für die absolute Monarchie oder die absolute Demokratie, allen Jungfrauen Männer zu schaffen, wenn, wie fast überall, die Zahl der Weiber die der Männer übertrifft. Die scheinbar philanthropische Lehre von der unbedingten Pflicht, alle Armen zu unterstützen, würde, geradezu befolgt, aber zu dem entgegengesetzten Extreme führen, welches die Philanthropen, und mit Recht, am meisten fürchten, zur Wiederkehr der Leibeigenschaft. In Deutschland machen eben diejenigen, welche sich vorzugsweise menschenfreundlich oder philosophisch dünken, die absurdesten Forderungen an den Staat. Und was ist ihnen der Staat? Ein Monstrum; denn sie fragen nicht nach dem Zweck des Staats, sondern begnügen sich mit der Thatsache einer für den gegenwärtigen Augenblick unwiderstehlichen Gewalt. Aber wo absolute Herrschaft auf der einen Seite ist, da kann auf der andern Seite nur absolute Sclaverei sein. Also wo absolute Herrschaft ist, da ist keine Staatsgesellschaft, da ist der Staat Fiction. Es ist ein Jammer zu sehen, wie die trefflichsten Köpfe der neuesten Zeit auf dem Gebiete des Staatsrechts mit der Wahrheit und ihren innersten besten Gefühlen Versteck spielen.

Die größte Lücke in der Moral hat bisher stattgefun-

den, dadurch daß man dasjenige Verbrechen ignorirt hat, welches das nothwendige Correlat des Kindermordes ist. Kinder in die Welt setzen, für welche man keine Unterhaltsmittel gesammelt hat, ist ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, reichlich so groß, wenigstens viel folgenreicher an Uebel als die Ermordung der Neugebornen. Wer nicht mündig ist, darf nicht die Pflichten des Mündigen übernehmen, wer nicht Eigenthum hat, darf nicht einen Wechsel ausstellen, ohne Gefahr zu laufen, als Betrüger bestraft zu werden, und dennoch läßt man es täglich geschehen und lobt es, daß Leute sich ehelich verbinden, die durchaus nicht im Stande sind, die elterlichen Pflichten zu erfüllen. Die Pflicht der Eltern für die Kinder geht chronologisch den kindlichen Pflichten vor. Jedermann wird den Ausspruch unbedenklich thun: in einem Lande, wo von unzähligen Kindern die Pflichten gegen die Eltern mit Füßen getreten werden, kann kein Segen sein. Wie sollte es nicht auch umgekehrt der Fall sein, daß der Segen des Himmels fehlen müsse, wie der Regen in der Wüste Sahara, in solchem Lande, wo die elterlichen Pflichten von tausend und tausend Ehemännern, die nicht im Stande sind, Familienväter zu sein, unerfüllt bleiben und bleiben müssen, weil die Fähigkeit dazu fehlt. Gar nicht zu reden von den unehelichen Geburten. Der Staat besteht wesentlich aus Familien, ist glücklich, wenn die Familien glücklich sind. Wie sollte der Staat nicht unglücklich sein müssen, in welchem die größte Zahl der Familienväter so unvorsichtig handelt, daß die Familie von Noth und Elend niedergedrückt wird?

Von den Grenzen der Staatsgewalt oder des Herrschers haben die allermeisten Europäer noch bis diesen Au-

genblick übertriebene orientalische Begriffe. Wenn der König müßte und wollte, wenn die Staatsgewalt, die unwiderstehliche, beföhle, so, meint man noch gar zu oft, würde jeder, der Lust hat, zu arbeiten, Arbeit und Lohn finden, so würde in jeder Hütte das Huhn im Topfe Sonntags nicht fehlen. Irrige Meinung! verderblicher Grundirrthum! Die Staatsgewalt hat nicht im geringsten Macht, auf längere Zeit den Arbeitslohn zu erhöhn, mithin keine Macht, das Mißverhältniß zwischen denen, welche Arbeit suchen, und denen, welche Arbeit zu lohnen vermögen, zu verbessern und dasjenige Verhältniß herzustellen und zu erhalten, welches eine unbestimmte, stets zur Vermehrung geneigte Zahl Arbeitsuchender als nothwendig erachtet zu ihrem eigenen Wohlbefinden. Unter Arbeit Suchenden wird hier nicht blos der Schwerarbeitende verstanden, sondern auch der Candidat zu allen Staatsämtern, der junge Arzt, der Chirurg, der sich Gelegenheit wünscht zu Operationen, der Architect, der bauen möchte, der Schiffer, der die Meere befahren will u. s. w.

Es ist unmöglich gesunde Ideen zu haben über das Armenwesen, ohne die Malthus'schen Lehren zur Grundlage zu nehmen und eben so wenig kann über den politischen Werth des Adels richtig geurtheilt werden, wenn man den Blick abwendet von den Fundamentalthatsachen, welche Malthus zuerst mit Standhaftigkeit, mit Gewissenhaftigkeit zu betrachten gelehrt hat. In England sind ungefähr 500 Lords; die jüngern Söhne gehen über in die Classe der Bürger; dagegen in Schweden haben die Häupter von 2400 adlichen Familien das Recht auf dem Ritterhause zu erscheinen und alle noch so zahlreiche Glieder dieser 2400

Familien machen Anspruch auf adliche Vorrechte. Der Herzog von Wellington wird Einen Herzog von Wellington hinterlassen und nach mehr als hundert Jahren wird der Erbe des Titels und des großen Grundbesitzes des jetzigen Herzogs den Respect des Volks auf sich ziehn. Ist es möglich, daß in andern Ländern ein ähnlicher Respect statt finde vor dem Adel, wenn Ein Graf, Ein Baron für Ein Gut drei betitelte Söhne und dreißig betitelte Enkel und Urenkel hinterlassen hat? Diejenigen, welche verlangen, daß alle eheliche Descendenten eines Adlichen, begütert oder unbegütert, dieselben Vorrechte genießen sollen, wie der älteste Sohn, welcher das Gut allein erbt, verlangen, was gegen die Natur der Dinge ist und sind schuld an dem Untergang des Adels. Dies Verlangen ist ebenso sehr gegen die Natur der Dinge als das der Gleichmacher, welche wollen, daß jeder Grundbesitz jedes Erblassers unter alle Kinder fort und fort zu gleichen Theilen getheilt werde. In England ist der Adel geachtet und der geachtete Adel ist die Stütze des Throns. In Frankreich hat sich der Adel selbst zu Grunde gerichtet durch die grundlosen Prätensionen der güterlosen Cadets und er hat auf diese Weise die wiederholten Krisen des Throns hervorgebracht. Eben jetzt ist der Thron in Frankreich wieder unsicher, weil die Pairskammer zu schwach ist, weil ein stetes höchst zu beklagendes Duell zwischen Krone und Deputirtenkammer statt findet. Das wahre Mittel der Beruhigung und des Heils würde darin bestehen, daß feste geschlossene Ackerloose eingerichtet würden. Ein Achtel des Landes liege in großen Erbgütern; vier Achtel bestehe in Bauerhöfen, deren jedweder eine fleißige Familie wohl ernährt und ausschließliches Erbtheil eines Sohns

werde; die übrigen drei Achtel mögen dem freien Verkehr als Waare preis gegeben sein.

Das Verhältniß der menschlichen brodbedürftigen Natur zur äußern Natur, das muß der Grundstein jeder politischen Betrachtung, jeder heilbringenden politischen Institution und Gesetzgebung sein. Es ist thöricht zu glauben, daß die endlose Theilung des Bodens, (wie in Irland und am Ganges, wenn gleich nur pachtweise) oder der Befehl des Monarchen, seis des constitutionellen, seis des absoluten, an der Natur der Dinge das Geringste ändern können. Gemäß der Natur der Dinge habe ich nach bester Ueberzeugung in meiner ersten Schrift politischen Inhalts das Epigraph gewählt: Nicht Freiheit und Eigenthum! sondern: Eigenthum und Freiheit! Einige entferntere Gründe für Ständische Verfassung. (Man hat wiederholt irrigerweise diese Schrift dem in Paris verstorbenen Grafen von Schlabern-dorf zugeschrieben.)

* * *

Zu Anfang habe ich das im Englischen Oberhause ausgesprochene Lob des insbesondere von mir hochverehrten Malthus angeführt. Verstärkt ward der Eindruck, den dies Lob in mir erregte, durch den Contrast der falschen und verderblichen Lehre, die ich bald darauf las in dem neuesten Werke eines der fruchtbarsten und beliebtesten und mit Recht beliebtesten, meist lehrenden Schriftstellers:

„Die abgestellte Hungersnoth.

Als im Lande Hungersnoth war
Und dem König ward berichtet,
In des Reiches reichsten Städten
Stürben viele Arme Hungers,
Höret, welche rasche Auskunft,

Welche Abhülf', kurz und bündig
Peros traf, der Perserkönig
Eigenhändig schrieb er einen
Brief an jede Stadt im Reiche
Dieses Inhalts: Wo ein Armer
Hungers stirbt in euern Mauren,
Werd' ich für den Armen einen
Reichen nehmen und im Kerker
Auch ihn Hungers sterben lassen. —
Niemand starb im Lande Hungers,
Und die Reichen selber brauchten
Nicht zu hungern, mit den Armen
Nur den Ueberfluß zu theilen. —"

Ich gestehe, daß ich diese Lehre mit Unwillen gelesen. Es ist die verderblichste Lehre: daß zum Gutregieren guter Wille hinlänglich sei, daß die oberste Gewalt berechtigt sei, aus guter Absicht die Rechte des Eigenthums zu verletzen, die Basis des Wohls Aller, das Eigenthumsrecht zu erschüttern. Wahrlich, wenn es so leicht wäre, der Hungersnoth, der Noth und Armuth überhaupt abzuhelfen, wenn es dazu nur des Befehls eines gutmüthigen Monarchen bedürfte, so möchte wohl schon längst in unserm Lande und in vielen andern Ländern keine Armuth mehr existiren. Ja ich habe so viel Zutrauen zu den Menschen, daß ich nicht zweifle, auch ohne Befehl würden die Reichen mit den Armen theilen, sobald es bewiesen wäre, daß solche Theilung wirklich aller Armuth abhelfen könnte.

Bei Lesung jener Rückertschen Zeilen erinnerte ich mich eines Blattes, welches bestimmt war für den Ehrenkranz des verstorbenen Malthus:

---

1) Und Salomo, der König rüstete Schiffe aus nach dem Lande Ophir, um Schätze zu holen.

2) Und er befahl den Weisen Sorge zu tragen, auf daß es den Schiffen an nichts mangle auf der weiten Reise.

3) Für Alles war gesorgt, und ein günstiger Wind erhob sich, und die Schiffe wollten abgehn.

4) Da beschlossen noch spät die Weisen, daß es gut sei auf die weite Reise den Schiffsleuten ihre Weiber und Kinder mitzugeben.

5) Und es gelangte ein tiefgehendes Boot mit Weibern und Kindern an das erste Schiff, die mit Geschrei verlangten aufgenommen zu werden.

6) Aber der Schiffshauptmann sprach: habt ihr Lebensmittel und Wasser mitgebracht für die weite Reise?

7) Als sie das verneinten, da hieß er die Anker lichten und segelte von dannen.

8) Und sie kamen an das zweite Schiff und schrieen sehr.

9) Der Schiffshauptmann fragte: habt ihr Lebensmittel mitgebracht und Wasser?

10) Derselbe erblickte die Weiber mit Wohlgefallen, und die Zunge sprach: kommt herein.

11) Da erhob sich ein Sturm, der trieb beide Schiffe weit ab von ihrer Fahrt in die Wüste des Meers.

12) Vierzig Tage trieben sie umher und beteten viel.

13) Und als der Sturm nachließ, setzte das erste Schiff seine Reise fort gen Ophir und alles geschah wie Salomo befohlen hatte.

14) Aber in dem andern Schiffe hatte schon längst gemangelt Brod und auch Wasser.

15) Und die Männer hatten sich entzogen das Nothdürftige, und was sie hatten getheilt mit den Weibern und den Kindern.

16) Aber der Vorrath war verzehrt und die Brosamen waren verzehrt.

17) Und die Kinder starben zuerst, und die Mütter starben in Traurigkeit und die Männer, unfähig das Schiff zu regieren, sanken hin in Traurigkeit.

18) Aber das erste Schiff mit Schätzen beladen und fröhlicher Mannschaft, traf auf der Rückreise die Trümmer des andern Schiffs; und die Sonne erleuchtete das Glück der Vorsichtigen und das Unglück der Unvorsichtigen.

19) Die glücklich Heimgekehrten belohnte der König und sie lebten mit ihren Weibern und Kindern nach gesegneter Arbeit in Freuden.

20) Und der Name des ersten Schiffshauptmanns war Malthus.

Wer sich ernstlich beschäftigt mit Politik, mit den Fragen, welche das Wohl oder Wehe der Millionen betreffen, der lese und studire und beherzige vor allen Dingen die Schriften von Malthus.

II.

Der Winterabend.

Aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff.

Vorbemerkung des Uebersetzers.

Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Uebersetzung aus dem Russischen darbringe, daß ich unter meinen Lesern auch auf solche treffen werde, die anspruchsvoller sind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichsam auflauern, und meinen, sie müsse ihnen das Unerhörteste, Ueberschwänglichste, Epochemachendste bieten, und die sehr unwillig thun, und als hätte man sie in ihrer Gebühr verletzt, wenn sie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Kost sie sonst im Stillen sich genügen lassen, oder was sie sogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gästen auftragen, und diesen wie sich selber zumuthen! — Ich meinerseits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einsicht durchdrungener Bildung, ein so schöner Verein sinniger Lebensauffassung, ästhetischer und sittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar sehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getrost einlade zu einem solchen Genusse, den man sich ohne Zweifel auch anderweitig verschaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens spähet! —

Berlin, 1839. Varnhagen von Ense.

Der Winterabend.

„Großväterchen,“ so sprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geschichten?“
Ei gewiß!....

B. Delwig.

I.

Einleitung.

Der lange russische Winter ist dem russischen Herzen theuer. „In allem mag Italien schön sein, doch — kein Winter!“ pflegten die Soldaten Suworoff's zu sagen. Und wahrlich, was ist eure venetianische Sommernacht gegen helle Frosttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und kostet keinen Groschen,“ fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutschberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigespann vor dem breiten Schlitten, sogar Schneegestöber und Windwehe, alles ist dem Russen lieb. Und wenn der zwölfstündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienspahns beginnt der lustige Erzähler sein weitausgesponnenes Mährchen, rings um ihn sitzen Alle mit aufgesperrtem Munde, — horchen, horchen, und schlafen auch wohl unter seinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken sitzt ein schönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, ist dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben so wie im Alter, lebt der Mensch

vom Vergangnen: von den Früchten des Herbstes, den Erinnerungen des Gewesenen. Im Winter, eben so wie im Alter, ist er gastfrei und redselig, — aus müssiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gastfreiheit und Gesprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingestreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und sich für die kurze Arbeitsamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es sich, daß ich bei einem Freunde war, der sich mit einem reichen und schönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis seiner nächsten Nachbarn war nicht groß, aber ausgezeichnet: er bestand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau besuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geschichten zurückbrachten.

Die meisten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptstadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einsamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großstädtischen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geschmack, Anmuth, Geselligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatscherei und Pflichtbesuche. Dieser nicht große Kreis erfreute sich solchergestalt aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, ohne dessen Gift, ohne dessen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Ansprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten

verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man sich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einschlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch sein Schwiegervater mit seiner Frau und seinen jungen Töchtern zum Besuch. Dies gab für das ganze Haus neue Festtage, neue Anlässe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beispiel die Jüngern. Der Tag verlief meist in dieser Weise: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder von uns, entweder auf seinem Zimmer oder im gemeinsamen Saale, nach Belieben sich beschäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühstücke rief. Dann verfügten sich Alle in das Gastzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tischtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittagessens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einflusse der reinen Luft, der Gemüthsruhe und starken Leibesbewegung, meldet sich die Eßlust von selbst früher an, als in dem dunstigen, geschäftvollen, sitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühstück, setzten sich die Alten zum Lesen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthschaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo sie alsbald nach dem klangvollen Tischner'schen Fortepiano sich im Walzer lustig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenster tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter ist heute!“ Dieser Ausruf wird von den Damen wiederholt, und ist das Zeichen zur

Spazierfahrt. Zweispännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken sind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde stampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald sind Alle in fröhlichem Gedränge versammelt, setzen sich ein, stellen sich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde stürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber ist in die Gabel gespannt; aber das Beipferd, sich im Bogen windend, wirft den Staub säulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtsamen Mädchen, ihre Schleier fallen lassend, wenden erschrocken das Gesicht ab, aber die kräftige Hand des Cavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde; der Galopp verwandelt sich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Rosen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es ist Zeit nach Hause zurückzukehren. Die Pferde sind müde geworden, sie gehen im Schritt; am Himmel erscheint der Mond; leiseres Gespräch knüpft sich zwischen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich spitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern sie den nahen Wolf; wie Pfeile schießen die Schlitten dahin, schon haben sie die Hoftreppe erreicht; die verschüchterten Damen, noch zitternd treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen.... Aber bald ist alles vergessen; fröhlich setzt man sich zum hellerleuchteten Tische; die Spazierfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühstück gewesen wäre! Ueberseeische Weine wechseln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwässern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie kosten mit ihren Rosenlippen den hauserzeugten Nek-

tar, die Zungen lösen sich; der Hausherr flüstert dem Diener etwas zu, es erscheint der schäumende Aï und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unsrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebenslust und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Camin oder den Theetisch versammelt waren, rückte er seinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort sich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unser Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erschöpft hatte, setzte er sich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug, sagte er endlich, genug des Rennens; setzen wir uns ordentlich, und sprechen wir von irgend was.“

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen.“

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünschet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Lustiges oder Schreckliches?“

Schreckliches; das ist in der Mode jetzt.

„Nun denn, so besorgt vorher ein Fläschchen Weingeist.“

Die Damen rückten näher eine zur andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten sie sich zum Hören.

Der Alte begann.

II.

Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch sehr jung, fügte es sich, daß ich wegen amtlicher Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geschäfte erforderten häufige Reisen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte sich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin sagte, seine Frau verloren hatte. Weil ich sehr beschäftigt und oft abwesend war, so gelang es mir nicht ihn zu sehen, zumal er einsam lebte und sich nirgends zeigte. Nachdem ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich schon im Begriff nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin gewesen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, so möchte ich Euch dies Geschichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtsein wieder, und der Erste, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals im Tage zu besuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; seine hohe Wohlgestalt, sein schönes offenes Gesicht, dem ein

schwermüthiger Ausdruck besondern Reiz gab, nahmen mich auf den ersten Blick ein. Meine langsame Genesung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber seine Seele, die sichtlich eben so schön war, wie sein Aeußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeschlossen.

Wir saßen öfters am Fenster, wo wir die Straße von Radziwiloff sehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, so richtete er sogleich sein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenster weg, indem er das Gespräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn seine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reisewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr rasch an unsern Fenstern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshause: „Das ist sie, das ist sie!“ rief er aus, ganz außer sich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüssig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus seinem langsamen Gange, aus einer gewissen verschämten Schüchternheit in seinem Gesicht, konnte ich schließen, daß er sich in seiner Hoffnung getäuscht habe.

In das Zimmer tretend sagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Ursache meines Trübsinns, und haben längst gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten.... Aber, bei meiner Ehre, Sie sollen alles wissen: es ist Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es ist Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern suche! Ich irre schon lange in der Welt umher; bittere Um=

stände haben mich den Freunden entrückt: sei Du mein Freund... Ja?"

Hierbei drückte der Graf mir fest die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz ahndete, was ich hören würde. Ich antwortete ihm mit stummem Händedruck, der aber beredter war als Worte: wir verstanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch ich nicht zu sagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig ist tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrschen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuschenden Luftgebilden, die ich thöricht für Wirklichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich diese zu finden dachte, und ihr die liebsten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böses Geschick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genießen, und versuchte meinen schwachen Willen durch neue Täuschungen.

„Was soll ich alle Umstände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereignissen ist? Ich werde der wichtigsten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft sind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht gesehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und sollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeschrieben war; während ich noch zu Hause Unterricht genoß. Unser Weg führte uns auch zu dieser Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erstenmale, sah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber scharf entgegengesetzt meiner früheren Einsamkeit; hier, zum erstenmale, stellte sich mir die bunte Verschiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in diesem kleinen Chaos widersprechender Neigungen, Leiden=

schaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen sollte; keines von ihnen sprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der Freundschaft enthüllt sich früh im Menschen, besonders wenn er aus stiller Einsamkeit plötzlich in einen geräuschvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen sein zerstreutes, gegenstandloses Gefühl zu befestigen. Die Absonderung macht diesen Durst der Seele nur noch empfindlicher. Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn stillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter gewesen, machten alle Kinder sich auf, in dem englischen Garten zu spielen, der hinter dem Hause lag, und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüsse erfrischten Luft. Da ich so lange nicht aus dem Hause gekommen war, so fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz sich ausdehnte, wie rasch das Blut in mir strömte. Fünfzehn Jahre stürmischen Lebens haben in mir den Eindruck dieses Tages nicht verlöscht. Ich war fröhlich, sprang vor Lustigkeit; aber diese Fröhlichkeit war schon nicht kindisch mehr: in ihr verbarg sich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieser Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieser Zeit an war ich herangewachsen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, festen Umarmung an mich zu schließen! Aber meine Gefährten verstanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Rasen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte, welch ein Abstand sie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — diese Bezeichnung kam mir zum erstenmal

in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewissen schüchternen Mißtrauen in mich selbst, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus Stolz. Auf solche Weise fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre schrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und sann, ich weiß selbst nicht worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee schimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderschön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es sich auf seinem zarten Stiele schaukelt! Dies war, wie ich später erfuhr, eine von meinen Basen; sie ging ihre Großmutter besuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeisterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht gesehen hatten, so kannten wir einander nicht, und sie ging schweigend weiter. In mir schlug das Herz wie ein Fischchen im Netze. Ich nahm meinen Reisehut, und ging auch schweigend vorüber. Ich weiß nicht, was sie in diesem Augenblicke fühlte; aber ich!.. O! ich athmete kaum: so beklommen war mir die Brust. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und sah mit quälendem Neide, wie sie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luftiges Gebilde, bald verschwand, bald wieder erschien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, schimmerte zwischen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich sah sie nicht wieder. Diese einfache Erscheinung erfüllte mich mit unaussprechlichem Leid; dieses weiße Kleid, das sich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte schwindende Hoffnung nach

augenblicklichem Glück und vor endlosem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traumgesicht, meine paradiesische Blume, — dachte ich: wer bist du? woher? Werde ich Dich noch wiedersehen?"

„Ich sah sie noch an demselben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Base. Wie wir einander ansahen, errötheten wir; ich schwieg, sie ebenso. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob sie sich meiner erinnerte? — „Nein, antwortete die Base, ich erinnere mich nicht." — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies sagte, wurde ich bis über die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit diesen Worten meine ganze Seele ausgesprochen."

„Unsre gegenseitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundschaft, nicht Liebe, sondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unschuldigen Alter bekannt, der ersten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Fest; ohne sie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne."

„Die Erinnerung an die Zeit der ersten Liebe ist so schmerzlich süß, daß Du mir einige Umständlichkeit wohl erlaubst. Nach alter Sitte, die jetzt nur selten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieses Gebrauchs nicht zu schätzen; aber nachdem ausgesprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreise anschicken würden, da — wirst Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir

noch vergönnt bliebe die Base zu küssen. Mit jedem Tage dünkte mich ihr reiner Kuß süßer, der Gedanke der Trennung unerträglicher. Denke Dir hierzu unsre stillen Unterhaltungen, Erzählungen, Phantasieen, das unschuldige Stammeln des unschuldigen, nie wiederkehrenden Jugendalters! Wie alles unsre Verknüpfung nur stärker befestigte! Warum mußte dieses heitre Ergötzen sich so bald verdunkeln? Warum diese uneigennützigen Freuden und Qualen so bald durch Berechnung und Gesellschaftssitte erstickt werden?"

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen seit diesem ersten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegsdienst. Ich gehe auf Urlaub; mein erstes Anliegen ist, die Unvergeßliche aufzusuchen: die Zeit und das zerstreute Leben hatten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber, barmherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeschossene achtzehnjährige Schönheit, von geziertem, abschreckendem Wesen, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutzlos, sie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom des Vergessens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche Schule der Welt hatte diese, für die Liebe geschaffene, Seele ausgetrocknet; und das himmlische Geschöpf war in eine Puppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für Putz und die eitlen Erfordernisse der Mode!"

„Getäuscht in den heiligsten Hoffnungen, eilte ich den Ort meiner ersten Liebe zu verlassen, das Paradies meiner Jugend, jetzt verwelkt und verwüstet! Ich ging fort, ohne Abschied, und mit keinem Blicke sogar mochte ich sie an unsre frühere Freundschaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir das ein."

„In kurzem hörte ich, daß sie versprochen sei. Auf diese Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit sein sollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderischer, ja! mit mörderischer Kaltblütigkeit geleitete ich sie zum Altar. Mit boshafter Freude sah ich, wie sie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblasenen Geschöpf getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Gnüge, indem ich dieses theure Paar betrachtete!"

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle andern Gefühle. Die Treulose zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenschaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willst, — ich verheirathete mich...."

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren hast, so weißt Du nicht, was alles für Launen sie hat. Meiner Base zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anstellte, spielte die Rolle eines leidenschaftlichen Gemahles durch, und um meine gewesene Gespielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verstand, die Schönheit meiner Frau zu preisen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Diesmal verstanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging sie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor sie aus dem Gesicht."

„Inzwischen starben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau... Ich werde den Staub der Verstorbenen nicht aufstören; aber hart ist die Erinnerung des erlebten Geschicks. Ich will es mit zwei Worten sagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigensinn, und endlich Eifersucht, die keine Gränzen kannte (denn zum

Unglück liebte die Verstorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als sie an einer hitzigen Schwindsucht auszuzehren anfing, reiste ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu spät. Die Luft Italiens und des südlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern; Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; sonst werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen."

„Kaum ist es zu glauben, aber diese Worte klingen mir seitdem stets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wenn schon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eifersucht allein ihr solch seltsame Drohung eingeben konnte. Gott! ob sie wohl sich erfüllen wird?"

Nach diesen Worten schwieg der Graf. Er litt sichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das ist sie!" bestätigte meine Vermuthung, daß sein erschrecktes Gewissen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus seiner Schwermuth herausführen zu müssen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erschrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?" wiederholte er, und sein Gesicht erheiterte sich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geschichte noch nicht auserzählt! Wen? fragst Du; — unglaublich! kaum daß ich selbst an mein Glück glaube...."

„Meine Frau starb — aber, sieh, das weißt Du ja... freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf streifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich

muß Dir sagen, daß ich leidenschaftlich Musik liebe; — und Wien ist die wahre Hauptstadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reise beenden, hier der Kunst Lebewohl sagen."

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Musikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des siebenzigjährigen Haydn veranstaltet, und ich aufgefordert im Chor mitzusingen, ich besuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Concerts; das Publikum war zahlreich... Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Greises, eröffnete sich unwillkührlich der Liebe; unwillkührlich gedachte ich der unvergeßlichen Gestalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeisterung unaufhörlich vorschwebte. Plötzlich . . . nicht trau' ich meinen Augen . . . steht sie vor mir, und singt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme sang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich schließt mit dreimaligem: Amen. Hat nicht auch meine Liebe so geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erscheinung. Der Frühling meiner Liebe ist vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düstre Herbst, und kein fröhlicher Gesang, sondern eine Grabesmelodie erwartet mich."

„Das Concert war geendet, ich trete näher zu der jungen Sängerin . . . Gott, es ist Wiera!... ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Wiera verheirathet, vergaß sogar ihre Erkaltung gegen mich, unsern erzwungenen Zwist . . . ich lag in ihren Armen..."

„Mit kurzen Worten, — dies war meine frühere Wiera, sanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte sie wieder

zu sich selber gebracht; sie war wie eine Blume, dahingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterfrische. Ihr Mann, ein kalter, seelenloser Egoist, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, — und sie, selber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten: sie war schon mein, als sie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anstatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühsames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtlosen Wunsche!"

„Wiera hatte in Wien einen Bruder; sie war zu ihm gereist, in der Hoffnung, mit mir zusammenzutreffen. Du erräthst das Uebrige . . . ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtschaft mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; sie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf sie zu warten, hier wird auch unsre Hochzeit sein."

Und inzwischen bist Du bekümmert und schwermüthig? sagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was hast Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau," antwortete der Graf düster. „Soll ich es sagen?" setzte er flüsternd hinzu, und sah sich nach allen Seiten um; „soll ich es Dir sagen? ich habe sie gesehen!"

Stellt euch mein Erstaunen vor: ich sprang zurück von ihm.

Bist Du bei Sinnen?

„Ich habe sie heutnacht gesehen," fuhr der Graf mit gezwungener Fassung fort, ich habe sie gestern gesehen, habe sie vorgestern gesehen."

Im Traum? —

„Ich weiß nicht; vielleicht ... vielleicht aber auch wachend."

Was sagte sie?

„Sie schwieg."

Und weiter nichts?

„Nein: sie zeigte auf eine andre Erscheinung hin, und dies war — meine Wiera!... Starb sie etwa?... Gott! Neulich schien mir, daß in dem Wagen sie vorbeiführe; aber es war ein Mönch in der Kapuzinerkutte, mit der Muttergottes. Sage, was soll ich beginnen?"

Ich bemühte mich, den armen Grafen zu beruhigen; aber die Einbildung hatte ihn zu sehr bewältigt. Ueberdies konnte ich nicht lange mehr bei ihm bleiben: der Dienst rief mich nach St. Petersburg. Mit gepreßtem Herzen mußte ich von ihm Abschied nehmen und ihn in qualvollster Verfassung allein lassen.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, richtete ich mehrere Briefe an ihn; aber, da ich keine Antwort bekam, so schwieg ich zuletzt.

Lange nachher, als ich wieder durch Shitomir kam, ging ich zu meinem alten Wirthe, in der Absicht mich nach dem Grafen zu erkundigen. Hier in der Kürze das Ende seines Berichts:

Bald nach meiner Abreise kam Wiera wirklich an. Der Graf schien ruhiger. Der Tag der Hochzeit war bestimmt.

Allein an dem Vorabende gerieth das Haus, wo Wiera abgestiegen war, in Brand. Der Schrecken, die feuchte Nachtluft, erzeugten in ihr eine Krankheit, die anfangs unbedeutend war. Wie es auch sein mochte, die Hochzeit wurde aufgeschoben.

Die Zeichen der Krankheit verkündeten keinerlei Gefahr. Es vergingen einige Tage, und Wiera befand sich besser; aber plötzlich erschien der Kapuziner, in welchem der Graf den Mönch erkannte, der damals unter unsern Fenstern vorbeigekommen war. Der Mönch war auf Wallfahrt, die heiligen Oerter zu verehren, und kehrte eben zurück. Da er von der Kranken hörte, so beeiferte er sich, seine geistlichen Heilmittel hier anzubieten.

Der Graf dankt dem guten Kapuziner, und bittet ihn, die Kranke zu besuchen. Aber des Mönchs Gebete bringen bei ihr nicht die gewünschte Besserung hervor, und der fromme Vater ist genöthigt, dem Grafen zu eröffnen, daß seine Braut ohne Hoffnung sei.

Die Vorhersagung erfüllt sich: Die Krankheit Wiera's wird stärker. Der Graf versammelt alle Aerzte, die sich in Shitomir finden lassen. Sie treten zusammen, sprechen lateinisch, zucken die Achseln, und — gehen fort.

Es vergingen noch drei Tage: die Kranke schlief still ein. Auf's neue versammeln sich die Aerzte, fühlen den Puls, das Herz, bringen einen Spiegel vor den Mund; auch kein Zeichen des Lebens mehr! Sie erklären, daß Wiera gestorben, empfangen ihr Honorar, und — gehen fort.

Die Leiche wird mit den gebührenden Ceremonien zur Erde bestattet... Es ist überflüssig, von der Verzweiflung, dem Jammer des Grafen zu reden. Er verfällt in Stumpfsinn, vernimmt keine Rede, erkennt die Umgebung nicht. Sein Kammerdiener bringt die erste Nacht bei ihm vor dem Bette zu; plötzlich hört er einen Seufzer... Der Graf erhebt sich mit krampfhafter Bewegung, und schreit mit erstickter Stimme: „Wiera lebt; rettet sie, rettet!“ Der Kammerdiener denkt, der Herr sei im Wahnwitz, und legt sich wieder hin.

Aber vor Tagesanbruch, mit schrecklichem Geheul: „Rettet!“ springt der Graf rasch aus dem Bette, wirft sich in die Kleider, und läuft auf den Kirchhof. Der Kammerdiener ihm nach. Der Graf weckt den Wächter. „Haltet mich nicht für toll, spricht er, nehmet den Spaten, grabet das Grab auf: sie lebt, sie lebt!“

Der erschrockene Wächter gehorcht, schaufelt die Erde von dem Sarge fort, öffnet die Vernietung, und was findet sich? Das unglückliche Opfer der unerfahrenen Aerzte hat sich im Sarg umgedreht, krampfhaft sind ihre Glieder zusammengekrümmt, die Augen hervorgetrieben, der Mund halbgeöffnet, die Zunge zur Hälfte heraushängend. Ihre Kleidung war zerrissen; der Kopf, die Hände und die Füße blutig....

Der Graf sank bewußtlos auf das Grab. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück; allein vergebens: sein Verstand hatte sich verdunkelt. Ob er jetzt noch lebt, oder schon starb — ist mir unbekannt.

So erfüllten sich die Worte des grausamen Weibes:

„Ich werde an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen!"

IIII.

Schlußwort.

Nach beendigter Erzählung blickte der Alte aufmerksam auf seine Zuhörerinnen. Einige von ihnen zitterten aus Furcht; andre hatten sich entfernt, ohne die Entwickelung abzuwarten. Aber der Schwiegervater und die Schwiegermutter meines Freundes, die zu dem Erzähler in der Mitte seiner Erzählung herangetreten waren, sahen sich einander an und lächelten. — „Und Sie glauben diese Schreckensgeschichte?" fragte die alte Dame.

Warum nicht? sagte der Alte. Sie haben vielleicht von den beiden Engländern gehört, von denen der eine, im Vorgefühl, daß er dieses gewaltsamen Todes sterben werde, frühzeitig seinen Freund bat, ihm vor der Bestattung den Kopf abzuhauen. Der Freund aber war in Frankreich auf Reisen, als der letztere starb. Da kam es dem ersteren Engländer einesmals im Traume vor, er sei auf dem Kirchhofe seiner Vaterstadt; nicht weit von ihm ein frisches Grab; er geht hinzu, und hört dort eine Stimme: „Rette mich, ich bin lebendig begraben." Es war die Stimme dessen, der ihm jene Vorsicht geboten hatte. Nach dem Erwachen kehrt er schleunig nach England zurück, läßt das Grab aufgraben: die Lage des Körpers zeigte, daß der Unglückliche erstickt war.

„Schrecklich!" riefen die Mädchen aus.

Und unwahrscheinlich, — setzte die Alte hinzu.

„Aber erklären Sie uns," bat eine junge Dame, zu

dem Erzähler hingewendet, „was geschah mit Ihrem Kapuziner? Wer war er? Weßhalb war er bei Ihnen?

Der Alte schwieg. Als treuer Geschichtschreiber überlieferte er nur das Vernommene, wußte aber weiter nichts.

Warten Sie, ich werde Ihre Neugier befriedigen, — sagte, als die Reihe an ihn kam, der Schwiegervater meines Freundes; mir ist diese Geschichte bekannt, wiewohl etwas anders.

Ich werde meine Erzählung von der Zeit anheben, als Wiera, nachdem sie durch die Familiengeschäfte des Bruders in Wien aufgehalten worden, zu Shitomir eintraf. Wirklich gerieth das Haus, wo sie abgetreten war, am Vorabende der Hochzeit in Brand; wahr ist auch, daß sie nach dem Feuer krank wurde. Aber sie genaß bald, heirathete den Grafen, und verließ sogleich mit ihm Shitomir. Es traf sich, daß grade am Tage ihrer Abreise in dem von ihnen bewohnt gewesenen Hause eine Frau starb. Die plauderhaften Nachbarinnen nahmen diese, wie man sieht, für Wiera, und verbreiteten das Gerücht von dem Tode der russischen Dame. Aber dieses falsche Gerücht würde in sich selber bald wieder erloschen sein, hätte sich nicht ein Mensch gefunden, der dasselbe zu seinem Zwecke benutzen wollte, und zu altem Unfug neuen hinzufügte.

Dieser liebenswürdige Mensch war kein andrer, als der Ihnen schon bekannte Kapuziner. Sie müssen wissen, daß Wiera, seit dem Tode ihres ersten Mannes, viele Anbeter hatte. Unter ihnen zeigte sich am meisten verliebt ein junger Taugenichts, dessen Namen hier nicht genannt zu werden braucht. Er bat um ihre Hand, und erhielt einen

Korb. Der abgewiesene Liebhaber sann auf Rache für die Kränkung. Die Gelegenheit ergab sich bald.

Als er erfahren, daß Wiera sich in Shitomir verheirathen würde, begab er sich als Kapuziner verkleidet dorthin. Er führte ein Muttergottesbild bei sich, und was sonst noch zum katholischen Wallfahrer gehört. Er hatte die Absicht, in das Haus der von ihm Geliebten sich einzuschleichen, und wo nicht ihr Herz, doch ihr Gewissen zu bewältigen. Dieser Plan gelang ihm zum Theil. Indem er die Krankheit Wiera's benutzte, da er ihre Neigung zum Katholicismus kannte, so erschien er bei ihr als Pilger, der eben von den heiligen Oertern zurückkehrte, und von daher die Kraft zu heilen mitbrachte. Wiera ließ ihn vor sich, und der Schalk, ganz geschickt seine Rolle spielend, unterhielt sich mit ihr von der Unsicherheit der irdischen Güter, von der Eitelkeit der Liebe der Menschen, von der Falschheit der Männer und anderem der Art. Er wollte sie von dem Grafen abwenden, und dann vielleicht verlassen; aber Wiera, bei aller ihrer Leichtgläubigkeit, hielt Stand gegen den Arglistigen. An dem Erfolg verzweifelnd, dachte er seinen Nebenbuhler wenigstens zu erschrecken, und eröffnete ihm, daß die Krankheit tödtlich sei. Der Graf jagte den Kapuziner fort, ohne übrigens im geringsten dessen wahren Stand zu ahnen.

Die von dem Schalk versuchte Täuschung wäre wohl bis heute geheim geblieben, hätte er selber sie nicht offenbart. Nach einigen Tagen empfing Wiera von dem Kapuziner einen Brief, in welchem er ihr seine Verzweiflung kund that und sich zu seiner Arglist als einem Hülfsmittel bekannte, das ihm die Liebe eingegeben, dann aber hinzufügte, daß er

sich unfehlbar erschießen würde, wenn sie nicht einwilligte seine Gattin zu werden, und ihn davon binnen einem Monate benachrichtigte. Die gute Wiera war überaus erschrocken; aber der Graf kannte den Freund. Um seine Frau zu beruhigen, zog er nach abgelaufener Frist über den verzweifelten Liebhaber Erkundigungen ein....'

„Und was nun?" unterbrachen die Mädchen.

Er war in bestem Wohlsein. Sein Brief war nur zum Scherz. Als er von der Heirath der Grausamen hörte, und folglich alle Hoffnung sie zu gewinnen verlor, da verbreitete er aus Muthwillen das neue Gerücht, als wäre sie lebendig begraben worden, ich aber sei wahnsinnig geworden und niemand wisse, wohin ich verschwunden.

So bist Du also der Graf? sagte der gute Alte, außer sich vor Freude. Mein Gott, wie haben wir beide gealtert! Ich hätte Dich in einem Jahrhundert nicht wiedererkannt. Aber wo hast Du Dein Grafenthum gelassen?

„Und wo Du Deinen frühern Familiennamen?" rief der gewesene Graf, seinen alten Freund umarmend.

Beide lachten herzlich.

Nun, nun, ich vergaß auch, — sagte der Alte, — daß man mich damals mit einem geheimen Auftrage abgeschickt hatte, und ich mußte den Familiennamen ändern.

„Was mich betrifft," erwiederte der Schwiegervater meines Freundes, „so hab' ich nie daran auch nur gedacht, mich Graf zu nennen. Wahr aber ist, daß man mich in Shitomir, nach polnischer Art, mit diesem Titel beehrte; jedoch..."

Jedoch, — unterbrach ihn der Alte, — hatte ich meine

Briefe mit Seiner Erlaucht überschrieben. Ist es darnach zu verwundern, wenn sie nicht an Dich gelangt sind?

„Wie auch meine nicht zu Dir,“ setzte der ehmalige Graf hinzu.

Aber sei es wie es sei, riefen beide zugleich; ist es wohl auszusprechen? Wahrlich es sind dreißig Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben!

„Nicht dreißig, weniger,“ bemerkte die gewesene Wiera.

Nun, was soll hier das Verbergen, meine Freundin, sagte der Mann, indem er liebkosend sie an das runzliche Kinn faßte: unser ältester Sohn möchte jetzt ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen.

Die Alte seufzte und zog sich zur Seite. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung an den Sohn, oder der Rückblick auf ihre Jugend diesen Seufzer auspreßten; nur ging sie nicht mehr zu dem muntern Kreise der Mädchen.

Inzwischen erscholl im Saale der rasche Walzer, und unser Erzähler, zur gewesenen Wiera gewendet, sagte:

Mütterchen! dreißig Jahre zurück, und wir wären zusammen jung.

IIII.

Deutsche Lebensbilder.

Aus den Jahren 1778—1782.

Nach Familienpapieren

von

Dr. B. F. Guttenstein.

1. Sachsen. 2. Berlin. 3. Hannover.

1.

Sachsen.

Ich reiste über Freiberg, Marienberg, Annaberg, Zwickau und Altenburg nach Leipzig. Man sollte glauben, die ganze ungeheure Bergkette, die sich längs der böhmischen Grenze hinzieht, sey untergraben. Es sind Gruben an Gruben, alle Thäler ertönen von Hammerwerken. Ein fleißigeres Volk als die Sachsen hab' ich noch nie gesehen. Das ganze Gebirge wimmelt von beschäftigten Menschen; selbst den nackten Felsen trotzen sie Nahrung ab. Sie verarbeiten nicht nur die Steine und Mineralien auf die mannichfaltigste Art, sondern alle Städte haben auch sonst noch Manufakturen, wo die Fertigung von Leinwand, Spitzen, Bändern, Barchet, Tüchern unzählige Hände beschäftigt. Des Volkes reger Geist ist unermüdet und unerschöpflich. Wenn die Mode oder die Mitbewerbung ihrer Nachbarn

ihnen einige Artikel niederschlägt, so haben sie im Nu zehn andere, um die verdrängten zu ersetzen. Durch die ganze Lausitz herrscht dieselbe Betriebsamkeit. Es ist, als wenn der hohe Rücken des Erzgebirges und des Thüringerwaldes eine Scheidewand zwischen Licht und Finsterniß, Arbeitsamkeit und Indolenz, Freiheit und Knechtschaft, Reichthum und Bettelei wäre.

Das Volk in den kleinsten sächsischen Bergstädten, die ringsum durch wilde Gebirge von der übrigen Welt getrennt sind, ist artiger, gesitteter und aufgeweckter als das in den größten Städten von Süddeutschland. Die Lectüre ist hier zu Lande fast allgemein. Geselligkeit und Gastfreiheit begleiten und ermuntern den angestrengten Fleiß. Freimüthigkeit, Weltkenntniß, Witz und munterer Scherz beleben auch die Gesellschaften mittleren Ranges. Die holden Sachsenmädchen sind in der Regel schönwüchsig, durch liebliche, beseelte Gesichtszüge ansprechend ausgezeichnet, munter und doch sanft, wohlgesittet und zum Hauswesen gebildet.

Die ungemein starke Bevölkerung des Erzgebirges setzt die Einwohner bei einer Theuerung in nicht geringe Verlegenheit. Es bringt nicht den zehnten Theil des zum Unterhalt derselben nöthigen Getreides hervor, sondern bezieht den größten Theil desselben aus Böhmen. Die Theuerung, welche vor einem Decennium den größten Theil von Europa heimsuchte, hat vielleicht nirgends so traurige Wirkungen gehabt als hier. Viele tausend Menschen sind theils durch Hunger, theils durch schädliche Nahrungsmittel umgekommen. Eine Menge Menschen hatten ihre Rettung den Maurerlogen zu Dresden, Leipzig, Freiberg und andrer

Orte zu danken, welche unglaublich viel für ihre leidenden Mitbürger thaten. Wenn ein Land Vorrathshäuser nöthig hat, so ist es dieses. Sobald die geringste Theuerung entsteht, werden die benachbarten Länder geschlossen und die Ebenen von Sachsen sind zu stark bewohnt, als daß sie viel von ihren Ernten entbehren könnten. Die Regierung hat zwar einige Maaßregeln getroffen; allein bei der gegenwärtigen Lage der Finanzen kann sie nicht so viel thun, als hinlänglich wäre, um diese wackern Bergleute ganz sicher zu stellen.

Einige Meilen von Leipzig besuchte ich einige Edelleute, an die ich von Dresden aus Empfehlungen hatte, auf ihren Gütern. Ich glaubte in eine Schule ländlichen Vergnügens gekommen zu sein. Die wenigen Tage, die ich bei ihnen zubrachte, gehören zu den angenehmsten meines Lebens. Die Einkünfte dieser Herren sind ziemlich beschränkt, wie denn ein großer Theil des sächsischen Adels sich wegen Ueberflusses nicht beklagen kann. Allein gerade diese Beschränktheit ist eine der Hauptquellen ihres Glückes. Sie wissen das Schöne mit dem Nützlichen, Einfachheit mit Geschmack, Oekonomie mit mannichfaltiger Abwechslung und die Kunst mit der Natur so schön zu verbinden, daß die Beschäftigungen, welche der größte Theil der Menschen als eine Last betrachtet, für sie zur Lust und Freude werden. Feldbau, Viehzucht, Jagd, Vogelfang, Fischerei, Bienenzucht, Gärtnerei und Waldcultur wissen sie sowohl zu ihrem Vortheil als zu ihrem Vergnügen so sehr zu benutzen, daß ich mir vorgenommen habe, wenn es irgend nur möglich ist, noch einige Tage bei einem von ihnen zuzubringen, blos um Virgils Georgika mit Verstand, Geschmack und

Gefühl lesen zu können. Die Fischzucht ist für sie ein ganz besonders angenehmes Studium und gewiß nirgends auf den Grad der Vollkommenheit gebracht wie hier. Sie haben ihre Teiche, worin die Fische nach gewissen Zwecken und Klassen eingetheilt sind. Diese Teiche befinden sich auf Brachfeldern, die zur bestimmten Zeit wieder bebaut werden, so daß derselbe Boden doppelt benutzt wird. Auch das Forstwesen und die Schafzucht sind zu einem seltnen Grad von Vollkommenheit gebracht. Die Waldungen werden mit der größten Sorgfalt und Behutsamkeit gelichtet und man studirt mit Emsigkeit die Baumarten, und den für sie tauglichen Boden.

Diese mannichfaltigen Geschäfte der Landwirthschaft, theoretisch und praktisch behandelt, wechseln bei dem Adel mit Spazierfahrten, kleinen Reisen und Besuchen der Freunde auf dem Lande und in der Stadt. Sodann wird gelesen, musicirt, gezeichnet oder gedichtet; nebenbei werden Sammlungen von Naturalien und Kunstsachen angelegt. Die Reichern, worunter schon die gehören, welche acht bis zehntausend Gulden Einkünfte haben (die meisten stehen so zwischen drei und sechstausend) besuchen regelmäßig im Winter auf zwei Monate die Stadt. Ihre Töchter sind die artigsten und verliebtesten Geschöpfe von der Welt; ihre natürliche Empfindsamkeit nimmt in der Stille des Landlebens einen romantischen Schwung, der in allen ihren Geberden, Blicken und Reden sich offenbart und die lieben, mit allzu sehnsüchtigen und gefühlvollen Herzen begabten Kinder nicht selten zu unbesonnenen Schritten hinreißt. Entflohene Liebesleute, Entführungen, Mißheirathen kommen hier zu Lande sehr häufig vor. Ich fand in Schwa-

ben, Baiern und Oestreich Sächsinnen aus guten Häusern, die während des letzten schlesischen Krieges mit kaiserlichen Lieutenants oder mit Offizieren von der Reichsarmee durchgegangen waren; alle sind zärtliche Gattinnen und Mütter geworden. Zu Prag fand ich ein sächsisches Fräulein von gutem Hause, welches aus Uebermaaß von Empfindsamkeit, wie es mir selbst mit Thränen gestand, ein sehr gemeines Mädchen geworden war. Lessings Minna von Barnhelm hat auch etwas von diesem Zug verliebter Schwärmerei; jedoch ist ihre charakteristische Laune mehr die Art der sächsischen Stadtfräulein; das Pikante und Neckende der Minna haben die Landfräulein nicht; diese sind in der Regel sinniger, nachdenkend, schmelzend und schmachtend; aber alle sind gleich schön wie die Engel. Die sentimentalen, herzbrechenden Romane und Schauspiele, die jetzt herrschende Modelektüre in Deutschland, sind keine zuträgliche Nahrung für die von Natur so zärtlichen sächsischen Landfräulein.

In Leipzig herrscht gegenwärtig bei weitem mehr Luxus und Verschwendung als in Dresden. Man spielt fast in allen Gesellschaften und oft unmäßig hoch. Es werden hier sehr viele Bücher gedruckt und verlegt, denn Leipzig ist der große Literaturmarkt; viel Gereimtes und Ungereimtes wird hier gepackt und in alle Welt versandt. Unter dem Schwarm der hiesigen Gelehrten giebt es viele Stutzer, Kleinmeister und Unwissende, so daß ich in einigen Gesellschaften mich nach Wien versetzt glaubte, wo die Gelehrten und Friseurs in einem Range rouliren und auch gleich zahlreich sind. Allein die beträchtliche Anzahl der Männer von Verdienst, welche den Troß dieser vorgeblichen Literatoren so verachten, wie er es verdient, ließ mich bald wieder den

Unterschied bemerken. In allen Fächern findet man hier einige vortreffliche Männer, ausgezeichnet durch werthvolle literarische Arbeiten, anerkannt wegen ihrer tiefen und umfassenden Gelehrsamkeit.

Herr Weisse, den ich besuchte, ist nicht nur einer der artigsten Dichter Deutschlands, sondern auch ein tüchtiger Gelehrter. Er ist die Eleganz selbst und das Einkommen von einer ansehnlichen Stelle, die er bekleidet, setzt ihn in den Stand, seine alten Tage der philosophischen Ruhe, dem Wohlthun und den Musen zu widmen. Er ist einer der heftigsten Antagonisten jener literarischen Kalmücken, die, gleich den Horden des Dschingischan, vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutschen Parnaß thaten, die Musen nothzüchtigten, die schönen Blumenbeete der altdeutschen Poesie verheerten, mit mongolischer Wuth die Sprache verstümmelnd und die Worte zerfetzend. Sie hätten vielleicht auch noch Kinder gefressen, wie ihre Originale, wenn ihre Disciplin der Wuth ihres Angriffes entsprochen hätte. Nun haben sie sich allgemach, nach der Hitze des ersten Anfalls, hinter die Hecken und Gebüsche verlaufen, wo sie manchmal noch Feuer geben auf die Vorübergehenden, aber sich nicht lange mehr halten können. Weisse war und ist jetzt noch einer ihrer hartnäckigsten Gegner.

2.

Berlin.

Ich hatte mich während meines Aufenthalts in Preußens interessanter Hauptstadt bei einem Kriegsrath eingemiethet

und hätte auch die Ehre haben können, neben einem geheimen Rath in einem Pallast von toskanischem Geschmack zu wohnen. Ich konnte in dem Gasthause, wo ich abgestiegen war, unmöglich länger bleiben. Der Wirth machte Bücklinge über Bücklinge und that so geschäftig um mich, daß ich gleich in den ersten Minuten Verdacht schöpfte. Den zweiten Tag war ich zu Gast in einem Hause, an welches ich von Dresden aus Empfehlungen hatte und Abends machte mein räsonnirender Herr Wirth seine Bemerkungen darüber. Des andern Tages verlief ich mich etwas weit von meinem Logis und speiste in einem Gasthause, welches einen schönen Garten und gute Gesellschaft hatte. Ich war im Recognosciren der Stadt begriffen und wollte mich durch den weiten Rückmarsch zu meinem Wirth nicht irre machen lassen. Ich erzählte ihm Abends von dem Garten des Hotels und der guten Gesellschaft, mit welcher ich zu speisen die Ehre hatte, und da nahm es mein Aubergist ernstlich übel, daß ich nicht eine Stunde Weges machen wollte, um ein neues item auf seine Rechnung zu bringen. Er sah, daß ich einer von denen bin, die mit Wirthen kurzen Prozeß machen und da kam er des andern Tages mit der Berliner Zeitung, die in Unsinn und Heuchelei der Gazette de France nichts nachgiebt, zu mir auf mein Zimmer gekrochen. — Wirklich gekrochen, denn fast berührte er die Erde in seinen miserabeln Bücklingen — las mir die wichtigen Neuigkeiten vor, daß ein preußischer Major am Podagra gestorben, daß Prinz Heinrich nach Rheinsberg abgereist ist, daß ein gelehrter Pastor in der Neumark an der Kolik leidet und daß in Schlesien eine Frau Generalin glücklich von einem Töchterchen entbunden worden. Ich

nahm ihm das Blatt aus der Hand, um nicht mit noch mehr Neuigkeiten der Art überhäuft zu werden. Er that so demüthig, daß ich ihm seine Grobheit vom vorigen Abend eben vergeben wollte, als er mir zu verstehen gab, daß ich auch bei ihm nach Belieben „mit einem angenehmen Bedürfniß zu Bette," wie er sich ausdrückte, bedient werden könne. Nun entschloß ich mich, augenblicklich auszuziehen und in einem Bürgerhause Quartier zu suchen, denn ein Wirth, welcher zugleich den Maquereau macht, ist gewiß ein Schurke. Man glaube übrigens ja nicht, daß ich zu einem gemeinen Kneipenhalter gerathen war; nein, mein Mann war einer von der sogenannten bessern Sorte, von den vornehmern, von denen de confiance!!

Es ist wohl keine Stadt in Europa, Konstantinopel ausgenommen, die eine so zahlreiche Garnison hat, als Berlin. Es liegen hier gegen 26000 Mann. Um ein kleines Geld kann man zu allem einen Soldaten haben. Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken und thun alles, was anderswo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie sprechen auch die Fremden — nicht um ein Almosen — sondern um ein Trinkgeld an, wofür sie sich gewöhnlich etwas zu essen kaufen, denn um ihren Durst zu löschen hat die Spree Wasser genug. Sie sind übrigens lange nicht so grob, als die kaiserlichen Soldaten und man findet unter ihnen sehr viele gute, offene Köpfe.

So viel seh' und hör' ich überall, daß das hiesige Publikum, besonders das der höhern Kreise, besser bestellt ist um die Köpfe, als das von Wien, obwohl es sich mit demselben um den Bauch und die Hosensäcke herum nicht vergleichen kann. Da die Leerheit, welche in dieser Gegend,

besonders in den Börsen herrscht, ziemlich allgemein ist, so hat man sich dieselbe durch einen stillschweigenden socialen Vertrag verziehen und nur ein Fremder bemerkt sie. Sie hat für hiesige Augen und Ohren so wenig Auffallendes, daß Offiziers und Räthe auf den offenen Kaffeehäusern ohne alle Zurückhaltung, bei einem Juden einige Gulden negociren, wovon ich schon den zweiten Tag nach meiner Ankunft Augenzeuge war. Die Kaufleute, Fabrikanten und der Theil des Adels, welcher einiges Vermögen hat, thun so geheim mit der Münze, daß man sie im alltäglichen Umgang von dem großen Haufen, der völlig ausgebeutelt ist, nicht unterscheiden kann. Dagegen herrscht hier eine Aufklärung über den Zustand des Landes, eine Freimüthigkeit in Beurtheilung der Regierung, ein Nationalstolz, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, unter Militär- und Civilbeamten eine Thätigkeit für den Staat und, der geringen Besoldung ungeachtet, ein Bewerbungseifer, daß man in Betracht alles dessen glauben sollte, man wäre nach London versetzt worden; ein offenbarer Beweis, daß nicht die Verfassung, sondern die Verwaltung den Geist eines Volkes bildet und daß das patriotische Gefühl kein ausschließliches Vorrecht des Republikaners ist. Man spricht hier von den Verordnungen des Königs und seinem häuslichen Thun und Lassen mit einer Freimüthigkeit, die man nur von einem Britten erwarten sollte.

So kurze Zeit ich auch hier bin, so glaube ich doch mit aller Zuverlässigkeit der Vorstellung widersprechen zu können, die man auswärts von der preußischen Regierung hat und die durch die einfältigen Relationen einiger Extrapostreisenden ausgebreitet wurde, nämlich daß der Kö-

nig wie aus einem undurchdringlichen Gewölke durch Machtsprüche seinen Staat regiere. Ich meines Theils habe noch keine populärere Regierung gesehen, als die hiesige, die von England nicht ausgenommen. Der ganze Verwaltungsplan scheint mir so einfach zu sein und liegt so offen vor Jedermanns Augen, daß es mir fast unbegreiflich ist, wie man sich eine so falsche Vorstellung machen konnte. Einige Engländer, die den Werth und das Wesen der Freiheit darein setzen, daß sie in ihren Parlamentshäusern ihren oft schaalen Witz, ihren Spleen, ihre Radoterien und Sottisen ungehindert auslassen können, und die, trotz ihrer Suffisance und Dreistigkeit, unter allen Reisenden die schlechtesten Beobachter sind, haben vermuthlich das meiste zur Verbreitung derselben beigetragen. Man braucht nicht lange in den preußischen Landen zu sein, um sich zu überzeugen, daß der König von geheimnißvollen Anstalten so wenig als von eigentlichen Machtsprüchen Liebhaber ist. Das Departement der auswärtigen Geschäfte und vielleicht einige Dinge, welche das Gros der Armee betreffen, sind die einzigen Gegenstände, worüber etwas Dunkel liegt. Man kann aber wahrhaftig auch nicht verlangen, daß der König die Briefe seiner Gesandten und seine Schreiben an dieselben so wie auch seine Taktik veröffentlichen und durch die Druckpressen publiciren soll.

Berlin, eine Stadt von 142,000 Menschen, die Garnison mitgerechnet, ist gegenwärtig nicht im Stande, ein gutes Schauspiel zu unterhalten. Denn ich schreibe es blos dem Mangel an Unterstützung zu, daß Herr Döbbelin die Hälfte seiner Leute hungern läßt und in einem Gebäude spielt, welches man in jeder andern großen Stadt für ein

Winkeltheater halten würde. Diese Stadt ist gewiß in diesem Punkte einzig. Man sollte glauben, die acht- bis neunhundert Offiziere, welche hier sind, wären allein hinlänglich, eine Schauspielergesellschaft bei Fleisch zu erhalten. Gewiß ist dies der stärkste Beweis der Sparsamkeit und beschränkten Wirthschaftsverhältnisse des hiesigen Publikums. Der König selbst sagt, die Deutschen hätten bis Dato noch kein ordentliches Drama; wenn einst ein Molière erstehen sollte in Brandenburg, Pommern oder sonst wo in deutschen Landen, wäre er mit Freuden bereit, demselben ein respektables Haus zu bauen. Der gescheidte König Fritz hat so Unrecht nicht.

Mit dem schönen Geschlechte wird in Berlin ein ausgebreiteter Verkehr getrieben. Das eigentliche Cicisbeat ist hier nicht eingeführt und es ist auch gar nicht nach dem Geschmack der hiesigen Damen. Sie lieben die Abwechslung und den augenblicklichen Genuß zu sehr, als daß sie sich an einen Gegenstand und an eine gewisse Ordnung binden sollten. Hier ist es gar nichts Seltenes, daß sich Frauen vom Stande fast ohne Zurückhaltung um junge Leute bewerben, sie mögen herstammen, wo sie wollen, wenn sie nur die Miene von wackern Rittern haben. Bessere Ehemänner giebt es in der Welt nicht, als unter einem gewissen Theil der hiesigen Einwohner. Die Leichtigkeit der Ehescheidungen trägt wohl das meiste dazu bei. Durch nichts, als durch ihr gegenseitiges momentanes Interesse sind die Eheleute hier zusammengebunden. Sobald ein Theil dem andern zur Last wird oder einer die Aussicht hat, eine bessere Parthie machen zu können, kostet es ihm nur eine Anzeige am gehörigen Orte, um seiner beschwer-

lichen Hälfte los zu werden. Der förmliche Weibertausch ist hier gar nichts Seltenes. Zwei Ehemänner, deren jeder mit des andern Weib bekannt wurden, vertauschten ihre Gattinnen gegen einander mit einer Kaltblütigkeit, die in unserm Welttheil kein Beispiel hat. Die Frau, welche sich mit einem neuen Liebhaber verbinden will, bespricht sich darüber mit ihrem Manne ganz freundschaftlich und offenherzig und hat, wenn er in keinen guten Verhältnissen ist, öfters noch Mitleid genug mit ihm, um ihm ihre Cousine oder sonst eine Person ihrer Bekanntschaft zu verkuppeln, ehe sie sich von ihm scheidet. So roulirt eine Frau in wenig Jahren durch drei bis vier Familien und thut in Gesellschaften, wo sie einige ihrer ehemaligen Ehemänner trifft, als wenn sie dieselben nie gekannt hätte.

So auffallend dieser Liebesverkehr jedem Fremden sein mag, so glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeschweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. In welcher Stadt, die nur den zehnten Theil so groß ist, als Berlin, fehlt es an Gegenständen zur Befriedigung der Wollust? Das Offene und Ungezwungene, welches die Sache hier auffallend macht, ist so wenig ein neuer Reiz zu Ausschweifungen, daß es vielmehr die Hitze der Leidenschaft, die eine Folge strenger Verbote ist, auf eine heilsame und wohlthätige Weise dämpft und beschwichtigt. Man findet hier auch in den untern Volksklassen noch so viel eheliche Treue, als an irgend einem andern gleich großen Orte.

So gerne ich dem hiesigen Publikum seine Paillardise verzeihe, so wenig kann ich in andern Stücken mit ihm zufrieden sein. Der Engländer Sherlok sagt, wenn die Sach-

sen die deutschen Athenienser seien, so seien die Preußen die deutschen Spartaner. Die Heeresverfassung, die Gemeinschaft der Weiber, die Frugalität des hiesigen großen Haufens, die eine Folge seiner Armuth ist, vorzüglich aber der Hang desselben zum Stehlen und Betrügen, den die Staatskunst der Lacedämonier begünstigt haben soll, um den Witz der Jugend zu schärfen, sind freilich spartanische Charakterzüge. Gegen öffentliche Räubereien setzt einen die hiesige Polizei sicher genug; allein man kann sich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizei nicht rächen kann. In der ersten Woche meines Hierseins gab ich einen der feinsten Lyoner Hüte, den ich erst kurz zuvor in Leipzig gekauft hatte, einem hiesigen Hutmacher zum Aufputzen, weil er mir auf der Reise staubig geworden war. Auf den bestimmten Tag holte ich ihn selbst bei ihm ab, und schrieb das Rauhe, welches er bekommen hatte, der schlechten Farbe zu, die mein Mann gebraucht haben mochte. Ich trug ihn einen Tag, ohne einen Betrug zu ahnen; allein schon den zweiten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren und war so lumpig, mürbe und zerfezt, daß ich überall mit dem Finger durchstoßen konnte. Ich sah nun, daß mein Hut, der einen Louisd'or gekostet, gegen einen Lumpen vertauscht war, den der spartanische Hutmacher mit einem Geschmier von Leim und Schwärze für einen Augenblick aufgesteift hatte. Ich stellte ihn hierüber zur Rede; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Du bist in Gefahr, täglich auf diese Art betrogen zu werden, und Du wirst es gewiß am ersten, wenn Du Deine Maaßregeln recht sorgfältig genommen zu haben glaubst. Du mußt Dich in alle Mau=

fereien und in alles, quod suasisset egestas, vile nefas, resigniren. Allein der bessere Theil des hiesigen Publikums ist von eben so edler und honoriger Denkart, als niederträchtig der Janhagel in seinem Benehmen ist; und wenn man bedenkt, daß unter letzterem eine zahllose Menge zusammengelaufenen fremden Gesindels sich befindet, so kann man die Niederträchtigkeit desselben um so weniger für einen Zug des Nationalcharakters halten, da sie in den andern Städten der Monarchie und auf dem platten Lande sehr selten ist.

In dem auf der Südseite der Spree gelegenen, durch herrliche Laubgänge und Irrgärten sich auszeichnenden Park sieht man an heitern Sonntagen Berlin in seinem ganzen Glanz. Er ist für das hiesige Publikum, was die Tuilerien für die Pariser sind. Man fährt und reitet darin ohne Einschränkung herum. Auf einigen Stellen desselben trifft man, wie in den Tuilerien, große, sehr interessante Kreise von Damen auf Ruhebänken sitzen, und die Freiheit, sie zu beschauen und unter die Nase zu beurtheilen, ist hier so groß als zu Paris. Man findet hier auch zu gewissen Zeiten einen großen Theil der hiesigen Gelehrten. Erfrischungen jeder Art werden von diversen Restaurateurs feilgeboten. Man spielt, verirrt sich mit Frauen oder Mädchen in einsame, trauliche Gebüsche, verabredet Rendezvous u. s. w. und es steht hier nicht wie zu Wien jederzeit ein Polizeidiener auf dem Sprunge, um im Namen der Keuschheitscommission einem irrenden Pärchen auf dem Fuße nachzuschleichen.

3.

Hannover.

Die Regierung dieser Lande ist dermalen sehr mild und die Staatsbedienung in den Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpressungen weiß man hier nichts und wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Fast alles wird zum Besten der hannöverschen Staaten wieder verwendet. Die Armee ist über zwanzigtausend Mann stark, unter allen deutschen Truppen am besten unterhalten, aber lange nicht so gut disciplinirt, als das österreichische oder preußische Heer. Vielleicht ist unter allen deutschen Regierungen die hannövrische die gelindeste und es herrscht in diesen Staaten durchaus ein Geist der Freiheit, der mit andern Gegenden Deutschlands stark genug contrastirt.

Hannover ist in jedem Betracht eine sehr schöne Stadt. Hier giebt es vortreffliche Gesellschaften, zu deren Annehmlichkeit die Offiziere nicht wenig beitragen. Der Adel ist so gesittet und fein, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands. Die Umgebungen von Hannover sind nicht so traurig, als die tiefern Gegenden an der Weser, und das Land fängt hier an, sich etwas zu erheben. Prinz Friedrich, zweiter Sohn seiner großbritannischen Majestät, ist gegenwärtig hier und belebt gewisse Zirkel der Residenz durch seine interessante Persönlichkeit. Er ist Bischof von Osnabrück, welches Fürstenthum ihm jährlich gegen 180,000 rheinische Gulden einträgt. Er bekam es fast schon in der Wiege und sein zärtlicher Herr Vater hat ihm seitdem die Revenüen desselben ohne allen Abzug zusammengespart, so daß er beim Eintritt in seine Majorennität weit über drei Millionen

Gulden baares Geld vorräthig hat. Man wünscht und glaubt hier, er werde nach einigen Jahren zum Statthalter der deutschen Lande seines Herrn Vaters erklärt werden und beständig in Hannover residiren. In Betracht seiner ansehnlichen Einkünfte wäre dies ein wichtiger Vortheil für diese Stadt; auch verspräche des Prinzen treffliche Bildung dem ganzen Lande eine eben so weise als sanfte Regierung.

Zu Göttingen hatte ich verschiedene Professoren besucht, vor allen den famosen Herr Schlözer. Vielleicht giebt es wenige Geschichtkundige in Europa, die aus der allgemeinen Welthistorie so viele Thatsachen wissen, als dieser Mann. Besonders geläufig ist ihm die neuere und neueste europäische Staatengeschichte nach allen ihren Quellen, Darstellungen, Bearbeitungen und sonstigen detaillirten Ansichten und Beziehungen, wobei ihm seine Kenntniß der meisten europäischen Sprachen trefflich zu statten kommt. Seine etwas versalzene Laune mag ihm als Privatmann nicht sehr vortheilhaft sein; aber in seinen Schriften thut sie oft eine gute Wirkung. Was den Herrn Hofrath jetzt vorzüglich merkwürdig macht, ist ein politisches Journal, welches er unter dem anspruchslosen Titel „Briefwechsel" herausgiebt, und welches eines der gängigsten in Deutschland und den angrenzenden Ländern geworden ist, obschon es Herr Linguet bei einem gewissen Anlaß peu connu nennt. Es ist nicht in der Weise der englischen, holländischen und französischen Journale redigirt, die meistens nur Reflexionen und Declamationen enthalten, welche in ihr voriges Nichts zusammenfallen, sobald man die Species facti, worauf sie beruhen, in die Pfanne hauen kann. Schlözers Journal enthält größtentheils nur Urkunden, zu denen er manchmal

kleine, interessante und oft auch etwas beißende Noten macht; Documente, für deren Sammlung ihm die deutsche Nachwelt gewißlich dankbar sein wird. Es ist wahr, daß oft auch falsche oder verunstaltete Thatsachen sich einschleichen; allein sie werden sobald als möglich berichtigt. Aus keiner Schrift lernt man den jetzigen politischen Zustand Deutschlands so genau kennen, als aus diesem Journal. Es enthält zahlreiche Populationslisten, statistische Tabellen, Budgets, Berichte über Agricultur, Handel und Industrie in den verschiedenen deutschen Staaten und sonst viele Aufsätze staatswirthschaftlichen Inhalts. Da Herr Schlötzer besonders auf die Sultanismen einiger deutschen Regierungen und auf die Produkte der Barbarei und des Mönchswesens Jagd macht, so fehlt es nicht an sehr interessanten Anekdoten, die oft zu noch interessanteren Beleuchtungen Anlaß geben. Vielleicht ist dieses Journal eines der sichersten Dämme gegen die Despotie der kleinern Fürsten Deutschlands. Wenigstens weiß man gewiß, daß es an verschiedenen Höfen Wirkung gehabt hat. Personen von hohem Rang, ja Fürsten selbst haben ihm öfters schon Beiträge zugeschickt. Der Plan dieses mit großer Umsicht redigirten Journals ist für den Herausgeber eben so einträglich, als vortheilhaft für das Publikum. Es erhält sich durch fremde Beiträge, wird durch keine selbstliebigen und parteiischen Bemerkungen des Verfassers gehässig, alle Wege bleiben ihm offen, und die kleinen deutschen Paschas und Reichsdynasten, welche noch einiges Schaamgefühl haben, müssen den strengen Göttinger Censor fürchten, der ihre Thaten öffentlich sprechen läßt. Herr Schlötzer macht im reichsten und vollsten Maaße Gebrauch von all der Freiheit, die ihm die freisinnige hannövrische

Regierung gestattet, weßhalb sein Journal immer mehr in Aufnahme kommt.

Göttingen lebt lediglich von seiner Universität, die nun eine der berühmtesten in Europa ist, und außer den Deutschen auch von Russen, Schweden, Dänen und Engländern besucht wird. Man zählt dermalen gegen achthundert Studenten und sechszig akademische Lehrer, die Sprach-, Tanz- und Fechtmeister mitgerechnet. Der König von Großbritannien spart nichts, um diese Hochschule immer mehr in Aufnahme zu bringen. Die zahlreiche, gutgeordnete Bibliothek, die Sternwarte, das Naturalienkabinet, die Sammlungen physikalischer und chirurgischer Instrumente, der botanische Garten, kurz alles zeugt von einem königlichen Aufwand.

Mehrere gutbesoldete Göttinger Professoren verdienen sich nebenbei noch schönes Geld durch den Verkauf ihrer Manuscripte, wie sie denn überhaupt die literarische Industrie aufs höchste treiben. Daher die vielen im Druck erschienenen Entwürfe, Uebersichten, Leitfäden und Compendien. Es lebe die Gelehrsamkeit!

IV.

E. T. A. Hoffmann als Musiker.

Mit Beziehung auf die bevorstehende Herausgabe seines musikalischen Nachlasses.

Von

Hieronymus Truhn.

Nichts liegt der Musik ferner als die Ironie. Niemand, der eine größere Gewalt in der Ironie gehabt hätte als E. T. A. Hoffmann, und dennoch war sein besseres Theil gleichwohl aufgegangen in Musik. Auch wenn er keine Note componirt hätte, würde sein ungemeines Verständniß des Mozart, den er nicht nur mit dem Verstande, sondern mit ganzer Seele begriffen hatte, laut für seinen tiefen, seltenen Tonsinn sprechen.

Es giebt Leute, — noch heutigen Tages, — die durchaus behaupten wollen, Hoffmann sei ein böser Mensch gewesen, sein Herz sei bei jeder unscheinbaren Veranlassung übergeschäumt von bitterer Galle und infernalischer Malice. Ich mußte wirklich lächeln, als ich unlängst das Funck'sche Buch „Aus dem Leben zweier Dichter" (Hoffmann und Wetzel) aus einer hiesigen Leihbibliothek las, und an einigen mit dem Crayon geschriebenen Randglossen bemerkte, daß Hoffmann Feinde hatte, die es ihm bis auf den heutigen Tag,

und zwar in so feiger burlesker Weise nachtragen. Was Funck einen Geniestreich nannte, war am Rande in „fade Gemeinheit" übersetzt, und in der Art ging es fort Capitel für Capitel. Wer mag dieser beklagenswerthe Grabschänder sein, dem selbst nicht fünfzehnjährige Leichensteine, wenn nicht Ehrfurcht, doch Schonung und christliches Verzeihen gebieten? Sollte es vielleicht jener romandichtende Hofrath sein, dem Hoffmann einst in dem Titelblatt seines ebenerschienenen Romans eine Prise Tabak holen ließ, die ihn erst jetzt in knabenhaften Randglossen zum Niesen reizt?

Aus einer Vereinigung der höchsten geistigen und feinsten sinnlichen Elemente entwickelte und manifestirte sich bei Hoffmann die Devise: — „Haß allem, was störend in mein Leben greift!" wonach es manchem schlimm erging, und er selbst seine besten Freunde nicht schonte, wie Funck von sich selbst, eben so lustig als freimüthig erzählt. Gewiß, Hoffmann fühlte es, daß seine Spanne Erdenleben kurz gemessen sei; — konnte man es ihm verargen, wenn er deshalb so wenig als möglich belästigt sein wollte durch täppisches Eingreifen in die zarten und straffgespannten Saiten seines Seelenlebens. Es wäre überflüssig, gescheidten Leuten, — fühlenden und denkenden — zu beweisen und darzuthun, daß ein gemeines Herz nicht die Wurzelstätte irgend einer Kunstblüthe sein könne; auch kann und soll das nicht zum Vorwurfe dieses Aufsatzes dienen, der vielmehr nur zeigen soll, daß Hoffmann's innerstes Selbst rein musikalisch war, daß er keinesweges in dieser Kunst ein Dilettant zu nennen, und daß er vielleicht nur zufällig eines größern Rufes als Schriftsteller, denn als Componist genießt. Läge daneben, so zwischen den Zeilen, noch der Beweis, daß ein so strebender,

eifernder Jünger des engelreinen Amadeus Mozart — von dessen Heiligenschein er geblendet war, und dessen bedeutsamen Vornamen er gleich einem geistigen Sporn dem seinen zueignete*) — kein eingefleischter Teufel sein könne, und würde ein blindwüthiger Saulus dadurch bewegt den lächerlichen Randglossen-Crayon von sich zu werfen: — wahrhaftig wir würden mit einigem Vergnügen auf unsere schwache schriftstellerische Befähigung blicken.

Die Musik ist eine so durchaus subjective Kunst, daß selbst alles was man davon sagt, oder darüber schreibt, mehr oder weniger dieser Richtung huldigen wird. Man möge uns daher benachsichtigen und nicht schelten, wenn wir, um in's Gleis zu kommen, zuerst ein Weniges von uns selbst und unserer eigenen Gefühlsentwickelung sprechen müssen.

Im sechszehnten Jahre hörte ich in meiner Vaterstadt (in Westpreußen) zum erstenmal den Don Juan von der Bühne herab, wobei ich selbst im Orchester bei erster Geige mitwirkte. Ich weiß nicht mehr, was mittelmäßiger und schlechter war: — Oben oder Unten, Bühne oder Orchester. Genug, das Ganze war jammervoll, aber diese Musik machte auf mich dennoch einen Eindruck, wie nie vorher eine Mozartische es vermocht, und zur selben Zeit, wie durch glücklichen Zufall, bekam ich die Hoffmann'schen Phantasiestücke in die Hand. Ich flog gierig durch das ganze Buch, — ich verschlang den „Ritter Gluck“ und „Don Giovanni,“ — den Letztern las ich wiederholt durch. Daß ich danach weder den Aufsatz noch den Don Juan nun so recht aus

---

*) Siehe Funck's schon genanntes Buch.

aller Tiefe verstand und genoß, — gesteh ich offen; der Freischütz und Weber überhaupt war mir, obwohl etwas in den Hintergrund gedrängt, noch immer das Liebste, und dazu kam ein neuer Liebling — Spohr, der mich durch seine elegische Jessonda, durch das sehnsuchttriefende Duett „Dahin! Dahin!" und dann auch vorzüglich durch seine herrlichen Violincompositionen ganz in Anspruch nahm, und beinahe dem Weber abspenstig machte. Denn nachgerade war ich in die verliebten Flegeljahre hineingewachsen, und den ganzen Tag geigt' ich und sang: die melodisch-sentimentale Polakka aus der Jessonda

„Daß mich Glück mit Rosen kröne —
„Neige sanft o Frauenschöne" ꝛc. —

Dabei las ich den Schiller und den Walter Scott, und hatte den Mozart und den Hoffmann schon halb vergessen, als die einst in Italien und Deutschland gefeierte Sängerin Mariane Kainz in unsere Stadt kam, um mit dem Petersburger Sänger Const. Holland deklamatorisch-musikalisch-scenische Abendunterhaltungen zu geben. Stimme und Aeußeres der Sängerin ermangelte zwar bereits der Jugendfrische, aber sie war eine Gesangskünstlerin ersten Ranges, und ihre scenischen Leistungen waren von einem hinreißenden dramatischen Feuer belebt.

Mit Hülfe eines ausgestopften Schlafrockes, der als todter Comthur aufs Proscenium gelegt wurde, sangen beide das Schwur-Duett aus Dmoll (zwischen Donn' Anna und Ottavio) so vollendet in rein musikalischer Execution, so dramatisch von Seiten der Sängerin, — daß mir das Lächeln über den todten Schlafrock gar bald verging, und ein nie gekannter großartiger Schauer mir durch die Seele rie-

selte. Was war das?! — Aehnliches hatte ich selbst in der Wolfsschlucht nie gefühlt. Ich las nun wieder den Hoffmann und studirte den Don Juan durch und durch, und nebenher das Requiem nicht minder. Da fiel es mir denn wie Schuppen von den Augen, — Weber und Spohr traten bescheiden in den Hintergrund, und neben Mozart war es Beethoven — dessen Egmont-Ouverture und C moll-Symphonie ganz leidlich gespielt wurde — für den nun eine reinere Opferflamme in mir zu glühen begann.

In Berlin angelangt, wo ich die Schechner und Schröder-Devrient als Donn' Anna und Fidelio hörte, schlug endlich diese geheime Gluth für die unsterblichen Meister zur lichten Flamme empor, und ich legte mich nun mit Eifer auf das Studium der klassischen Musik, worin mich die Oratorien der Singakademie, in denen ich durch Zelters Gunst thätig mitwirken durfte, bedeutend förderten. Ich las nun den ganzen Hoffmann und verliebte mich in den Johannes Kreisler bis über die Ohren, wie man zu sagen pflegt. Himmel! wie mußte der Mann componiren, dacht' ich bei mir, der so glühend und feinsinnig über Musik zu schreiben verstand. Ich hatte eine wahre Begier, etwas von ihm kennen zu lernen, ich fragte Zelter: — „Die Undine ist verbrannt" sagte er trocken. Ich glaubte es, da ich von mehreren Seiten dasselbe erfuhr; — bis endlich im vorigen Jahrgange der Schumannschen Musikzeitung Herr von Zuccalmaglio von Warschau aus die Aufforderung ergehen ließ: Hoffmann's Undine herauszugeben. Da erwachte auf's Neue meine alte Neigung für den musikalischen Hoffmann, ich begab mich als Mitarbeiter jenes Journales, in dem die Aufforderung stand, sofort zu dem Verfasser von: „Aus

Hoffmann's Leben und Nachlaß" Dr. Ed. Hitzig — fragte, — und erfuhr mit freudigem Staunen, daß nicht nur die Originalpartitur von der Oper Undine, sondern alles was sich von Hoffmann's Compositionen sonst noch in seinem Nachlaß vorgefunden, in den Händen dieses Freundes sich befände.

Der vor mir liegende musikalische Nachlaß Hoffmann's besteht:

a. Kirchenmusik.

1) Miserere in B. Vollständige Partitur.
2) Missa in D. Vollständige Partitur.
3) Overtura (Musica per la Chiesa. Dmoll) Partitur.
4) Canzoni per 4 Voci alla capella. VI No. enthaltend.

(Das Requiem, das Herr A. B. Marx in seinem Aufsatze „Hoffmann als Musiker" — II. Th. von Hoffmann's Leben, S. 370 — unter No. 2. anführt, befindet sich nicht mit dabei. Componirt hat er jedoch allerdings ein solches nach dem Musterbilde des Mozartischen, wahrscheinlich während seines Aufenthaltes in Polen, 1802—7. Dafür fehlt bei Marx die Aufführung der Messe, der Ouverture und der 6 vierstimmigen Allacapellacanzonen.)

b. Oper und Ballet.

1) Liebe und Eifersucht, Op. in 3 Akten. Nach Calderon's „Schärpe und Blume."
2) Trank der Unsterblichkeit, Romant. Op. 4 Akte. Ged. vom Gr. v. Soden.
3) Vollständige Musik zum „Kreuz an d. Ostsee" von Z. Werner.
4) Julius Sabinus von Soden. 1 Akt ohne Ouvert. Bruchstücke vom 2 Akt.
5) Undine, romant. Oper in 3 Akten von Fouqué.
6) Ballet Arlequin in Partitur.

(„Der Kanonikus von Mailand", eine 1aktige Operette, die Marx an obenbezeichneter Stelle unter No. 6 anführt: — fehlt hier. Hoffmann selbst gab sehr wenig auf diese Partitur. — S. Hoffmann's Leben rc. Th. I. S. 328.)

c. Kammermusik.

1) Symphonie in Esdur. Vollständige Partitur und Stimmen.
2) Grand Trio in Edur für Pianoforte, Violine und Cello.
3) IV Klaviersonaten in Fmoll, Fdur, Cismoll, Fmoll.

4) Quintett in Cmoll für Harfe, 2 Viol., Bratsche und Cello.
5) Vocalquartett „o nume che quest' anima."
6) Duettini italiani für Sopran und Tenor mit Clavierbegl.
7) Aria „Prendi l'acciar ti rendo" für Sopran mit Orchesterbegl.
8) Einzelne Lieder und Canzonetten.

(Von allen diesen — sub Lit. c. — findet sich bei Marx nichts verzeichnet.)

Dieses ist nun aber wohl kaum ein Drittheil von dem, was Hoffmann überhaupt componirt hat, wo das andere hingekommen — weiß man nicht. Geben wir eine chronologische Uebersicht seiner musikalischen Thätigkeit.

Hoffmann ward am 24. Januar (Friedrichs II. Geburtstag) 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. In seinem dreizehnten bis vierzehnten Jahre etwa erhielt er seinen ersten musikalischen Unterricht bei einem dortigen Organisten Namens Podbielsky, der ein ganz wackerer Meister gewesen sein muß in der Kunst des strengen Satzes. Hoffmann's Compositionen, namentlich die für die Kirche, zeugen von tüchtiger Gewandtheit im doppelten Contrapunkte, was er denn wohl dem genannten Lehrer zu verdanken hatte, denn wir finden nirgends, daß er noch sonst Unterricht in der Composition gehabt hätte.

Er machte in sehr kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte in Musik und Malerei, und konnte bei der auffallenden Kleinheit seiner Gestalt sehr wohl für ein acht bis neunjähriges Wunderkind gelten, dessen musikalische Compositionsversuche aus jener frühen Zeit als genial, kühn, aber oft bizarr, geschildert werden. Es ist nichts aus dieser Zeit übrig geblieben, auch von den beiden Motett's, deren er in den Jugendbriefen an seinen Freund Theodor von Hippel Erwähnung thut, ist keine Spur mehr zu finden. In einem dieser Briefe vom 25. November 1795 schreibt er: „Die

„Ouverture zum neuesten Motett, dem noch die Vollendung „fehlt, hab ich in der Nacht gesetzt, indem ich bloß den „Baß auf der Harfe, die eben in meiner Stube stand, „probirte, und ich versichere Dich, daß diese Ouverture das „einzige von meiner Arbeit ist, was mich das Innewohnen „eines musikalischen Genie's vermuthen läßt" u. s. f. Schon damals suchte er die Stille der Nacht für sein poetisches Treiben, das während seines ganzen Lebens mit der Helle des Tages wenig zu schaffen hatte, und wirklich einem dunklen Nachtfalter vergleichbar sein möchte.

Aus Königsberg, wo Hoffmann bis zum Jahre 1796 blieb, dann aus Glogau, wo er bis 1798 sich aufhielt, erfahren wir nichts Wesentliches über seine Bestrebungen in der Composition. Eben so scheint er in Berlin von 1798 bis 1800 nur seiner Berufswissenschaft und dem Studium der Malerei und Musik gelebt zu haben; Compositionen aus dieser Zeit sind nicht nachzuweisen. In Posen, wo er sich bis zum Jahre 1802 aufhielt, componirte er, so viel bekannt, seine erste Oper: Goethe's „Scherz, List und Rache" und brachte sie mit Beifall auf die Bühne. Im Frühlinge 1802, wegen der berüchtigten Carricaturen-Verschwörung, als Rath nach dem polnischen Neste Plozk versetzt — besser: verbannt — sehen wir ihn hier an der Seite seiner treuen Micheline, einer jungen Polin, die er in Posen geheirathet, fleißiger als je im Dienste St. Cäcilia's.

Aus dieser Periode finden sich in einem Buche mit der Ueberschrift: — „Miscellaneen, die literarische und künstlerische Laufbahn betreffend: angefangen im Exil August, 1803," — Anfänge eines komischen Singspieles „der Renegat" in zwei Akten, von sehr origineller Laune. Es

kommt darin ein sehr fetter Dey von Algier vor, der nur auf eine Weise zum Lachen zu bringen ist: — nämlich wenn seine Frauen weinen; darum erhebt er eine Französin, die ihrem Gatten geraubt wurde, zur Favorite, weil sie so natürlich um ihren verlorenen Gemahl Thränen vergießt. Die übrigen Bewohnerinnen des Harems fangen nun sämmtlich zu weinen an, können aber leider die Kunst des Schluchzens nicht verbergen u. s. f. Außerdem findet man in jenem Buche Anfänge eines einaktigen Singspiels „Faustine," worin Hasse, Leonardo Leo und Faustina Bordoni — später Hasse's Frau, — auftreten; viele Uebersetzungen italienischer Canzonetten; Grundzüge zu einem Aufsatze über Sonaten: — „Vollkommenheit des Pianofortes. — Nur „Schönheit der Harmonie, nicht des Tones. — Es muß „anscheinende Willkür herrschen, und jemehr sich die höchste „Kunstfeinheit dahinter versteckt, desto vollkommener. — „Größe des Theoretikers, Haydn. — Freude des gebildeten „Menschen am Künstlichen u. s. w." Wir wissen nicht, ob Hoffmann diese Ideen in einem größern Aufsatze ausführte, es ist manches Anregende für einen musikalischen Schriftsteller darin. An Compositionen lieferte er in dem traurigen Plozk noch eine Phantasie für Pianoforte, mehrere Sonaten, worunter eine aus Asdur, und mehrere Vespern für dortige Klöster; — von alledem findet sich nichts im Nachlasse, jedoch mögen die beiden kleinen Sonaten (unter Kammermusik, No. 3.) in Fmoll und Fdur aus Plozk stammen, das Papier sieht danach aus, als ob's von einem schmuzigen polnischen Juden gekauft wäre. Außerdem begann hier die Composition jener Missa in D (S. Kirchenmusik No. 2.) die 1805 in Warschau beendet wurde. Im Frühlinge 1807

langte Hoffmann in Warschau an, wo sich für ihn eine ausgezeichnete musikalische Thätigkeit bis 1807, wie überhaupt ein genußvolles Kunst- und Künstlerleben neben dem juristischen erschloß. Schon zu Ende des Jahres 1804 componirte er hier Clemens Brentano's „lustige Musikanten" und brachte sie im April 1805 auf die Bühne.

„Der Text mißfiel;" — schreibt er an Hippel — „es „war Keiner für das Volk, wie Hamlet sagt, von der Musik „urtheilten sie günstiger, sie nannten sie feurig und durch„dacht; nur zu kritisch und zu wild; — in der eleganten „Zeitung wurde ich, dieser Composition wegen, ein kunstver„ständiger Mann genannt!!" Leider ist die Partitur dieser anziehenden Oper nicht mehr vorhanden, auf die er mehr gab als auf den „Kanonikus von Mailand" den er selbst aus dem Französischen bearbeitete, und ebenfalls in Warschau componirte. Hier entstand auch seine Bearbeitung und Composition von Calderon's „Schärpe und Blume" als Oper in drei Aufzügen unter dem Titel „Liebe und Eifersucht." (S. unter Lit. b. Oper und Ballet No. 1). Er schreibt darüber an Hitzig unterm 20. April 1807: „ich ar„beite jetzt an einer Oper, von der ich wünschte, sie wäre die „erste, die von mir auf irgend einem großen Theater er„schiene, denn ich fühle es zu sehr, daß sie alle meine übri„gen Compositionen hinter sich lassen wird!" Außerdem entstand hier die vortreffliche Musik zu Werners „Kreuz an der Ostsee," die Symphonie in Esdur, einige Ouvertüren, vielleicht die „per la chiesa" — und manches Kleinere, wovon keine Nachricht und keine Spur mehr zu finden.

Im Sommer 1807 traf Hoffmann wieder in Berlin ein. „Das Jahr welches er jetzt daselbst (Berlin) zubrachte,"

sagt Hitzig, „mag leicht das unglücklichste seines Lebens genannt werden.“ Hoffmann suchte durch Engagementsanerbieten in öffentlichen Blättern einer Musikdirektorstelle beim Theater, die er denn auch in Bamberg, wo die Bühne unter der obersten Verwaltung des Grafen Julius von Soden stand, zum 1. September 1808 erhielt. In Berlin componirte er noch zu seiner Legitimation einen vieraktigen Operntext des Grafen „der Trank der Unsterblichkeit,“ und zwar in der kurzen Zeit vom 23. Januar bis 27. Februar, was der Schnelligkeit eines Donizetti gleichkommt. Die unter No. 4. bei Kirchenmusik verzeichneten Canzoni per 4 voci alla capella sind wahrscheinlich auch noch in Berlin entstanden (1808). Hinter jedem dieser sechs Stücke, die auf kleinem Querformat höchst zierlich geschrieben sind, befindet sich Datum und Jahreszahl; so nach No. I. „Ave maris stella“ in Fdur d. 27. Juni 1808; — hinter II. „De profundis clamavi“ in Emoll mit Durschluß d. 28. Juni 1808; — hinter III. „Gloria patri“ in Cdur d. 30. Juni 1808; — hinter IV. „Salve redemptor“ in Amoll mit plagalischem Schluß auf der Dominante d. 4. Juli 1808; — hinter V. „O sanctissima!“ in Fdur d. 6. Juli 1808, — und hinter dem letzten ausgeführtesten Stücke No. VI. „Salve regina“ in Dmoll mit Durschluß, d. 26. Mai 1808, welches er also zuerst componirte. Das Harfenquintett und zwei Sonaten, die er um diese Zeit bei Nägeli in Zürich verlegte, sind wahrscheinlich früher, in Plozk oder Warschau entstanden.

In Bamberg, wo er mit den widrigsten Theaterkabalen und Verhältnissen zu kämpfen hatte, lebte Hoffmann dennoch ein vollkommenes Kunstleben und war als Com=

ponist, wie als Mitarbeiter der allgemeinen Leipziger Musikzeitung, die Fr. Rochlitz damals redigirte, sehr fleißig. Das Requiem, das er an Rochlitz einsandte, und das sich in unserem Nachlasse nicht vorfindet, hat er wohl nicht in Bamberg, sondern früher, componirt; dagegen entstand hier das Miserere in B, das er für den Großherzog von Würzburg componirte. Bis zum Jahre 1810 schrieb er noch für's Bamberger Theater eine Menge Gelegenheitsstücke z. B. Märsche, Chöre in Schauspielen, Tänze u. dgl., componirte die Kotzebue'sche Oper „das Gespenst," ein Melodram des Grafen von Soden „Dirna," das ungemein gefiel, (Hoffmann ward gerufen) und Gesänge zu des Malers Müller Genoveva; — von alle diesem ist nichts mehr vorfindlich, was namentlich der Genoveva-Musik wegen zu bedauern ist. Außerdem entstand in dieser Zeit das Grand Trio in Edur (S. Kammermusik No. 2.) und einige Canzonetten, die bei Nägeli gedruckt sein sollen. Im Jahre 1811 componirte er eine Oper von Gr. v. Soden „Aurora," dessen Melodram „Saul," und vieles einzelne für Schauspiel und Ballet, was ebenfalls nicht mehr vorzufinden.

Im April 1813 ging er als Musikdirector zur Seconda'schen Gesellschaft, die in Leipzig und Dresden spielte, und machte hier seiner Stellung alle Ehre; hauptsächlich weil das Orchester vor dem geistreichen Mitarbeiter der damals sehr geachteten musikalischen Zeitung Respect hatte und nicht wie in Bamberg gegen ihn kabalisirte. Im Juli 1812 auf der Altenburg faßte er zuerst die glückliche Idee Fouqué's Undine zu componiren, und der Dichter ließ sich bereit finden den Text selbst zu bearbeiten. Ein Jahr später (1. Juli 1813) begann er in Dresden die Composition,

und vollendete diese seine bedeutendste Oper im December desselben Jahres, in einer Zeit, wo an den Ufern der Elbe und Pleiße die welthistorischen Schlachtendonner hallten.

In Leipzig componirte er vom 8. bis 10. Januar 1814 unter dem Namen Arnulph Vollweiler für Baumgärtner ein Spectakelstück „die Schlacht bei Leipzig,“ (wahrscheinlich nur für Instrumente) das sich im Nachlasse nicht weiter findet. In dieser letzten Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig componirte er wenig; — theils wurde er durch Kränklichkeit oft an Bett und Zimmer gefesselt, wo er denn geistreiche Carrikaturen auf Napoleon's Fall für Baumgärtner und Joachim zeichnete, — ohne Zweifel eine treffliche Beschäftigung bei gichtischen Anfällen, die er heutzutage gewiß selber desavouiren würde; theils schrieb er in dieser Zeit vieles für die letzten Bände der Phantasiestücke.

Im September dieses Jahres (1814) traf Hoffmann wieder in Berlin ein, nicht als Musikdirector — sondern als Rath beim Kammergericht. Bis zum Sommer 1816 ist nichts von musikalischem Belange über ihn verzeichnet, als daß um diese Zeit durch die kunstsinnigen Bestrebungen des Grafen Brühl — damaligen Intendanten des Hoftheaters — die Undine mit größter Pracht in Scene gesetzt, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit (bis zum Brande des Schauspielhauses) dreiundzwanzig Mal aufgeführt wurde.

Nach dieser glänzenden Aufnahme faßte Hoffmann den Plan noch eine komisch-romantische Oper zu schreiben, zu welchem Zweck Contessa Calderons „El galan fantasma“ unter dem Titel „der Liebhaber nach dem Tode“ für ihn bearbeitete. Obwohl der Text ihm ausnehmend gefiel, hat er doch nur einzelnes Wenige daraus skizzirt, das Ganze ist

Digitized by Google

liegen geblieben. Die „Trois Canzonettes à 2 et à 3 voix avec accompagnement de Pianoforte“ mit deutsch- und italiänischem Text, ohne Opuszahl in Berlin bei Rudolph Werckmeister gedruckt: — stammen wahrscheinlich noch aus dieser Zeit seines Berliner Aufenthaltes, — weiter findet sich nichts mehr.

Wer eine Hoffmannische Partitur aufschlägt, und glaubt, daß ihm jener Gespensterspuk entgegenklingen und rauschen werde, der dem berühmten Verfasser der Phantasie- und Nachtstücke so eigenthümlich war, — der wird sich gewaltig getäuscht finden. Seine Musik ist nie und nirgends von jener schauerlichen Wildheit, die durch die romantischen Opern eines Weber, Marschner, Lindpaintner, und durch die düstern Balladen Löwe's und anderer weht, — sie ist vielmehr fortwährend, selbst in der Undine nach, nach dem Vorbilde klassischer Meister wie Mozart und Cherubini geschaffen, und hält sich durchaus auf dem ächtmusikalischen Standpunkte des Wohlklangs und der Formenschönheit.

Hoffmann der Dichter, und Hoffmann der Componist sind ganz verschiedene Geister. Selbst in der Musik zu Zacharias Werner's „Kreuz an der Ostsee,“ einem seiner besten Tonwerke, wo es galt die nächtigen Schauer der altpreußischen Eichwälder zu malen, um die thierisch wilden Laute eines Urvolkes musikalisch zu betonen: — hat sich der Componist die Scythenklänge aus Gluckes taurischer Iphigenia in ihrer großartigen Einfachheit von Melodie, Harmonie und Rhythmus zum Muster genommen, ja er ist sogar noch einfacher als Gluck.

Mozart war von je und stets sein Ideal, der Leitstern seiner Künstlerlaufbahn; er ahmte ihm so viel es ging nach,

in Form geistvoller Einfachheit und Klarheit; natürlich, ohne ihn irgend wo absichtlich zu kopiren. Ueber das Requiem, das wir nicht kennen, schreibt Rochlitz: „Es ist fast „so lang als das Mozartische, in ähnlichem Sinne gedacht, „und, so weit dieses Hoffmann vermochte, in ähnlichem „Style verfaßt. Wie nahe es auch an das Vorbild erin„nert, nach welchem es gearbeitet worden, so fehlt es ihm „doch nicht an Originalität der Erfindung, und noch weni„ger an Innigkeit und Kraft des Ausdrucks; die Ausfüh„rung des Technischen aber, — bedenkt man daß es eines „Dilettanten erstes Produkt in diesem Style ist, — muß „man bewundern."

So ehrend dieser Ausspruch des würdigen Veteranen an sich ist, können wir nicht umhin uns gegen den beiher gebrauchten Ausdruck „Dilettant" aufzulehnen.

Hoffmann war nach unsern Begriffen ein Dilettant in der Malerei, aber keinesweges in der Musik. Der Dichter des Johannes Kreisler, — einer humoristischen Personification seiner selbst — des Geigers Krespel, des Don Juan, des Ritter Gluck u. s. f. wäre schon wegen seines tiefsinnigen musikalischen Verständnisses allein, auch selbst wenn er keine Note componirt hätte, kein Dilettant in der Tonkunst zu nennen. Wer aber außerdem in dem Grade ausübender Künstler ist, wie er es war als Klavir- und Partiturenspieler, als Tenorsänger, ꝛc. — wer wie er glänzende Proben seiner Befähigung zum Musik-Directorat — in Warschau als Dirigent einer philharmonischen Gesellschaft — in Dresden und Leipzig aber als Operndirigent abgelegt, und daneben in verhältnißmäßig kurzer Zeit zehn Opern, drei große und viele kleinere Kirchenstücke, mehrere Melo-

dramas, Ballette, Symphonieen, Trio's, Sonaten — mit einem Wort eine solche Anzahl von Compositionen in jedem Genre, mit wirklich eigenthümlicher Erfindung, großer Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der technischen Mittel, vollkommener Beherrschung aller musikalischen Formen, schaffen konnte; — verdient nach unserem Dafürhalten ohne Weiteres ein Künstler, kein Dilettant, genannt zu werden.

Fürst Radziwil, der Componist der Faustmusik, war ein Dilettant in der Musik, obzwar ein sehr talentvoller und im besten Sinne des Wortes. Er schrieb an dieser einen Partitur ein halbes Menschenleben, d. h. nicht an der Partitur, denn die Orchestration verstand er durchaus nicht, und überließ sie daher zum größten Theil dem kürzlich verstorbenen Kapellmeister, Georg Abraham Schneider zu Berlin, der nach seiner Art ein sehr fester Compositeur war; das Uebrige nebst Nachhülfe in der Harmoniesirung ꝛc. verrichteten Bernhard Klein, Musikdirector Rungenhagen und andre mehr. Eine Ouvertüre zum Faust, — das ging aber über Dilettanten- und Collaboratorkräfte, und hier saß man fest. Der Fürst, der sich sonst alles, selbst die Requiemscene im Dome mit wirklichem Fond von Phantasie auf dem Violoncelle, das er recht brav spielte, nach Melodie und ungefährer Harmonie zusammengesucht hatte, was er dann einem von Fache, nebst vorläufigen Ideen über Instrumentation ꝛc., geigend und singend in die Feder dictirte, — fühlte hier bei einer Faust-Symphonie (eine Aufgabe für Felix Mendelssohn) zu deutlich, daß ihm die Aufgabe über den Kopf wüchse, und daß irgend ein Ausweg gefunden werden müsse. Darauf erklärte er denn seinen Collaborateuren,

daß, wenn es irgend in der Welt eine passende Symphonie zu Goethe's Faust gäbe, so sei's die bekannte Mozartische Cmoll Fuge. Die wurde nun hergenommen, sehr mittelmäßig instrumentirt (im Original klingts herrlich) und bildet so das Surrogat einer Faust-Symphonie.

Es ist hier nicht am Ort, näher zu beweisen, daß Fürst Radziwil im Vergleich mit Hoffmann nur ein talentvoller Dilettant in der Musik war, der zwar je zuweilen einen ganz genialen Einfall, z. B. den großen Cisdur-Akkord in der ersten Scene, hatte, dann aber in der ganz verfehlten Auffassung fast sämmtlicher Lieder, in dem musikalischen Befassen mit durchaus nicht musikalischen Scenen: — ja! mit der vaguen, form- und kunstlosen Conception des Ganzen, wo alle Gattungen dramatischer Tonkunst chaotisch unter einander gemengt sind, ohne daß sich eine geltend und nothwendig machte, uns von vorn herein auf den Standpunkt des Dilettantismus stellt. Daß diese Musik vielen Dilettanten deshalb so sehr gefällt, von mittelmäßigen Recensenten so sehr belobt wurde rc. wird keinen Künstler und Kunstverständigen weiter befremden.

Dem wahrhaft edlen Kunstsinne, den mannigfachen Verdiensten um die Tonkunst, der noblen und liebenswürdigen Persönlichkeit des verewigten Fürsten, in der sich der idealste Ausdruck polnischer Nationalität aussprach, soll hierdurch in keiner Weise zu nahe getreten werden; kein Wohlmeinender wird die ganz objective Richtung unseres Urtheils verkennen, dem wir noch hinzufügen zu müssen glauben, daß die bedeutenden musikalischen Anlagen des Fürsten Anton Radziwil ohne Zweifel zu glänzenderen Resultaten geführt haben würden, wenn sein hoher Stand und andere

Lebensbedingungen ihn nicht von einem ernstern tiefern Studium des Tonsatzes abgezogen hätten. Ein ächtkünstlerisches und musikalisches Naturell wird ihm Niemand absprechen, — die Kunst war aber nicht sein Ein und Alles.... um mit Beethoven zu reden: — sie war nicht seine Religion geworden. —

Dagegen finden wir bei Hoffmann von Jugend auf eine schwärmerische Liebe zur Tonkunst, ein fortwährendes Ringen und Trachten nach ihr; er war eine elektrisch-musikalische Natur. Die Briefe aus seiner frühesten Periode (Königsberg 1794—96) an seinen Freund Theodor von Hippel athmen in ihren schönsten Stellen glühenden musikalischen Sinn, und nirgends spricht er mit ähnlicher Begeisterung von der Malerei, die er doch gleichzeitig trieb. Wer im Stande ist Hoffmann's geistiges Wesen, sein überfeines Nervenleben zu beurtheilen: — wird diese seine Bevorzugung der Musik auf Kosten der Malerei, die sich jedenfalls in materiellen Stoffen und Elementen bewegt, und, wenn nicht in höchster Sphäre ausgeübt, immer etwas vom Handwerk haben wird, — natürlich finden. Dieses feine, elektrische Nervensystem, das in seiner ganzen Organisation so auffallend prädominirte, und von dem mir erst neulich sein Freund und Biograph Dr. Eduard Hitzig sagte, daß es seinem ganzen Wesen den unheimlichen Anstrich eines Sprüh-Katers gab, — dies war es auch, was ihn zur Musik in ein näheres und seinem Naturell homogeneres Verhältniß stellte als selbst zur Poesie, denn das Material der Tonkunst, der Klang, wirkt vorzugsweise und geradezu auf die Nerven.

Die Musik war die Materie, in der sein Geist Leben

und Nahrung fand. Erst in seinem letzten Lebensabschnitt, (Berlin 1814—1822) wo er als gefeierter Gegenwartsschriftsteller die Leichtigkeit des pekuniären Gewinnes — er erhielt zuletzt bis zehn Louisd'or für den Druckbogen — allem andern vorzog, konnte es geschehen, daß ein Operntext, wie der Contessa's, nach El galan fantasma, der ganz für seine Eigenthümlichkeit berechnet war und ihm vorzüglich zusagte, uncomponirt liegen blieb. Kaum glaubt man es, wenn man jene Jugendbriefe an Hippel liest, wo sich sein Tonsinn, sein Ringen nach Musik so naiv und kräftig ausspricht. In einem „Extrablatt" an seinem zwanzigsten Geburtstage (24. Januar 1796) schreibt er an den Freund; „Weißt Du, daß ich auf der Harfe spiele? — Schade ist's „nur, daß ich mich nicht zwingen kann, auf der Harfe nach „Noten zu spielen, sondern nur immer phantasire, wodurch „ich aber viel Fertigkeit gewinne. Sollt' ich künftig nach M. „kommen, so bringe ich drei Instrumente mit, 1) ein kleines „Klavier 2) eine Wienerharfe 3) eine Violine. — Dein S. „hat ganz recht, — viel Seligkeit entgeht Dir, daß Du nicht „spielst. — Nimm nicht übel, — Dein Zuhören ist gar „nichts, — die fremden Töne drängen Dir Ideen, oder vielmehr sprachlose Gefühle auf, aber wenn Du eigene Empfindungen, — die unartikulirte Sprache Deines Herzens, aus**„hauchst in die Töne Deines Instrumentes, dann erst fühlst „Du was Musik ist. Mich hat Musik empfinden gelehrt „oder vielmehr schlummernde Gefühle in mir geweckt. — „Im tollsten Hypochonder spiel' ich mich mit den silberhaltigsten Passagen Benda's (des Berliners) oder Mo„zarts, an, und hilft das nicht, so bleibt mir nichts mehr „übrig, als auf alles zu resigniren." — — — —**

Digitized by Google

In Glogau, wo Hoffmann sich bis 1798 aufhielt, finden wir ihn in einer sehr üblen Gemüthsstimmung. Seine hypochondrischen Launen sinken nicht selten bis zur tiefsten Melancholie, so daß folgende Stelle aus einem Briefe vom 15. März 1797 (an Hippel) uns für sein Seelenleben zittern macht. — „Ich liebe nicht mehr die Musik, — es ist „wahr, was Jean Paul sagt, die Musik legt sich um unser „Herz, wie die Löwenzunge, welche so lange kitzelnd und „juckend auf der Haut liegt, bis Blut fließt; — so unge„fähr lautet die Stelle. — Sie macht mich weich, wie ein „Kind, alle vergeß'ne Wunden bluten auf's Neue. — Neu„lich war ich mit jenem Mädchen zusammen, in der frohe„sten Laune, — die untergehende Frühlingssonne warf noch „die letzten Strahlen durch's Fenster, — alles war so in „lieblicher Haltung, — ihre Figur schien in Atomen, welche „der Strahl sichtbar machte, zu schweben und ich fühlte, „halb zu ihr hinüber gebogen, ihren sanften Hauch auf „meiner glühenden Wange, — ich war glücklich und wollt's „ihr sagen, — das Wort erstarb mir auf der Zunge, als es „sechs schlug, und die Flötenuhr das Mozartische Vergiß„meinnicht in feierlichen Tönen spielte, — die lange Wim„per ihres Auges senkte sich, und ich fiel in meinen Stuhl „zurück, — zwei, — drei Verse. Ich dachte an die Worte:

> Denk daß ich's sei, wenn's laut in Deiner Seele spricht
> Vergiß mein nicht!

„— aller Frohsinn schwand dahin und ein Fieberfrost kühlte „die Gluth, welche in mir aufgestiegen war. — Endlich „schwiegen die Töne. — Es ist vorbei! sagt' ich — Ja, — „erwiederte sie dumpf, ich wollte ihr zu Füßen stürzen, da „dachte ich an" — — — —

Diese Erscheinung war Michaëline, seine nachherige Frau; wir sehen ihn in dieser Situation noch ankämpfen gegen halberloschene Jugend-Neigungen.

Aus den Briefen seines ersten Berliner Aufenthaltes (1798—1800) findet sich außer einigen Entzückungen über die damalige italienische Oper nichts wesentlich Musikalisches. Ein ächtmusikalisches Leben, ein wahres Ringen nach Musik beginnt nun aber während seines traurigen Exil's in Plozk (1802—1804.). Fragmente aus seinem Tagebuche, das er dort führte, characterisiren es. Eine Stelle vom 2. October 1803 lautet: „Mit meinen musikalischen „Ideen geht mir's so, wie mit Savonarola's, des Märty„rers zu Florenz, Eingebungen. Erst schwirrt's mir wild „im Kopfe herum; dann fange ich an zu fasten und zu be„ten, d. h. ich setze mich an's Klavier, drücke die Augen „zu, enthalte mich aller profanen Ideen, und richte meinen „Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier „Wänden meines Hirns. Bald steht die Idee klar da; ich „fasse und schreibe sie auf, wie Savonarola seine Prophe„zeihungen. Ob's nur andere Componisten auch so ma„chen? Aber das erfährt ein Königl. Preußischer Regie„rungs-Rath in Plozk nicht."

Am 8. October schreibt er: „Ich quäle mich mit einer „Idee zum Trio für Fortepiano, Violine und Cello. Mei„nem Bedünken nach werde ich in diesem Genre etwas lei„sten. Haydn soll mein Muster sein, so wie in der Vokal„musik Händel und Mozart;" — und unterm 16. October findet sich: „Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker ge„boren wurde? Ich muß die Frage dem Präsidenten **,

„oder dem Großkanzler" (seinen etwas brutal-strengen Vorgesetzten) „vorlegen, die werden's wissen."

In Warschau finden wir ihn nun bald (1804—1807) in voller musikalischer Thätigkeit als Dirigent einer musikalischen Ressource, die in einer ordentlich begründeten Singe-Akademie culminirte, wo zwei Lehrer — einer für den Solo- einer für den Chorgesang — angestellt wurden, und die sich zuerst in dem Opinskischen dann in dem eigends dazu ausgebauten, zum Theil von Hoffmann selbst ausgemalten Mniszekyschen Pallast versammelte. Außerdem sang er als Tenorist in den Musikaufführungen der Bernhardiner mit, und schrieb Opern für's Deutsche Theater. Daneben ließ er sich als Regierungsrath durchaus keine Nachlässigkeiten, wie auch später nicht, zu Schulden kommen. Eine Thätigkeit, die in jeder Beziehung laute Bewunderung anspricht. Wie sehr alle seine geistigen Kräfte in der Musik wurzelten, beweise folgende Stelle aus Hitzig's Biographie, die über ein gefährliches Nervenfieber berichtet, das ihn in der letzten Zeit seines Warschauer Aufenthalts heimsuchte.

— — „oft klagte er in seinen Fieberphantasieen über „die Leiden, die ihm seine Wärter verursachten, wobei er „sie mit Instrumenten zu verwechseln pflegte. „„Heute hat „„mir wieder die Flöte arg zugesetzt"" rief er aus, und „meinte damit *, der sehr leise sprach, und dabei etwas „Schmachtendes in seinem Tone hatte, oder: „„den ganzen „„Nachmittag hat mich das unleidliche Fagott gequält; im„„mer trat es zur unrechten Zeit ein, oder schleppte nach,"" „womit er einen andern meinte, der in einem rauhen Baß sprach."

„„Sie verstehen doch mich alle nicht,"" sagte er in

„der Nacht, wo sein Zustand am allergefährlichsten war, zu „zu einem Freunde, — „„es ist mir lieb, daß Sie hier „„sind; ich habe Ihnen schon immer die Schönheiten der „„Zauberflöte auseinandersetzen wollen; heute Nachmittag, „„als ich allein lag, habe ich die ganze Oper gehört.““

Und nun entwickelte er mit einem Feuer der Beredsamkeit, das den Zuhörer vor Erstaunen nicht zu sich kommen ließ, in der Fieberhitze, Stück vor Stück, das große Werk vom Anfang bis zu Ende.

Daß sein fortwährendes Ringen nach Musik und die häufige Vereitlung seines Lieblingsplanes — ein absolutes Künstlerleben zu führen, — daß das trübselige Gefühl, das ihn öfters überkam, einen falschen Lebensweg gegangen zu sein: — ihn zu dem verzweifelten Humor und der bittern Ironie führte, worin man ihn später nicht selten vertieft fand, läßt sich nicht leugnen und ist durch mehrere Stellen seiner Briefe, wie seiner Schriften, zu erweisen.

So schreibt er schon aus Königsberg in seinen Jugendbriefen an Hippel (25. November 1795) nachdem er über eine Aufführung von Salieri's Axur gesprochen: „Ach „Freund, eine einzige so componirte Oper könnte das Glück „meines Lebens machen.“

Wir gestehen in der Undine tiefsinnigere Klänge des Geisterreichs zu vernehmen, als in den etwas formellen Compositionen Salieri's, dessen bestes Werk „Axur“ jedoch mit Unrecht so gänzlich von unsern Opernbühnen verschwunden ist, und das ohne Zweifel mehr werth ist, als das lederne Opferfest von Peter Winter, wo peruanische Kriegerschaaren so zahm wie Berliner Currendeknaben singen, und das nur den Vortheil hat praktisch und dankbar für die

Sängerkehlen geschrieben zu sein. Schon in jener frühern Zeit finden wir bei ihm jene exaltirte Geistesstimmung, jenes nervöse Gefühl einer rauschenden Kunstwollust, und aus Plozk schreibt er an den mehrerwähnten Jugendfreund: „eine bunte Welt, voll magischer Erscheinungen, flimmert „und flackert um mich her, — es ist als müsse sich bald was „großes ereignen, irgend ein Kunstproduct müsse aus dem „Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch, — eine „Oper, — ein Gemälde, sein wird, — quod diis placebit; — meinst Du nicht, ich müsse noch einmal den Groß„kanzler fragen, ob ich zum Maler oder zum Musikus or„ganisirt bin?" — Nach dieser Ironie fährt er fort: „Aber, — um dem Dinge näher zu kommen, — gestern habe „ich eine komische Oper gemacht, und heute Morgen, — es „war noch finster, — ungefähr 5 Uhr, die Musik dazu. — „Aufgeschrieben ist noch nichts, das wird auch wohl noch „etwas länger dauern." — Er war also auch mit einem starken musikalischen Gedächtnisse ausgerüstet, wenn er das Niederschreiben der empfangenen Ideen so ohne Weiteres aufschieben konnte. Auch dieses ist ein Zeichen von wahrhaftem Talent, denn bis jetzt haben fast alle großen Tonkünstler sich durch ein glänzendes Gedächtniß ausgezeichnet, — ich erinnere hier nur an Mozart und einen neuern Meister: Felix Mendelssohn. Der zu seiner Zeit und auch jetzt noch von manchen Leuten viel bewunderte Hasse, der einstmals eine seiner eigenen Messen nicht erkannte, scheint somit kein Talent ersten Ranges gewesen zu sein, — und mehr zu den sogenannten Leuten von Metier gehört zu haben, was wir auch nicht weiter bestreiten wollen.

In einem Briefe vom 28. April 1807 aus Warschau

an Hitzig, der bereits wieder nach Berlin zurückgekehrt war schreibt er: „Sagen Sie Werner, (Zacharias) daß ich noch „immer darauf rechne, daß er, wenn ich erst einigen Ruf „haben werde, mir den Faust machen wird; wenn er es „auch nicht thun will, so mag ich doch die Lieblingsidee „nicht aufgeben, indem ich manche Stunde schon am Cla- „vier für den Faust componire. — Gewisse Phantasieen wer- „den nämlich von einer gewissen unbekannten Stimme, die „ich sehr deutlich höre, so rubrizirt: für den Faust!" —

In einem folgenden Briefe, dem letzten aus Warschau vom 14. Mai an Denselben, spricht er offen den Plan aus nach Wien zu gehen und sich für immer der Musik zu wid- men. Er schreibt: „Ohne das Günstige des Lokals zu ken- „nen, wie Sie es mir nun geschildert haben, ging schon „mein ganzes Sinnen und Trachten nach Wien; es war „eine Art Inspiration, die mich wachend und träumend nur „immer nach Wien versetzte, und mich da meine Künstler- „laufbahn betreten ließ." Und dann gegen den Schluß: — „Meine Oper rückt vor (Liebe und Eifersucht nach Calde- „ron's Schärpe und Blume) und es wäre herrlich, wenn „ich sie vollendet nach Wien mitnehmen könnte; indessen „sind meine Ouvertüren, meine Symphonie und meine „Messe hinlänglich, mich bei einer competenten Behörde „als Componist auszuweisen." —

Leider war dieser Plan nicht auszuführen, und das Schicksal führte ihn einen ganz andern Weg, nämlich durch Berlin nach Bamberg, wo er wie schon erwähnt, Musik- director beim Theater wurde. Publikum und Orchester war indeß gegen ihn, da er nicht wie's in Bamberg seit unvor- denklichen Zeiten gäng und gäbe — mit der Geige dirigiren

Digitized by Google

konnte, sondern sich nach italienischer Art und Weise vor den Flügel setzte. Keinen ungleichern grauenvollern Kampf giebt's vielleicht in der Welt, als den zwischen einem geistvollen Musikdirector und einer bornirten Orchesterbande: — Hoffmann erlag ihm und sein Vorgänger Dittmayer, der nicht nur mit der Geige dirigirte, sondern vielleicht außerdem im Orchester als guter Kumpan beliebt war, trat wieder an seine Stelle. Indeß hatte sich Graf Soden ganz von der Verwaltung zurückgezogen, ein gewisser Heinrich Cund, Verfasser mehrerer grauligen Ritterkomödien spielte eine Zeit lang den Director, erklärte sich aber alsbald für insolvent. Kein Mitglied erhielt seine Gage und auch Hoffmann kam in größte Verlegenheit.

Ein musikalisches Moment in seinem Seelenleben bildet auch jene seltsame Sehnsucht nach der Abgeschiedenheit des Klosters, die in Bamberg durch seinen Besuch bei den Capucinern und die Bekanntschaft des Pater Cyrillus so lebhaft aufgeregt wird, und sich auch an vielen Stellen seiner Schriften z. B. im Elirire des Teufels, ausspricht. Die stillen geheimnißvoll dämmernden Klosterkirchen, das ganze Mönchsleben, das sehnsuchtsvolle aber verschwiegene Hinübergreifen des Geistes in die hellen Freuden einer abgeschlossenen Menschenwelt, das sich in Tönen so unverholen und halbverständlich ausdrücken läßt: — alles dies giebt sich so vollständig und anschmiegend der Musik hin, daß selbst ein Mozart sich oft von der Tonbühne fort in die stillen Räume von St. Stephan sehnte. —

Außer jenem feinen reizbaren Nervenleben bezeugt sich auch in der Leichtigkeit, mit der Hoffmann sich aus anscheinend tiefliegenden leidenschaftlichen Gemüthszuständen her-

auszog, um sich ohne Weiters in neue ähnliche Situationen zu werfen, ein musikalisches Naturell, · · eine Künstlernatur. So glauben wir ihn mit glühendster Neigung zu jener Julia (Bamberg) hingezogen, die er als Cäcilie in dem Aufsatze ombra adorata, im Berganza, in den musikalischen Leiden und Freuden, und als Donn' Anna im Don Juan verherrlicht hat, — und lesen an ihrem Verlobungstage in seinem Tagebuch mit vielem Mitleiden: „Il „colpo é fatto! Ella é diventata la sposa di questo ma- „ledetto M., e mi pare, che tutta la mia vita musicale „e poetica ésmorzata; bisogna prender una risoluzione „degna d'un uomo, com' io credo essere; quaesto era „un giorno del diavolo!“ Aber schon am nächstfolgenden Tage lesen wir mit vieler Beruhigung: „È già passato, „ed' io credo, che l'immaginazione fece molto.“ Und damit war's abgethan.

Wir wollen unsern Lesern eine interessante Stelle aus dem Funck'schen Buche nicht vorenthalten. Dem Verfasser, der in Bamberg zu Hoffmann's intimsten Freunden gehörte, war ein Kind gestorben, und Hoffmann beredete ihn — ich glaube Tags darauf — den Don Juan im Theater zu hören. Nach vielem Wider- und Hinundherreden giebt der Trauernde endlich den siegenden Bitten und Vorstellungen Hoffmann's nach, und folgt ihm. „Auf dem Wege zum Theater“ schreibt dieser „phantasirte er über die Schönhei- „ten des Werkes auf eine so poetische Weise und immer „mit Beziehung auf meinen Verlust, daß, hätte er diese „Worte niedergeschrieben, es vielleicht das Beste wäre, was „er je über Musik gesagt.“ Während der Vorstellung saß er nun neben dem betrübten Freunde und machte ihn auf

hervorragende Einzelnheiten des Meisterwerkes aufmerksam, wobei seine Augen in Thränen schwammen. „Der Abend“ schreibt dieser weiter „wird mir sowohl in Bezug auf mich, „als auf Hoffmann unvergeßlich bleiben; denn nun seh ich „es so deutlich ein, mit welch hohem heiligen Ernst er sich „der Kunst der Musik ergeben, und wie diese allein — ein „inneres Evangelium — in ihm lebte, aus ihm sprach und „magnetisch wirkte.“

Der geachtete Verfasser des Aufsatzes „Goethe's Verhältniß zur Tonkunst“ Dr. A. Kahlert (4tes Heft des Freihafens) macht die treffende Bemerkung, daß sich fast bei allen Humoristen große Vorliebe für Musik fände, so z. B. bei Jean Paul, bei Ernst Wagner — und daß Hoffmann, Weisflog und L. Schefer sogar selbst componirt hätten. Hiernach stellt sich denn auch das musikalische Umgangsverhältniß heraus, daß namentlich, wie wir zu bemerken glauben, Goethe von Hoffmann und ähnlichen Schriftstellern unterscheidet. Goethe suchte seine musikalischen Bekanntschaften stets in der Mittelmäßigkeit auf, das beweisen seine artistischen Beziehungen zu Johann André, Kapellmeister Wolf in Weimar, Christoph Kayser — der außer dem Componisten ein tüchtiger Kopf gewesen sein mag — zu Reichardt, Zelter, Eberwein und andern, die sich als schaffende Tondichter nie über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben haben, denen man aber sonst theoretische und andere Verdienste und Förderung der Kunst nicht absprechen wird. Jedenfalls ist es auffallend, daß Goethe, der Zeitgenosse eines Mozart, Haydn und Beethoven in fast gar keinen Beziehungen zu diesen leuchtenden Sternen deutscher Tonkunst

steht. — Vergebens sucht **Bettina** — diese incarnirte musikalische Psyche — den großen Poeten dem guten Zelter in etwas zu entfremden, indem sie bemerkt, daß ein Mensch von so groben Knochen, so langer Weste, wollenen Strümpfen und Kniehosen unmöglich Goethische Lieder componiren könne; — es gelingt ihr aber nicht ihn ihrem Ideal — Beethoven — zuzuführen.

Was hätte Hoffmann wohl hingeopfert, mit einem Mozart in persönlich-geistigen Verkehr zu treten, dessen feinste Ton- und Witzblüthen er zu fühlen und zu genießen verstand. So schreibt er in Königsberg in sein Plozker Tagebuch über die Cdur-Arie des Arbace in Idomeneo: „Die „Arie ist wohl eigentlich nur ein satyrischer Hieb Mozarts „auf die Castraten und ihre Singmanier. Er hat's nur „ironisch gemeint, das merken aber manche Herren nicht." Größte Schärfe und Geschmack zeichneten stets und überall sein Urtheil aus; so konnte er Paer, der als Kapellmeister Napoleon's nach Warschau kam, durchaus nicht leiden, weil er nach Hoffmann's Meinung als Mann eben so süßlich, wie in seinen Compositionen war.

Daß Hoffmann ein wesentlich bewegendes Motiv einer neuesten musikalischen Culturgruppe, der sogenannten „romantischen Schule" ist — über die wir nächstens ausführlicher zu sprechen gedenken — darf man nicht leugnen und **Robert Schumann**, der geistvolle Redacteur der **neuen** Leipziger Musikzeitung, einer der Choragen dieser Schule, hat so eben erst eine Claviercomposition unter dem Titel „Kreisleriana" edirt, worin die poetischen Momente jenes Hoffmann'schen Characters musikalisch accentuirt werden. Auch Liszt, Chopin, Berlioz haben gewiß manches

von den Phantasieen des célèbre Hoffmann in ihre Tonsprache übersetzt. So wirkt ein wahrhaft eigenthümlicher Geist nach den verschiedensten Richtungen fort.

Speciell auf den oben verzeichneten musikalischen Nachlaß Hoffmann's einzugehen, würde uns für den Raum und den literarischen Standpunkt dieser Zeitschrift zu weit führen. Einige Worte zur nähern Characterisirung der Oper Undine wollen wir indeß, so gut es ohne Notenbeispiele geht, hier folgen lassen. Ueber die historische Entstehung der Oper ist bereits oben in Kürze berichtet worden. Das Textbuch liegt uns in zwei interessanten Exemplaren vor. Einmal die Fouqué'sche Originalschrift der Bearbeitung für die Zwecke des Musikers, dann die eigenhändige Hoffmannische Abschrift derselben mit einigen nicht unwesentlichen Abänderungen: — Zusätzen und Kürzungen. Daß der Stoff an sich sehr musikalisch, leidet keinen Zweifel, das Versmaaß und namentlich der Reim will uns aber hie und da etwas gezwungen erscheinen. So z. B. das oft wiederkehrende „irren" und „wirren" und „Irrung" auf „Wirrung" sind böse Klänge für Componisten und Sänger. Im Uebrigen können wir in den Tadel Carl Maria von Weber's nicht mit einstimmen, wenn er sagt: „In dem Text der Oper Undine hätte wohl mancher innere Zusammenhang bestimmter und klarer verdeutlicht werden können." Wir finden im Gegentheil alles gesagt, was zum Verständniß nothwendig. Die Oper beginnt mit einem Terzett, (Huldbrand, Fischer und Frau), das sich in der Hoffmannischen Textschrift mit Röthel gestrichen findet, dessen ungeachtet steht es in der Original- wie auch in der Theaterpartitur, beginnt in Cmoll C-Takt und schließt plagalisch

mit großer Terz. Es ist kein Zweifel, daß die Oper damit begonnen. Undine ist aus dem Hause verschwunden, und die drei Genannten bitten in die dunkle, stürmische Nacht hinaus, sie möge wiederkehren. Das Stück, in dem zweite Geige und Bratsche ein Tremolo, zu gehaltenen Akkorden der Blaseinstrumente und ängstlich-besorgten Hornrufen, führen, wo dann und wann die erste Geige in einer Sechszehntelfigur drüber hinrauscht, malt ganz treffend die Situation. Der Ritter will hinaus sie suchen, retten — man mahnt ab, und hält ihn zurück. Nach kurzem Dialog folgt eine Romanze des Fischers Gmoll $\frac{6}{8}$ Takt, die das erste Erscheinen Undinens bei den Fischerleuten erzählt, hie und da von kurzem Gespräch unterbrochen. Diese schöne Romanze, in der öfters Bdur mit der Haupttonart abwechselt, soll ein Lieblingsstück des Publikums gewesen sein, und C. M. v. Weber, auch Marx, heben sie als eigenthümlich und gelungen besonders hervor. Vorzugsweise gefällt uns der geisterhafte Esdur-Eintritt der Blasinstrumente bei den Worten: „Krystall-Gewölbe — goldne Bäume u. s. w.," womit die frühere Wohnung Undinen's beschrieben wird. Die Romanze geht dann, mit Anklängen der Hauptmelodie, in ein großes Ensemblestück Gmoll $\frac{6}{8}$ Takt über, wo zu den Vorigen, — Undine, Kühleborn und ein Chor der Wassergeister, erst in der Ferne, dann näher und näher sich vernehmen lassen. Während dieses Musikstücks verwandelt sich die Scene.... Kühleborn warnt Undine vor der thörichten Verbindung mit einem Menschenkinde, sie will nichts davon hören.... in Gmoll rauschen und singen die Wassergeister drüber hin. Huldbrand tritt auf, Undinen, die er in Gefahr glaubt, zu retten.... sie

bemerkt ihn, die Wogen beruhigen sich bei ihrem Gesange.... sie gebietet Kühleborn, sie mit dem Ritter allein zu lassen. Er versucht sie noch vor der Verbindung mit einem Menschen zu warnen.... sie verhöhnt ihn.... ein prasselnder Septimenakkord auf Fis, — und zu ernsten Posaunentönen gibt Kühleborn sie ihrem Schicksale hin. Der 6/8 Takt, der sich zu gleicher Triolenbewegung in 2/4 Takt aufgelöst, wechselt nun mit einem ritterlichen Rhythmus (C-Takt) und Huldbrand eilt auf die Geliebte zu, um sie von dem Felsen zu führen. Erdgeister treten mit einer barocken Figur im 2/4 Takt entgegen, und rufen ihm schroff und monoton auf C (Baßstimmen) ein „Zurück!" Undine droht ihnen mit Sturm und Fluth, den Waffen ihres Reiches, und sie verschwinden. Es folgt ein Liebesduett in Adur mit reizender Violoncellbegleitung, danach treten die Eltern wieder auf und bitten sie, mit ihnen zu gehen.... sie widerstrebt aber. Kühleborn, den murmelnde Violen, Paukenwirbel und dumpfe Posaunen-Accente ankündigen, wird wieder sichtbar und tadelt die Verbindung mit Huldbrand. Dies große Ensemblestück, welches die Hälfte des ersten Aktes in der Partitur einnimmt, verklingt zuletzt piano in Gdur C-Takt. Es ist von großer dramatischer Lebendigkeit, und ausgezeichnet sind die Geisterchöre, Kühleborn und Undine behandelt. In dem folgenden Sextett Bdur C-Takt zwischen Undine, Huldbrand, Kühleborn, dem Fischerpaare und Heilmann, dem Geistlichen, — ist besonders der Character des letztern fest und schön in der Musik durchgeführt. Das Stück beginnt zweistimmig zwischen der Singstimme (Heilmann) und den Bässen; erst später, nachdem alle Stimmen abwechselnd eingetreten sind, rauschen die Bässe zum Tremolo des Bo-

Digitized by Google

genquartetts unheimlich auf, und gehaltene Posaunentöne markiren Kühleborn's Erscheinung am Fenster der Fischerhütte. Das Sextett zeichnet sich durch schöne Abrundung der Form, vorzüglich charakteristische und doch ungezwungene Stimmenführung aus. Undine erklärt nun in einem kurzen Dialog ihre Herkunft, ihr eigentliches Verhältniß zum Menschengeschlecht, u. s. w.... sie warnt den Geliebten vor jeder Art von Treubruch, da sein und ihr Verderben davon die Folge sein würde. Mit dem leidenschaftlichen Ausruf Huldbrand's, sie nimmer zu verlassen, beginnt das Finale des ersten Aktes Ddur C-Takt. Es bleibt eine Zeit lang Duett zwischen den Liebenden, dann tritt in Bdur $\frac{3}{4}$ der Geistliche und das Fischerpaar dazu, später Kühleborn als Einsiedler des Waldes, der mit dem Brautpaar nach Burg Ringstetten ziehen will. Die zweistimmigen Imitationen des Saitenquartetts zu den dumpfen Posaunenstößen und die tiefgehaltenen Oboen und Clarinetten machen sein Auftreten höchst seltsam und schauerlich. Undine sucht ihn vergebens zu entfernen, er verspricht, sich ruhig zu verhalten. In einem lebhaften kurzen Allegrosatze Ddur Allabreve wird der Akt sechsstimmig zu Ende geführt.

Im zweiten Akt befinden wir uns auf einem baumschattigen Platz in der Reichsstadt und sehen Undine und Bertalda in der Nähe eines zierlichen Brunnens lustwandeln. Ein Entr'-Akt in Asdur $\frac{3}{4}$ beginnend, dann mit Esdur $\frac{2}{4}$ und Allegro agitato Fmoll $\frac{4}{4}$ wechselnd, am Schluß jedoch pp. in die Anfangstakte $\frac{3}{4}$ auf ruhendem Bas C. verklingend: — malt uns in kurzen Strichen die Schlußscene des zweiten Aktes am Donauufer, und ist aus einzelnen Motiven dieses Finales zusammengesetzt. Ein lieb-

Digitized by Google

liches Duett Fdur $\frac{3}{4}$ mit obligater Cellobegleitung zwischen Undine und Bertalda, und reizendem Wechselspiel der Blasinstrumente, folgt hierauf. Nach kurzem Dialog steigt Kühleborn unter sehr charakteristischer Begleitung der Bässe, Fagott's und Hörner aus dem Brunnen, — Melodram — die Modulation fällt mit einem Tremolo der Saiteninstrumente in's Des, und Kühleborn ruft in abentheuerlichen Octaven und Quintenfällen zu tief gehaltenen Oboen, Fagott's und Posaunen und taktweisem Akkordwechsel von Des — Ges und von Ges durch Esmoll nach B zweimal, sich steigernd: — „Undine! komm herab!" Terzett. Undine warnt ihn, die Freundin Bertalda, der die Erscheinung die Sinne verwirrt, zu schonen. Dieses kurze Stück ist höchst dramatisch und voll genialischer Züge. Wir glauben, daß sich C. M. v. Weber manches daraus ad notam genommen, namentlich was die tiefen Oboen und Clarinett's anbetrifft, die später im Freischützen und an einigen Stellen des Oberon von so frappantem Effect waren. Kühleborn verschwindet unter der umgekehrten Begleitung des Aufsteigens, — die Schlußtakte des Fdur-Duo's fallen beruhigend ein. Zu Anfang der zweiten Scene findet sich im Hoffmannischen Textbuch eine Arie Kühleborn's mit Chor der Wassergeister, die indeß wieder gestrichen, und auch nicht componirt ist; in Fouqué's Originalschrift steht nichts davon, und es ist anzunehmen, daß Hoffmann selbst die Verse für seine musikalischen Zwecke gedichtet. Bei der nun folgenden Bdur-Arie der Undine finden sich verschiedene Lesarten des Textes und der Partitur. Der Fouqué'sche Text beginnt mit den Worten: „Wer kennt des laun'gen Glückes Flügel, wer seinen Lauf" u. s. w., nach dieser Lesart hat

Hoffmann die Arie in der Originalpartitur im $\frac{4}{4}$ Takt Bdur, mehr gut dramatisch deklamirt, als melalisch interessant durchgeführt. Der andere Text, wahrscheinlich von Hoffmann gedichtet, beginnt: „Wer traut des laun'gen Glückes Flügel bei Spiel und Fest!" u. s. w., und dieser Text findet sich in der Theaterpartitur mit einem kurzen Recitativ a battuta beginnend, in Bdur $\frac{3}{4}$ alla Polacca componirt, und zwar sehr melodiös und brillant figurirt für die Singstimme. Also auch Hoffmann hat daran denken müssen, wo möglich „dankbar" für die Theatersänger zu schreiben. Am Schluß modulirt diese Arie nach dem Dominantendreiklang von C, in welcher Tonart Allegro $\frac{6}{8}$ der nun folgende Festchor der Hochzeitgäste beginnt, worin nun auch der Herzog und die Herzogin auftreten. Der Herzog gebietet den Flöten und Harfen Schweigen, und fordert Undine auf, ein Lied zu singen. Es folgt in Adur $\frac{6}{8}$ die Romanze, in der das Schicksal Bertalden's aufgehellt wird, wodurch Undine unbewußt alles verdirbt. Diese Romanze gehörte nebst der des Fischers im ersten Akt zu den Lieblingen des Publikums; — sie ist eben so einfach und melodiös, als geistvolldramatisch behandelt. Bertalda ist beleidigt.... will nichts von den Fischereltern wissen, auch Undinens Gemahl ist erzürnt, man nennt sie eine Hexe..... der Tumult steigt auf's Aeußerste.... der Herzog legt sich in's Mittel und stellt die Ruhe wieder her. Ein Chor mit Solo Allegro in Cmoll beginnend, aber auf dem Dominantendreiklang schließend, in dem die Stimmen canonisch eintreten, schließt dieses große Ensemblestück, das sich, der Situation gemäß, durch große dramatische Lebendigkeit auszeichnet. Die Scene verwandelt sich in einen Wald,

in einer dramatisch gehaltenen Arie mit Chor erscheint Kühleborn und fordert die Wassergeister auf, Undine an dem eiteln Ritter und Bertalda zu rächen. Dies Stück beginnt und schließt in Esdur $\frac{4}{4}$, eine abgebrochene characteristische Granitofigur der Bässe und Fagott's wird, mit wenig Unterbrechung, bis zum Schlusse durchgeführt. Ein bewegtes Duett in Fdur $\frac{4}{4}$, in dem Huldebrand Bertalden, die er im Walde verirrt findet, sein ritterliches Geleit, und auch ziemlich unverholen sein Herz anträgt, — geht noch dem Finale voran, das Fdur $\frac{2}{4}$ mit Oboen, Fagotts und Hörnern höchst naiv und heiter anhebt, und nichts ahnen läßt von dem tragischen Ende der armen Undine und des treulosen Ritters. Undine, die gerettete Bertalda, der Ritter und Gefolge, — alle sitzen am Ufer des Stromes und sind heiter und guter Dinge. Die Musik tändelt lieblich im $\frac{2}{4}$ Takt (Chor und Solo) dahin.... Bertalda spielt mit ihrem Halsgeschmeide, das ihr der Ritter geschenkt, sorglos über dem Wasser.... aus dem plötzlich eine riesige Faust fährt und es ihr entreißt. Alles ist bestürzt, der Ritter zürnt.... Undine bittet ihn, nicht hier am Ufer sie zu schelten, was ihm und ihr Verderben bringen müßte, — und verspricht ein neues schöneres Kleinod zur Stelle zu schaffen. Ihre Beschwörung der Wogen (Andantino $\frac{3}{4}$ Gdur) mit obligater Begleitung von drei Violoncell's zu pianogehaltenen Akkorden der Blaseinstrumente, wobei die Geigen pausiren, ist originell und reizend concipirt. In Esdur $\frac{4}{4}$ steigt ein schöner Knabe aus dem Wasser und überreicht ein Korallenhalsband..... Der Chor malt treffend sein Staunen und Befremden. Die plötzliche Modulation nach Ges und zurück nach B, wie die eigenthümliche Verbindung des Fa-

Digitized by Google

gotts mit der Tenorposaune muß von frappanter Wirkung sein. Bertalda wirft den Schmuck von sich, der Ritter verflucht Undinen „die dreiste Wasserfey" .... die Holzbläser und die Posaunen fallen aus Fmoll pianissimo nach Des $\frac{12}{8}$ Takt, die Saiteninstrumente (6stimmig mit Surdinen) antworten immer einen Takt später. Ein Nebel erhebt sich aus den Wogen .... in Asdur $\frac{4}{4}$, mit einer in Sechszehnteln wogenden Begleitung der Geigen und imitatorischen Ligationen der Fagott's und Clarinetten, wozu später auch Flöten und Oboen treten, nimmt Undine wehklagend Abschied. Vergeblich sucht Huldbrand sie zurückzuhalten .... sie warnt ihn nochmals vor einem Ehebunde, der ihm unfehlbaren Tod bringen würde, und mit dem wieder aufgenommenen $\frac{12}{8}$ Takt Desdur verschwindet sie in den Wassernebeln. Im Allegro Fmoll $\frac{4}{4}$ ruft der Ritter verzweifelnd der Geliebten nach .... unter Posaunen, Pauken, Hörnern ꝛc. (ohne Saiteninstrumente) erscheint Kühleborn über den Wassern und kündet ihm drohend an, daß er jetzt ihm verfallen sei. Chor und Solostimmen vereinen sich zu leidenschaftlichen Klagen über den Unfall und più presto Fmoll $\frac{4}{4}$ schließt der Akt.

Im dritten Akt sehen wir uns nach Huldbrands Burg, Ringstetten, versetzt, und es beginnt eine große leidenschaftlich bewegte Arie Bertaldens in Emoll, die sich weder im Fouquéschen noch Hoffmannschen Textbuch verzeichnet findet. Hierauf folgt ein ausgezeichnet gearbeitetes Terzett in Edur, (Bertalda, Huldbrand, Kühleborn) in den der Ritter seine Liebe für dies Fräulein ausspricht, dazwischen tritt Kühleborn's Stimme aus der Tiefe mit plötzlichen fremdartigen Modulationen, warnend und drohend auf.

Bertalda kann den wiederholten, immer dräuender sich erhebenden Spuk nicht länger ertragen und entflieht. Der Ritter bleibt allein. Ein sehr schön gehaltenes Melodram folgt.... Huldbrand in Zweifeln und Liebesträumereien zwischen Undine und Bertalda hin und hergeworfen mit Anklängen aus dem Scheideliede Undinen's und dem Liebesduett mit Bertalda, — führt bis zum Auftritt Heilmann's des Geistlichen, deß Kommen feierliche Harmonieen des Bogenquartetts verkünden. Das Duo zwischen ihm und dem Ritter Gdur $\frac{3}{4}$ ist nicht bedeutend. Darauf folgt ein chevaleresker Chor Ddur $\frac{2}{4}$ des herzoglichen Gefolges. Die nächste Scene mit dem Terzett des Fischerpaares und Kühleborn's, wo Undinen's feine Geisterstimme je zuweilen in den Refrain der Fischerromanze hinüber klingt, ist nun aber wieder hochpoetisch und durchaus trefflich componirt. Das letzte Finale beginnt in Cdur $\frac{6}{8}$ mit einer Fanfare der Trompeten, Hörner und Pauken, worauf ein lustiges Hochzeittafel-Chor auf dem Schloßhofe der Burg einstimmt. An einzelnen Stellen hat Hoffmann den Geigen viel Fertigkeit in chromatischen Läufen zugemuthet. Es folgt ein glänzendes Arioso Fdur $\frac{4}{4}$, worin die ausgelassene Braut Bertalda den Ritter auffordert, den Springbrunnen, den Undine für ewig zu schließen befohlen hat, öffnen zu lassen. Huldbrand widerstrebt anfangs dem Verlangen, gibt aber der Erzürnten endlich nach..... Die Mauer wird durchbrochen.... der Strahl schießt empor, und von C-Septime fallen die Blasinstrumente mit jener selben Stelle aus dem Finale des 2ten Akt's in Desdur $\frac{12}{8}$ ein, die Undinens Verschwinden bezeichneten. Ihre Gestalt erscheint in dem Wasserstrahl.... dem Ritter zuwinkend tönt ihre Stimme im geisterhaften

Digitized by Google

Octaventritt der Dominante von As: „Hab' gute Nacht!" Huldbrand, vom Zauber ganz umfangen, eilt auf sie zu.... umschließt sie, und verschwindet mit ihr in den Fluthen. Die Solostimmen in chromatischen Imitationen, der Chor in abgerissenen Accenten fallen Cmoll $\frac{4}{4}$ mit einem „Wehe" ein, das durch schneidende Modulation einige Zeit fortgeführt, zuletzt auf Fmoll-Dreiklang schließt, worauf nach kurzem Uebergang der Saiteninstrumente, in Cdur $\frac{4}{4}$ Maestoso der rein achtstimmige Schlußchor folgt, und das Ganze mit wehmüthig-feierlichen Klängen beruhigend schließt. Mit den ersten Takten dieses Chores beginnt die Ouvertüre, die nach einem tüchtig durchgeführten brausenden Allegro Cdur $\frac{4}{4}$ durch einen sanften $\frac{3}{8}$ Takt in G, ohne abzuschießen in die Oper (wie beim Don Juan u. a.) selbst hinüberführt. Uebrigens ist die Ouvertüre nicht, wie es in neuerer Zeit Mode, aus lauter einzelnen Fetzen der Oper zusammengesetzt, sondern es sind nach besserer Weise und Form nur zwei Hauptmotive, die Einleitung abgerechnet, im Allegro durchgeführt. Es befindet sich in der Originalpartitur auch ein von Hoffmann eigends componirter Schluß für den Concertgebrauch. Mit vorzüglicher Vorliebe hat der Componist die Charactere Kühleborn's und Undinen's durchgeführt, und demnächst hauptsächlich in den Chören der Wassergeister sein großes Talent für die Tonkunst documentirt. Die übrigen Charactere sind mehr verallgemeinert und schwankender. Auffallend ist es, daß mit dem Tenorpart nur eine Nebenperson, der Herzog, bekleidet, und daß selbst der Liebesheld Huldbrand im Baß-Bariton gehalten ist. Kühleborn, der Fischer und der Geistliche sind ebenfalls Bässe. — Soviel über diese Oper, die sowohl in

ihrer melodischen als dramatischen Haltung keinesweges veraltet zu nennen ist, und die wohl werth wäre, wieder auf die deutsche Bühne z. B. in Berlin, gebracht zu werden, wo man jetzt die Kosten der Decorationen und Scenerie ꝛc. die sich, unter der ersten Aufführung durch den Grafen Brühl, auf beinahe 12000 Rthlr. beliefen, nicht haben würde, da die Decorationen des Ballet's Undine, mit kleinen Aenderungen, gewiß zu brauchen wären. Und wenn auch ein Balletdecorationen=Gesetz bei der Berliner Hofbühne existiren sollte, das dieses verböte — welche Zweckmäßigkeit wir nicht weiter ermitteln mögen — so könnte man doch den Manen Hoffmann's zu Gefallen wohl einmal eine Ausnahme gestatten. Daß es der Theaterkasse ersprießlich sein würde liegt zu Tage. Wir würden uns freuen, wenn es uns hiermit gelungen wäre, das Interesse deutscher Bühnen auf das ebenso merkwürdige als treffliche Werk hinzulenken.

Als Anhang und Vorschmack Hoffmannischer Compositionsweise geben wir ein, so viel uns bekannt, ungedrucktes Lied von ihm, das sich auf einem einzelnen Notenblatte in seinem Nachlasse vorfand. Die Herausgabe der Undine steht demnächst zu erwarten.

V.

Ludwig Tieck und die deutsche Romantik.

Historische Skizze

von

Rudolph Kausler.

Erster Artikel.

Die deutsche Poesie hat es in keiner ihrer Lebensperioden vergessen, daß sie fern von dem Marktgewühl eines sich auf engem Raume drückenden und drängenden Lebens, unter freiem Himmel in Waldes Einsamkeit aufgewachsen ist. Der Sinn für das Naturleben zieht sich als ein erquickender Strom durch die lange Reihe ihrer Erzeugnisse von der Poesie des Mittelalters bis auf die der neuesten Zeit. Den Minnesängern sind Liebe und Frühling unzertrennlich; ohne Sonnenschein, Vogelsang, Waldesgrün und Glanz der Rosen, kann die Liebe nicht gedeihen. Wenn sich Wald und Haide grün und roth färben, erwacht auch die Liebe aus ihrem Winterschlaf, denn in Mitten grüner Forsten, an frischen Brunnen und Quellen schlägte Frau Minne ihren Hof auf. Ueber den Festgelagen und Heldenfahrten, von denen uns die alten epischen Gedichte melden, glänzt stets

ein sonntäglicher blauer Himmel und wo es irgend erlaubt ist, führen uns die Dichter ins Waldesgrün hinaus, um hier sich und ihre Helden, nach manchen beschwerlichen und einförmigen Fahrten, zu erquicken. Selbst moralisch-didaktische Gedichte können es nicht unterlassen, die klaren deutschen Gebirgsquellen in ihre trockenen Ebenen hineinzuleiten und zu unserem Erstaunen allegorischen Blumen und Bäumen durch raschen Zauber Farbe und Duft der lebendigen zu verleihen. Was die deutschen Epiker des Mittelalters aus eigenen Mitteln den fremden Stoffen zugaben, die sie größtentheils schon in poetischer Form überliefert erhielten, war hauptsächlich dieser Natursinn, der sich auch in den engen Straßen der alten Reichsstädte nicht verlor, wo nur da und dort auf freiem Platz eine Linde Raum fand.

Wo man die Hans Sachsischen Gedichte aufschlägt blicken uns anmuthige grüne Ruheplätze entgegen, keinem Wald und keiner Haide, an der uns die Erzählung des alten Meisters gelegentlich vorüberführt, fehlt das Beiwort grün. Dieser Waldes-Duft verliert sich nur mit der Poesie selbst im siebzehnten Jahrhundert, aber auch hier, wo sich immer ein frischer Ton erhebt, fangen die Wälder wieder an zu rauschen, und der neue Frühling, der für die deutsche Poesie mit Goethe und seinen Genossen anbrach, war ein Frühling im eigentlichen Sinne, da die Natur in diesen berauschenden Gedichten nach langer Zeit wieder eine Stimme fand.

Ich gehe hier nicht darauf ein, inwiefern Ähnliches von der englischen und nordischen Poesie gesagt werden kann, nur auf dem Grund der reinen Naturliebe, zu deren Erklärung der Schlüssel leicht zu finden ist, erhob sich die wun-

derbare Erscheinung der reinen Naturpoesie, welche die Natur, die sonst das Menschenleben nur zu heiterm Spiel mit Arabesken umwinden darf, auf den höchsten Thron setzte, um fortan allein ihren Offenbarungen zu lauschen, während die sittlichen Interessen, denen sie entfrembet und ferne stand, als Spiel behandelt wurden. Ich rede von der neuen deutschen Romantik, die ich, wie ich sie vor Allem aus den Werken ihres ersten und größten Verkündigers, Ludwig Tiecks, auffassen muß, als reine Naturpoesie betrachte. Jenes Hereinspielen der Natur in das Menschenleben ist eine nationale Erscheinung, die uns und unsern Verwandten bleiben wird, denn sie ist in den Grund-Verhältnissen des deutschen Lebens gegründet; diese reine Naturpoesie ist eine historische, die, wie sie vorüberging und vorübergehen mußte, nur nach einer Reihe bedeutender geistiger Umwälzungen auftreten konnte. Die Poesie hat sich zu jeder Zeit in bösen Tagen in die Stille der Natur geflüchtet, um der Menschheit und aller ihrer Schmerzen zu vergessen, aber der Wechsel blieb ein Ortswechsel, stets des geheimen Naturlebens sich zu freuen, klagte sie den Bäumen des Waldes, die Nichts davon verstanden, ihre alten Schmerzen, und kam bald genug wieder aus dem Exil zurück, um der Menschheit Lust und Weh zu theilen. Die so kindliche lebensfrohe Romantik hatte den ganzen trüben Wirrwarr der modernen Skepsis zu ihrer Voraussetzung. Die sittlichen Gesetze, die das Leben regieren sollten, mußten in ihrer Hohlheit zum Bewußtsein gekommen und von dem Zweifel völlig zerrieben seyn, ehe es möglich war, dessen, was die Menschheit seit der Welt Anfang in Bewegung gesetzt hatte, zu vergessen, um den Traum der Natur mitzuträumen. Um die Romantik zu

Digitized by Google

verstehen, muß man sich in ihrem älterlichen Haus umsehen, der Schule der Aufklärung, man muß in den Anfang der neunziger Jahre zurück, wo die neue Generation von den Rittern der Humanität ihre Gymnasial- und Universitäts-Bildung erhielt.

Die Zeit, in welche Tieck's und seiner Freunde geistige Entwickelung fällt, gehört zu den verdrießlichsten und abgeschmacktesten Perioden in der Geschichte des deutschen Geistes, sie ist nur mit wenigen Produkten der Genialität bezeichnet. Die Siegeslieder, mit denen eine stürmische Jugend zwanzig Jahre früher das neuentdeckte Reich der deutschen Poesie begrüßt hatte, waren längst verstummt, denn der Morgen, der so freudig anbrach, war bald von grauen Wolken überzogen, die auf eine lange Regenzeit hinwiesen, und der Gewinn des lustigen Morgenritts schien den verstimmten Dichtern jetzt höchst zweideutig. Welchen von den damals bedeutenden Geistern wir ins Auge fassen mögen, wir lesen in jedem Gesicht Mißmuth, Aerger über getäuschte Hoffnung. Goethe entfloh den Gespenstern nach Italien, von wo er geläutert und erheitert zurückkehrte und viele Jugend-Arbeiten vollendet und in reinerer Gestalt nach Hause brachte, aber erst Schiller erweckte mit seiner ungestümen Begeisterung seine halberstorbene Lust an der Production zu einem neuen Leben. Der Dichterkreis, dessen Mittelpunkt er in seinen schönsten Tagen gewesen war, hatte sich allmählig aufgelöst, die „braven Kerls," die Ein Herz und Eine Seele zu seyn schienen, fühlten jetzt wohl, daß sie sich zu früh ewige Kameradschaft geschworen hatten, wie die Briefwechsel, die aus diesen Jahren auf uns gekommen sind, auf eine verdrießliche Art beweisen; Uebelnehmereien wechseln mit Ver-

Digitized by Google

sicherungen, daß trotz diesen und jenen Störungen die alte Liebe nicht gerostet sey. Die große Differenz zwischen Goethe und Jacobi mußte früher oder später an den Tag kommen; wer konnte Goethe zumuthen, mit Klinger und Lenz Arm in Arm durchs Leben zu gehen, da der originelle liebenswürdige Lenz ein eigentlicher, und der unliebenswürdige Klinger ein uneigentlicher Narr wurde? Das Verhältniß, in dem Goethe zu den ältern Freunden stand, die eine Zeit lang mitspielten, war ohnedies ein precäres gewesen, das die geringste Veranlassung auflösen mußte, denn Goethe hatte in jener Zeit kein Organ, in Lavaters Lebensansichten einzugehen, seine Liebe zu Klopstock war, ehe sie in den kurzen Briefwechsel mit einander geriethen, die Liebe zu einem alten Onkel. Die Stellung Goethes zu Herder war auch schon von Anfang an eine unbehagliche gewesen, ehe ihre Bahnen so weit auseinander gingen, wie in der Zeit, wovon wir reden. Daß es nicht allein Goethes eigenthümliche Richtung und Natur war, die diesen Bruch mit seinen Gesellen herbeiführte, daß die Bande brechen mußten, sieht man auf's Klarste daraus, daß die genannten Freunde Goethes ebenso unter sich zerfielen, daß es dem Göttinger Dichterbunde nicht besser erging, dessen Mitglieder nach wenigen Jahren auseinander gingen. Diese Täuschung war nicht die einzige, die die Männer jener Zeit erfahren mußten, die sie in jene Lethargie versetzte, aus der sie großentheils nimmer erwachten. Mit welchen Ansprüchen und Verheißungen traten Lenz, Maler Müller, Heinse, Stolberg und so viele Andere auf, und wie wenig haben sie geleistet, als der Jugendrausch vorüber war!

Während so die Genialen Siesta hielten, Schiller nach

kurzem siegreichen Auftreten für längere Zeit sich der Geschichte und Philosophie zugewendet hatte, Jean Paul noch immer keinen Verleger finden konnte, wurde das Publikum von jenem Geschlecht beherrscht, das sich von den Brosamen nährt, die von der Reichen Tische fallen; Iffland und Kotzebue versorgten die Bühnen, Lafontaine und jene unzählige Schaar von Romandichtern, die jetzt nur noch in den Leihbibliothen umherspuken, waren die Lieblinge der Lesekreise, die lyrische Poesie, die von Schmidt von Werneuchen, Matthisson, Kosegarten u. s. w. repräsentirt wurde, gab nur noch selten matte Töne von sich.

Die Sturm- und Drangperiode war die schönste und unschuldigste Zeit der Revolution gegen die alt-kirchliche Dogmatik, die als ein altes Haus erschien, da ihre Sätze nimmer aus der innern Erfahrung reproducirt wurden, somit nimmer naturgemäß waren. Schon mit dem Anfang des Jahrhunderts war das Naturgemäße die Losung der strebenden Geister, die ihrem Drange erst noch ganz behutsam Luft machten. Wer erinnert sich nicht jener halbfrivolen abgeschmackten Scherzchen, deren selbst Lessing manche in Liedern und Epigrammen angefertigt hat, die wie die Mäuse in einem ruhigen Zimmer bedächtig hervorkrochen und bei dem strengen Stampfen eines frommen Eiferers sich mit der Entschuldigung, daß sie unschuldig und nicht zu mißdeuten seyen, in ihren behaglichen Winkel zurückzogen? Diese lüsternen Mäuse schlüpften bald an allen Enden hervor und fanden nach und nach eine gute Aufnahme, da sie so äußerst artig und bescheiden waren. Die strenge protestantische Zucht und die innere und äußere Herabgestimmtheit, die seit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges in Deutschland

Alles niederdrückte, hatte eine allgemeine sittliche Reinlichkeit verbreitet; an einzelnen Ausbrüchen der angebornen Bestialität fehlte es freilich nicht, sie wurden aber als fremde Erscheinungen betrachtet, bei denen kein Gebildeter an das Herz griff. Betrachtete man nun seine Zustände, so fand man in sich des Rohen und Verderbten so wenig, so viel des Zarten und Edlen, daß sich die Fundamentallehre des Christenthums, die Lehre von der Sünde, die bisher als eine unheimliche Wolke über den Häuptern gestanden hatte, in die freundliche Lehre von etlicher Mangelhaftigkeit auflöste. Man ehrte und liebte die Religion, deren Wesentliches in die allgemeine Menschenliebe gesetzt wurde, von der man überfloß. Kein Damm der Confession setzte dem Strome dieser überströmenden Liebe Grenzen, traten doch schon Einzelne mit der kühnen Frage auf: Wer gibt uns das Recht, den Heiden, unter denen es so viele edle und große Seelen gab, den Himmel zu verschließen? Es war eine zarte feinherzige Zeit, als die ganze gebildete Welt in bescheidenem Entzücken das Lied anstimmte:

Wir glauben All' an einen Gott,
Christ, Jud' wie auch Hottentot.

Wie trefflich perfectionirten nun die Berliner Theologen das Christenthum, Weiße das Theater; die alexandrinischen Tyrannen, die mit ihrer langweiligen Grausamkeit das Parterre zu tödten drohten, mußten zartsinnigen Tugendhelden den Platz räumen, die sich durch fünf Akte so sehr in Großmuth überboten, daß zum Gegensatz und zur Abwechslung einige Capital-Bösewichter nicht fehlen durften. Der bei weitem talentvollste und feinste Dichter dieser Zeit, Wieland, kämpfte scherzend gegen das Lügenhafte dieser Tugend-

haftigkeit, auf eine einseitige Art, indem er alle seine Helden dem Geschlechtstrieb zum Opfer brachte.

Die während dieser Bewegung herangewachsene Jugend sprach die Tendenz der Zeit gewaltiger aus; die Natur rücksichtslos walten zu lassen, war der Grundsatz, nach dem man nun, wie Goethe sagt, die Brust gegenseitig aufknöpfte. Man hatte die stille Voraussetzung, daß nur Edles und Lobenswerthes dabei an den Tag kommen werde, und warum denn nicht? Hatte doch ein allgemeiner deutscher Bibliothekar unmaßgeblich behauptet, es möchten nicht alle Leidenschaften zu verdammen sein. Die bedeutendsten Entdeckungen, die die junge Welt machte, als sie nun auch dem Vorhof des alten dogmatischen Gefängnisses entronnen war, waren die der Natur und der Liebe. Von der finstern Stirne der alten Dogmatik hatte sich der Natursinn geflüchtet, der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, die Erde mit Seen und Strömen, Thälern und Gebirgen wurden jetzt wahrhaft neu entdeckt und die neue Entdeckung mit Jubel begrüßt; ganze Gedichtsammlungen, wie die Fritz Stolberg's und Anderer, sind lange Hymnen auf die neuentschleierte Mutter Natur. Die zweite Entdeckung aber war es, die in das Leben am stürmendsten eingriff, die Entdeckung der Liebe. Dicke Bände hatte man zwar schon voll von Liebesliedchen, und neben dem Wein war es der Kuß, dessen Süßigkeit von Gleim, Uz und wie die schalkhaften Anakreone alle hießen, tagtäglich besungen wurden, aber wie Gleim niemals von dem Weine trank, den er nicht genug anzupreisen wußte (was seine Biographen triumphirend berichten), so war auch sein und seiner Freunde ewiges Küssen eine langweilige Lüge. Die ahnungsvolle wehmüthige Lust, die Jeder wohl in seinem Leben

einmal empfindet, wenn die erste Liebe in ihm erwacht, spricht sich dagegen voll und schön in diesen jüngern Dichtungen aus, die seit langer Zeit das erste Mal wieder wahre und erlebte Gefühle ausströmten.

Wie es kam, daß schon nach wenigen Jahren dieser Jubel so kleinlaut verstummte, sieht man aus diesen Dichtungen selbst deutlich genug. Wie können Werther, Fernando, Weißlingen anders als tragisch endigen, da sie, nach den Grundsätzen ihres Dichters, ihrer leidenschaftlichen Natur den Zügel lassen? Dieses haltungslose Sichgehenlassen mußte die gewaltigern Naturen zur Reue und Verstimmung führen, die Trägen und Behaglichen führte es, sobald der erste Morgenduft von der erneuten Welt verschwunden war, der Plattheit zu, die das Nächste, was sie auf der Oberfläche hatte, als natürlich, somit als poetisch hingab. Ist nicht unter den Gedichten, die Goethe nach Werther und Berlichingen schrieb, Manches Verstimmte, Unerquickliche, dem er später nur durch durchgreifende Aenderungen das Recht der Ebenbürtigkeit verschaffen konnte? (Die erste Bearbeitung der Claudine von Villa Bella, deren frisches, wenn auch etwas rohes Leben, er in Italien einem zarteren Kunstsinn zum Opfer brachte und die eine neue Auflage verdiente, nehme ich hier aus). In den späteren Produktionen von Voß und Bürger zeigt sich überall dort eine rohe und plumpe, hier eine gemeine Gesinnung, die einen um so unbehaglicheren, wüsteren Eindruck macht, als sie mit der Prätension der allein wahren Poesie auftritt. Das Bedeutende von dem Unbedeutenden und Platten zu scheiden, war der damaligen Kritik bei ihrem abstracten Grundsatz, jede Individualität gelten zu lassen, nicht möglich. Während

nun die unbedeutenderen Naturen ihre unbedeutenden Gefühle mit vieler Heiterkeit ins Breite spannen, fühlten sich die Bedeutenderen durch das Zerwürfniß mit sich selbst in der Produktion gehemmt, so daß ein großer Theil, an der Poesie völlig verzweifelnd, andere Richtungen verfolgte. Neben Goethe ist es allein Voß, der sich aus dem allgemeinen Schiffbruch rettete. Eine nicht reiche aber solide Natur, als Rector in Eutin mit Schulehalten und Uebersetzen beschäftigt, hatte er keine Zeit, sich seinen Gelüsten zu überlassen, auch bewahrte ihn die starke antike Gesellschaft, mit der er täglichen Umgang hatte, vor der Heautontimoroumenie seiner Freunde. Goethe, in dem es mehr stürmte als in allen Andern, hatte sich um so ernstlicher nach einem Haltpunkt umgesehen, den er auf seiner italienischen Reise fand. Von dem Jammer der deutschen Gegenwart wandte er sich weg nach dem heitern Leben des antiken Südens, über Farben und Pflanzen, den Denkmälern der alten Kunst und den um diese Zeit aus dem Scheintod erweckten Homerischen Helden, die der sittliche Zwiespalt noch nicht berührt hatte, suchte er die gesetzlose innerlich zerstörte Umgebung zu vergessen und schuf sich Wesen, die Blumenartig in naturgemäßer Sicherheit sich entwickelten. So kam er freilich mit dem größten Theile seiner Zeitgenossen in völligen Widerspruch, von denen die Einen mit hypochondrischer Lust in ihrem verworrenen Innern herumstörten, und Jeder auf seiner Individualität bestehend, einander anfeindeten, während die Andern der Aufklärung und der Natürlichkeits-Tendenz als eines Gemeinguts sich heiter erfreuten, ohne an Klippen anzustoßen, da sie nur auf dem sumpfigen Abfluß umhersegelten. Der Niederschlag der neuen von Herder, Goethe u. s. w.

Digitized by Google

zur Entwickelung gebrachten Zeit hatte sich unterdessen überall festgesetzt, nicht nur in der Poesie, wo die Kartoffel- und Haberbreilieder, die Schlafrocksidyllen u. s. w. an der Tagesordnung waren, Theologen, Mediciner, Juristen bemühten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse umzugestalten, die Rationalisten schlugen vollends den Teufel aus der Welt und lehrten Gott aus seinen Werken erkennen, die Mediciner machten den Seelenfrieden von dem Verdauungssystem abhängig, lüfteten Kleider und Perücken, daß man wieder von Sonne und Mond beschienen werden konnte, die Juristen griffen die Privilegien des Adels an, natürlich nur in der Theorie, und Alle warfen sich mit vereinter Wuth auf die Erziehung, um eine völlig neue Generation heranzuziehen, die den Idealen ihrer Erzieher gleich sei und das Schöne nicht achte wie sie.

Berlin war das Hauptseminar der Aufklärung, als dessen Vorsteher sich der Jubelgreis Nicolai erhalten hatte, der schon mit Lessing und Mendelssohn in der Reihe der Vorkämpfer der neuen Zeit gestanden. In dieser aufgeklärten Stadt wuchs Ludwig Tieck heran und hatte sogar das Glück, die Aufklärung der Zeit, wenn auch in einem nimmer ganz modischen Kleid, von der ersten Hand zu erhalten, denn sein Gönner war der alte Herr Nicolai selbst, dem die Wahrheit seiner Tendenzen sich so von selbst zu verstehen schien, daß er, trotz bedenklicher Symptome, nicht ahnte, daß er eine Schlange in seinem Busen nähre, in deren glänzenden Haut er sich noch in seinen alten Tagen als Narr abspiegeln würde. Tieck erhielt sich trotz Nicolai's später ins Maaßlose gehenden Schmähungen stets mit freundlicher Ironie, denn er mußte dem alten Herrn dankbar sein,

Digitized by Google

hatte er doch auf seinem und seiner Freunde Rücken auf eine lustige Art sich zum Ritter geschlagen. Ich rede von jenen Comödien, mit denen Tieck epochemachend auftrat. Sie waren eine humoristische Ankündigung sämmtlicher Werke der Romantiker, die bei vielen jungen Gemüthern Anklang fand, wie es denn in der That erquickend sein mußte, aus der aufgeklärten Stadt mit ihren Kasernen, Waisenhäusern, Seminarien und Fabriken in diesen Ardennenwald hinauszureiten, wo der Himmel blauer und das Morgenroth funkelnder auf das Grün herniederschaute. Tieck erscheint in diesen Dichtungen, vor allen im Zerbino, trunken von der Herrlichkeit der Natur, was ihn drängte und drückte ist wie ein Traum vor diesem Licht verschwunden, die alten Narren können ihn nimmer ärgern, ja er ladet sie freundlich in den grünen Wald, wo sie denn auch mit aller ihrer Weisheit erscheinen, nur ist leider der Wald ein verzauberter, in welchem Alles tanzen muß. Die aufgeklärte Vernunft, die von Kanzel und Katheder herab sich so ersprießlich verlauten läßt, wird hier zur ergötzlichen Posse, die Weltverbesserer müssen wie Rath Freimund im Zauberschloß wider Willen eine Rolle in der Comödie übernehmen. Tieck selbst schildert die Begeisterung, die von ihm aus die Zeit zu einem neuen Leben weckte, in schönen Worten, die ich aus der Einleitung zur zweiten Abtheilung seiner gesammelten Schriften hier einrücken lasse, da sie nicht gehörig bekannt zu sein scheint.

„Alles dasjenige, sagt er hier, was ich zu besitzen glaubte, verwandelte sich fast plötzlich in einen andern höhern Reichthum, der alles Dürftige, Alltägliche und Unbedeutende, das Leben selbst, durch Glanz und Freude erhöhte. Dies war das innigere Gefühl der Poesie, ein Entzücken, das unmit-

Digitized by Google

telbar aus den Werken der Kunst die Seele durchdrang und durch ein geistigeres Auffassen als auf dem Wege der Beobachtung und des Verstandes dem begeisterten Sinne das Wesen der Poesie erschloß. Wie anders stellten sich mir jetzt die Prachtgebäude der großen Erfindungen Shakespeares dar, von Sophokles und Aeschylos, der alten Welt, den lieblich trunkenen Italienern, den entzückenden Träumen des Calderon und den wundersamen Bildern der spanischen Poeten schien plötzlich wie ein Vorhang herunterzufallen und die tiefe Weisheit des Britten und Cervantes, die Orakel der Alten, waren mir nun in der Tiefe des Verständnisses und der Ahnung zugleich, nicht mehr ein fremdes Wort und nicht bloß dem Staunen halbunverständlich ausgesprochen. Was die deutschen Minnesänger so oft von dem Uebermuth des Herzens, von dem hochstrebenden Sinne ihrer freudereichen Begeisterung aussagen, warum sie Frühling und Liebe, Wunder und Scherz so freundlich im Gesang vermählen und sich an Farbe und Glanz, in Schmerz und Zärtlichkeit nicht ersättigen können, war mir in dieser Stimmung ganz befreundet und verständlich. Wenn diese trunkene Stimmung auch durch einzelne Stunden der Melancholie unterbrochen wurde, so besiegte sie doch bald jede Störung. Fand doch mein Gemüth Alles in diesen Anschauungen und ich glaubte es erst nun einzusehen, warum sich mein störriger Sinn der Philosophie der Schulen so hartnäckig widersetzt hatte. Was meine Kindheit in der Religion suchte und ahnete, glaubte ich jetzt in Poesie und Kunst gefunden zu haben, und die grübelnden Zweifel späterer Jahre waren mir in dieser lichten Gegenwart entschwunden, weil sie zu unbedeutend und klein erschienen, denn das letzte Bedürfniß

Digitized by Google

sie aufzuklären oder zu beschwichtigen, schien bei diesem vollen Gastmahl des Lebens auf immer abgewiesen. Hatte ich früher die Schilderung der Leidenschaft, Kenntniß des Herzens und aller menschlichen Verirrungen und Gebrechen in neugieriger Beobachtung vielleicht zu hoch angeschlagen, so begeisterte jetzt das Totale, die Anmuth und der Scherz, die tiefsinnige Weisheit der Erfindung und der muthwillige Wahnsinn, der oft die selbsterfundenen Gesetze wieder vernichtet, meinen Sinn und meine Forschung, und das Spiel der Kunst, der edle Leichtsinn der Freude verdunkelten mir wohl auf Momente wieder die Größe der Leidenschaft, die Schilderung des tiefen Seelenschmerzes in Shakespeare und Sophokles. Unzählige Gebilde und Erfindungen tauchten aus meiner Phantasie hervor; dasjenige, was meine Jugend bedrängte, die Widerwärtigkeiten der Zeit, die mich gestört hatten, die Bitterkeit und Verfolgung, die ich früher gern gegen Albernheit, Irrthum und Abgeschmacktheit in den Kampf geführt hatte, trat jetzt in der Gestalt parodirender aber nothwendiger Nebenpersonen in dem magischen Zaubergemälde der Poesie auf; der heitere Scherz wußte sich dieser Gebilde mit milder Spaßhaftigkeit zu bemächtigen und indem mir selbst ein Wohlwollen gegen Dinge, Lehren, Bücher und Menschen, die meinem eigentlichsten Wesen feindlich waren, möglich und nothwendig wurde, begriff ich, weshalb Swift, Juvenal und ähnliche Satiriker mir widerwärtig und die Absicht durch scharfen Spott Laster des Tages zu geißeln und dergleichen Anmaßungen immer unverständlich gewesen waren. So entstanden jene Gebilde der Poesie, mit Scherz und Laune umkleidet, die damals entweder Freude bei Gleichgesinnten oder mehr und minder Aergerniß erregten."

Digitized by Google

Dieser Durchbruch zur Romantik fällt in Tiecks Jugendzeit, er bezeichnet aber nichts desto weniger bereits eine zweite Epoche in seiner schriftstellerischen Laufbahn. Des Dichters Talent entwickelte sich sehr frühe, er schrieb den Roman Abdallah, der den spätern Meister in vielen Stellen ahnen läßt, neben Manchem Anderen, das sich in der Sammlung seiner Schriften findet, in seinem achtzehnten und neunzehnten Jahre. Was er in diesen seinen ersten Dichtungen noch stammelnd und ungeschickt zur Sprache bringt, fand in dem Roman „William Lovell," dem letzten Product seiner ersten Periode, in dem er seine bisherigen Ansichten, Zweifel und Beängstigungen, um auf immer von ihnen Abschied zu nehmen, niedergelegt hat, einen bewundernswürdig beredten Ausdruck. Im William Lovell spiegelt sich Tieck's Jugendzeit in ihrer ganzen Bodenlosigkeit. William Lovell selbst, der Held, repräsentirt die geniale Jugend, die dem neuen Evangelium, das die Herrlichkeit des natürlichen Menschen und darum die Freiheit verkündete, mit ganzer Seele ergeben war. William ist kein Genosse Goethe's, die Schranken, die dieser brach, findet jener schon gebrochen, es bricht kein neuer Frühling in seiner Seele auf, es herrscht der glühende Sommer, dessen Hitze die anmuthigen Frühlingsboten schon verzehrt hat. William ist ein reiches Gemüth, für Alles empfänglich, auf die Schönheit seiner Natur pochend, seine Philosophie ist die Sophistik der Leidenschaft. Die Sentimentalität, die aus seinen ersten Briefen schmachtet, zeigt sich bald in wahrer Gestalt als jene feine Sinnlichkeit, deren sublimirter Charakter so oft den Geist spielen will. Jene neue Form seines alten Egoismus hält er für eine höhere Entwickelungsstufe seiner Bildung, und stürmt

so unaufhaltsam durch alle Grade der Schlechtigkeit und Lüderlichkeit, bis er als gemeiner Verbrecher endet, von der Heillosigkeit seines Wesens und Treibens überzeugt, ohne zu wissen wohin jetzt sich wenden. Alle Falten des modernen Egoismus sind in dieser Characterschilderung mit unerbittlicher Gründlichkeit aufgedeckt, aber die sittlichen Bestimmungen, von denen sich jene Freunde leiten lassen, die William gegenüberstehen, erscheinen als trübselige feige Beschränkungen, die das Tiefste und Innerste im Menschen fesseln. Jene guten Menschen basiren auf denselben Grundsätzen wie William, sie sind nur zu träge, zu beschränkt, die Consequenzen zu verfolgen, und so ist das Resultat, das aus der Betrachtung dieser äußerlich divergirenden Lebensläufe gezogen wird, gleich Null. Der Glaube, daß den Genialen sein Genius in alle Wahrheit leite, ist von dem Dichter zerstört, ja er hat der edlen Seele noch das Letzte genommen, auf das sie sich, nachdem ihr Alles genommen ist, noch übermüthig stützen will, den Hochmuth auf die Einsicht, daß sie Nichts tauge. William erkennt sich als Werkzeug eines Andern, der ihm unmerklich, ihn zu zerstören, die Philosophie der Lüderlichkeit einimpft. Dieser letzte Schlag erfolgt im Roman freilich nicht auf dem Wege innerer Entwickelung, der Dichter hat einen Mechanismus zu Hülfe genommen, der in den meisten Romanen jener Periode, selbst im Wilhelm Meister seine ungeschickte Rolle spielt, der dumme Stolz, zu wissen, daß man Nichts ist, widerspricht sich aber jedenfalls selbst, und ist ein ungeschickter Lappen, der von dem alten Hochmuth zurückgeblieben ist. Dasselbe Verdammungsurtheil aber, das die Genialität traf, trifft auch, ist dieß auch nicht so stark ausgesprochen, die William in seinen

Freunden entgegentretende Moralität. Sie erscheint als auf halbem Wege zu William's Philosophie stehen geblieben, als eine Selbstbestimmung, die einer unersprießlichen und langweiligen Halbresignation entgegenführt.

So lag die sittliche Welt vor dem Dichter als ein Unding da, die Begriffe von Edelmuth, Tugend u. s. w. waren in die Luft verstoben, und hinter den verschwundenen Hüllen stand die gemeine Gestalt des Egoismus. Wohin sollte sich das Gemüth, das nach dem Festen, Unbedingten, nach der Tiefe strebte, anders flüchten als zur Natur? Sie bot sich zum vollsten, zum ungetrübten Genuß dar, denn es waren keine sittlichen Forderungen mehr da, welche die Schwelgerei stören konnten. Die Skepsis, wenn sie ihr Werk vollbracht hat, wenn die sittlichen Grundsätze in sich zerfallen sind, führt wieder einem Glauben, einer Religion, der Religion des Naturgenusses zu, denn sie ist ein Organ der Natur, das sich durch sie geltend macht, das entlassen wird, wenn sich die Herzen dem Natur-Cultus zuwenden. Man hat oft Naturphilosophie, Mystik, Romantik als gleichbedeutend genommen und die Romantik besteht allerdings darin, in der Natur das Absolute zu finden. Die Natur besteht dem Romantiker nicht, wie dem Bewußtsein des gemeinen Menschenverstandes, neben der sittlichen Welt, sie ist auch nicht in Einheit mit ihr, sie ist das Alleinseiende vor dessen Herrlichkeit die sittliche Welt verschwindet, wenn sie nicht in jenes ihr Gegenelement aufgelöst wird, wie dann die Romantik vielfach den Versuch machte, was bisher als freie sittliche Bestimmung gegolten hatte, in eine Naturbestimmung zu verwandeln. Mystisch ist diese Auffassung der Natur, denn die Natur verliert das Räthselhafte und Geheimnißvolle

ihres Charakters nur dann, wenn sie als ein secundäres auf die sittliche Welt bezogen, wenn sie von einem sittlichen Zweck abhängig gemacht wird.

Wie von den Dichtern der vorangegangenen Periode das Gefühl, die Leidenschaft, so wurde jetzt die Phantasie entfesselt. Phantasie finden wir bei allen Romantikern, und mit Recht hat Tieck nicht die Muse mit der Leier, der der Ausdruck des Gefühls angehört, sondern den Phantasus, den Sohn des Traums, der uns in das Reich der Phantasie führt, zur Taufe seiner jugendlichen Dichtungen gebeten. Unter Phantasie verstehe ich hier die geistige Reproduction der Natureindrücke. Die Phantasie ist eigentlich das geistige, innerliche Sehen, sie muß aber im weitern Sinne genommen werden, da wir keine Ausdrücke für das geistige Hören, Riechen u. s. w. in unserer Sprache haben. Gestalt, Farbe und Duft sind es vorzüglich, durch welche die Natur dem Dichter ihre Schönheit zeigt, den Duft aber muß er freilich oft in's Allgemeine verduften lassen, denn die verschiedenen Düfte haben keine Namen wie die Farben. Der Geschmack hat einen etwas gemeinen Beigeschmack, und die Offenbarung seiner Geheimnisse muß immer scherzhaft gehalten werden. Der Ton gehört nur halb der Natur an, er schläft in ihr, er erwacht als Musik nur wenn er von dem sittlichen Geist geweckt wird. Der Mensch und das Thier geben freie Töne von sich, wenn sie von Freud' oder Leid bewegt werden.

Dieses Schwelgen der Phantasie in Farben und Düften finden wir schon bei jenen Dichtern, deren Haupt Goethe war; wir finden es vor Allem bei Stolberg und Maler Müller, wir müssen es bei allen wahren Poeten fin-

den, denn nur wo sich der sittliche Geist und der Naturgeist berühren, entsteht die wahre Kunst. Bei jenen frühern Dichtern aber hat die Phantasie immer eine beigeordnete Rolle zu spielen, sei es daß sie sich nur eine momentane Herrschaft erringt oder daß sie in Beziehung auf die sittliche Welt von Anfang an auftritt. Bei Goethe steht die Natur oftmals mit ihrer Gesetzmäßigkeit und ihrem Frieden, mit ihrer in sich selbst ruhenden Kraft der sittlichen unbegrenzten Willkühr entgegen. Gewöhnlich erscheint sie bei ihm und seinen Genossen als Begleiterin. Es sind Liebende, denen Mond und Sterne so lieblich scheinen und den Liebenden begeistert die aufgehende Sonne zu neuer Hoffnung.

Gegen diesen Reichthum der Phantasie erschienen die sittlichen Interessen geringfügig, das Bedürfniß, die dahin einschlagenden Zweifel aufzuklären oder zu beschwichtigen, schien, wie Tieck sagt, bei diesem vollen Gastmahl des Lebens auf immer abgewiesen; die Verkehrtheit und schreckliche Verworrenheit der Zeit, die im William Lovell tragisch dargestellt ist, erschien als possirliche Narrheit. Das Glück der Phantasie, das sich um den Zustand der Herzen nichts kümmert, weder Haß noch Mitleid kennt, leiht der ganzen Welt glänzendere Farben, sie kann die Abgeschmacktheit und Verworrenheit nicht aus dem Gebiete des Lichts, das Alles überstrahlt, hinausweisen und indem der Blick der Begeisterten die Welt, die ihm entfremdet ist, nicht gründlich durchschaut, scheint ihm der Verspottete an dem lustigen Feste selbst Theil zu nehmen, die Dummheit erscheint als willkührliche Narrheit, die sich nur zum Spaß die wunderliche Jacke übergeworfen hat. Den Comödien, auf die sich dieser bezieht, haben Laube und Andere den Humor und die Kraft

Lachen zu erregen abgesprochen. Man kann sich freilich in verdrießlicher Stimmung vornehmen nicht zu lachen, man lacht auch zu verschiedenen Zeiten über Verschiednes. Die verspottete Aufklärung ist jetzt in ihrer alten Form antiquirt, es wird jedoch Wenige geben, denen nicht im Zerbino oder im gestiefelten Kater gelegentlich ein alter Herr Rector begegnet. Wird aber auch einst der letzte Nicolaite zu Grab getragen sein, diese Schwänke werden frisch und ganz von der Leichenbegleitung zurückkommen, denn die Philisterei bleibt sich im Ganzen gleich. Tieck hat nicht blos die alte Berliner Philisterei, er hat die Philisterei selbst verspottet. Humor ist nicht in diesen Gedichten und dazu braucht es allerdings des bewegten Herzens, im vollsten Maaß aber Laune, das Kind der Phantasie, das, von seinem unendlichen Glück trunken, mit dem schwerfälligen Ernst sein muthwilliges Spiel treibt. Friedrich Schlegel nannte dieses Verhalten der Romantik zur sittlichen Welt Ironie. Wunderlich genug meinte Hegel, der mit seinen Schülern die Romantik nur von der negativen Seite auffaßte, Schlegel sei zu diesem Begriff durch ein Mißverständniß der Fichteschen Philosophie gekommen, welche von dem reinen inhaltslosen Ich ausgeht. In der That ein geniales Mißverständniß! Was eigentlich Solger unter der Ironie verstand, die ihn so gewaltig plagte, wäre schwer auseinander zu **setzen.**

Die drei Comödien „der gestiefelte Kater," „Prinz Zerbino," „die verkehrte Welt" sind es besonders, die mit romantischer Ironie die Welt verkehrt haben. Sind der „Kater" und „die verkehrte Welt" äußerlich abgeschlossener, so ist „Zerbino" innerlich vollständiger. Die reine poetische

Stimmung aus der die Ironie hervorgeht, spielt hier aus ihrem heimischen Aufenthalt, dem Waldhintergrund, überall in die gebildeten Salonsscenen herein. Das „Ungeheuer" und „der verzauberte Wald" ist der beste Operntext, den wir haben, denn der Uebelstand aller Singspiele, daß der eintretende Gesang nur in den wenigsten Fällen dramatisch motivirt wird ist hier durch das originellste Mittel vermieden, das freilich nicht wiederholt angewandt werden kann. Der Blaubart mit dem trefflichen Rathgeber, diesem ächten Deutschen, in dem wir uns Alle spiegeln können und der köstliche „Kaiser Tonelli" seien hier auch nicht vergessen.

Während diese Dichtungen ganz oder theilweise entstanden, hatte Tieck in seinem Freunde Wackenroder, mit dem er schon in der Schule verbunden war, den einzigen Genossen seiner geistigen Kämpfe und der neuen im Kampf gewonnenen Anschauungsweise. Die Freunde wollten einen Kunst-Roman, dessen Plan Tieck in dem Bruchstück gebliebenen „Franz Sternbald" ausführte, gemeinsam ausarbeiten, als der Tod den inneren und äußeren Leiden des sich stumm in sich verzehrenden Wackenroder's ein Ende machte. Es war in Jena, das damals der Sitz junger strebender Geister war, wo Tieck in den Brüdern Schlegel, in Novalis und Schelling neue und kühne Mitstreiter fand, die ihm halben Weges entgegenkamen. Da und dort schlossen sich Jüngere an, man hörte seitdem von einer romantischen Schule. Das nützlichste Mitglied des neuen Bundes war Wilhelm Schlegel. Durch manche gut gereimte Gedichte im älteren Geschmack dem großen Publikum schon wohl empfohlen, Kenner der Schätze aller europäischen Literaturen, ein geschmackvoller eleganter Prosaist, zierlich

witzig, wurde er überall wenn nicht mit Ehrerbietung, doch mit Höflichkeit aufgenommen. Es ist irrig, wenn man ihn sogar zum Haupt der Romantiker gemacht hat, er hat sich in der Rolle eines ältern Bruders an sie angeschlossen, sich an ihrer jugendlicheren Begeisterung erwärmt und ihnen dafür Zutritt bei der feinen wie bei der gelehrten Welt verschafft. Sein Studium der großen Dichter Italiens, Spaniens, Englands und des griechischen Alterthums hatte ihn das Kleinliche, Platte, Formlose der damaligen deutschen Poesie erkennen lassen; so stand er in einer äußerlichen Berührung mit der jungen Schule, deren innerstes Streben nicht das seine war. Er gehörte nicht zu den innerlich Lebenden, aus deren Worten etwas Erlebtes spricht, er gab den Wiederhall fremder Töne, es war aber immer das Bedeutende auf das er horchte, das er als Solcher mit feinem Takt an der Form erkannte. In seinen Gedichten herrscht eine Grandezza, die sich nie vergißt, er spricht von Liebe, Ehre, Vaterland, Glauben in so schönen bald zierlichen, bald stolzen Worten, daß man für einen Augenblick Alles für Ernst hält. Von der Natur-Trunkenheit der übrigen Romantiker ist in seinen Gedichten keine Spur. Gemeinsam haben sie die Form, die Wilhelm Schlegel zuerst einführte.

Die rohen und plumpen Productionen, die damals an der Tagesordnung waren, mußten ihrer Natur nach formlos sein. Dem Streben nach bedeutenderem tieferen Inhalt suchte man nun durch den Gebrauch kunstreicher Formen entgegenzukommen. Von poetischen Geistern zum Ausdruck würdiger, bedeutender Gedanken geschaffen, mußten sich diese Formen gegen einen leeren prosaischen Inhalt sträuben. Die älteren Dichter richteten ihr Augenmerk

hauptsächlich auf die antiken Formen, mit denen sie zum Theil ein wunderliches Spiel trieben, kam doch Goethe auf den sonderbaren Gedanken, eine Novelle „Hermann und Dorothea" in Homerischen Hexametern zu schreiben. Wilhelm Schlegel führte spanische und italienische Versmaaße ein. Das Sonett, das sich in der Bürgerischen Form noch armselig ausnimmt, hat er in seiner alten jetzt wieder allgemein gebräuchlichen Gestalt glücklich eingeführt, die ersten Terzinenoctaven, Canzonen hörte man aus seinem Munde. Die junge Generation war von diesen neuen Klängen völlig berauscht, zum Entsetzen der Alten, die in ihrem Aerger behaupteten, derlei Formen seien dem Genius der deutschen Sprache nicht gemäß, was natürlich nichts Anders heißt als es sei dem Deutschen schwer, kunstreiche Reime zu machen. Es fragte sich bloß: Waren diese fremden Formen der Poesie der Romantiker gemäß? Die romantische Lyrik wie sie im Tieck'schen Musen-Almanach aufs Jahr 1802 ihre Musterproben ablegte, brachte keine feste Form mit sich. Die Lieder von Tieck und Friedrich Schlegel, denn diese sind unter jenen Gedichten die wahrhaft romantischen, spielen mit Phantasien, wie diese, den Wolkengebilden gleich stets wechselnd, an der träumenden Seele des Dichters vorbeiziehen. Solche Spiele haben keine inneren Grenzen, sie müssen einen Gedanken zu Hülfe nehmen um einen Schluß zu finden. Epigrammatische Schlußwendungen wären bei so fessellos hinstreifenden Gedichten ganz Zipfelkappenartig gewesen, jene Phantasien suchten sich auch am Ende nur in Etwas zu verwandeln das einem Gedanken ähnelte, so daß man nimmer unterscheiden konnte „ist es Thier, ist's Menschgestalt?" Dieser innerlich grenzenlosen Lyrik mußten die

Grenzen der alten südlichen Formen willkommen sein, sie hielten den Strom der poetischen Träume zusammen, daß nicht Alles ins Leere verfloß, während es dem ungebundenen Spiel eine Kleinigkeit sein mußte, die Reimschwierigkeiten zu überwinden und ihrer Structur nach sind diese Formen weite und bequeme Gewänder. Die Tieckschen Gedichte, die sich nicht an ein solches Maaß binden, sind den eifrigsten Bewunderern des Dichters ungenießbar, sie springen ohne alle Vermittlung in die extremsten Versmaaße über, man kommt in eine Wildniß, in der man sich nimmer orientiren kann, noch vor der Mitte geht der Sinn aus, der uns durch dieses Labyrinth von Bildern führen sollte. Es kam mir immer vor, Tieck habe diese Gedichte bei nächtlichem Fahren, wo man beim Gerassel der Räder die wildesten Instrumentalconcerte aufspielen hört, sich zur Unterhaltung zwischen Schlafen und Wachen ersonnen. Mit dem Verlust der Melodieen, zu denen der Dichter deutende Worte ersann, hätten wir dann auch den Sinn dieser Poesien verloren. Die Lieder von Novalis und Wilhelm Schlegel verdanken ihre classische Form einer sittlichen Grundlage, sie sind keine Phantasien, sondern Gedanken.

Um dieselbe Zeit, in der die Romantiker zum erstenmal mit der Herausgabe des Musenalmanachs als Bund aufgetreten waren, erschien „Friedrich Schlegel's „Lucinde," Tieck's „Genoveva," der „Osterdingen" von Novalis. Die Romantik that mit diesen Werken den kühnen Schritt sich als eine das ganze Leben umfassende Weltanschauung hinzustellen. Sie war bis jetzt als subjective, lyrische Stimmung aufgetreten, gegen die bestehende sittliche Welt hatte sie sich nur negativ, scherzhaft polemisch verhalten, jetzt

wollte sie die Grundelemente des Lebens mit ihrem Lichte beleuchten, Lebensverhältnisse sollten in ihrer Wahrheit dargestellt werden, die Ansicht sollte sich als System erproben.

Das problematische Product „Lucinde" war bekanntlich das Scandalum jener Tage, es wurde mit einer Literatur von Schutz und Gegenschriften umgeben, die das Buch in einen Nebel hüllten, der seine wahre Gestalt völlig verdeckte. Sah man sich in der Literatur seiner Zeit um, so fand man freilich Verwandtes genug. Während sich aber die Bewunderer der Lucinde vor einer Zusammenstellung mit Wielandischen und Heinsischen Produkten aufs feierlichste verwahrten, weil sie diese Gedichte für gemein und unsittlich hielten, wies die alte Schule diese Vergleichung aus dem entgegengesetzten Grunde von sich. Die Lucinde, hieß es, überschreite frech alle Grenzen, innerhalb deren sich Wieland und Heinse gehalten haben. Gegenwärtig wird Niemand mehr die Verwandtschaft abläugnen wollen. Die Lucinde erinnert an Wieland wie an Heinse.

In Wieland lagen ächt romantische Elemente, wie überhaupt die Romantik als Ingrediens überall erscheint, wo wahre Poesie ist. Als selbstständig aber ist sie in neuerer Zeit nur in der Periode, wovon die Rede ist, zur Erscheinung gekommen. Wieland's Bildungszeit ist nach ihren verschiedenen Richtungen uns zu wenig anschaulich als daß die romantische Grundrichtung, die in keinem seiner Werke zu verkennen ist, uns begreiflich wäre. In romantischen Träumen, die theilweise seinem klösterlichen Jugendleben, das auch Bettina's Poesie bestimmte, zugeschrieben werden können, verlebte Wieland die Zeit, die jedem tieferen Leben seine geistige Richtung giebt. Seine Naturbegeiste-

rung hielt er für sittlichen Enthusiasmus und die Erfahrungen, von denen er soviel zu reden weiß, bestanden nicht sowohl darin, daß er die Macht des Sinnlichen über das Sittliche kennen gelernt hätte, er erfand vielmehr die vermeinte Sittlichkeit als Sinnlichkeit. Wieland's romantischer Genius war von sittlichen Grundsätzen beschwert, die er nie los werden, denen er sich nie unterwerfen konnte, die Romantik bleibt ihm Sinnlichkeit, sie ist ihm aber zu sehr seine innerste Poesie als daß er sie verdammen könnte, er läßt sie deswegen im Kampf mit der Sittlichkeit stets Sieger bleiben, aber als das Niedere über das Höhere, jedoch heiter ohne Menschenverachtung, was er sich selbst nicht gestehen mag, leise andeutend. Die Moralisten verziehen ihm deswegen seine Poesie: man sah, wie Goethe sagt, daß dem schalkhaften Mann die Grundsätze, die er anfeindete, beständig zu schaffen machten. Aus demselben Grund verurtheilte ihn die neue Schule unter die Crebillons.

Heinse und sein Roman „Ardinghello,“ stehen auf derselben Stufe wie William Lovell in seiner mittlern Periode. Die gewöhnlichen sittlichen Ansichten stößt Heinse hinter sich, aber die Erhitztheit, mit der er seine Begeisterung für Schönheit und Naturcultur predigt und gegen die Sittlichkeit zu Felde zieht, zeigt deutlich, wie tief ihm diese sitzt. Seine Poesie ist ein Rausch, den er sich unter dem Himmel Italiens getrunken hat, in den Armen italienischer Weiber, im Angesicht antiker Kunstwerke. Dichter und Leser, die mitgeschwärmt, mußten aus dieser Begeisterung zu einem ordinären moralischen Katzenjammer erwachen.

Lucinde ist gleich den Werken der genannten Dichter nicht wahrhaft romantisch, sie ist eine Reaction gegen die

Forderungen der sittlichen bürgerlichen Grundsätze, die Schlegel verletzt hatte. Das Buch ist aus einer Privatapologie hervorgegangen, die sich der Autor innerlich zu seiner Rechtfertigung ausgearbeitet haben mag, es ist absichtlich nur unfrei, die Begeisterung will das böse Gewissen übertäuben. Deswegen ist die Darstellung so schwerfällig und unbehülflich, der Poet erwacht nach jedem Punktum wieder aus seinem Enthusiasmus, in den er sich mühsam hineingezwungen hat. Sünden, wie Schlegel in dem Kapitel „Treue und Scherz" begangen hat, können keineswegs auf Rechnung der Romantik geschrieben werden, diese dreht sich nicht um den letzten Akt der Liebe, der in der Lucinde die Hauptrolle spielt. Wie wunderlich es klingen mag: was in der Liebe für das Sinnlichste ausgegeben wird, bedarf der Beihülfe des sittlichen Menschen, ist wenigstens ohne diesen das Gemeinste auf der Welt. In der Scene zwischen Tschionatulander und Sigune im jüngern Titurell hat die Romantik ihre Erotik am eigenthümlichsten gegeben, ohne alle fremde Einmischung. Von Tieckschen Darstellungen sei hier an die im Runenberg erinnert.

Wäre die Lucinde ein romantisches Produkt, so hätte sie wenig Anstoß geben können, sie gehört aber noch zu den Vorboten der Romantik und trägt deutlich die Spuren jener grund- und bodenlos raisonnirenden Zeit, die uns durch Rahel's Briefwechsel näher getreten ist. Daß übrigens in der Lucinde keinen Falls ein Liebes- und Lebensverhältniß reell verfehlt ist, hat sogar Schleiermacher gesagt. Die Liebenden stehen da wie auf einer verlassenen Insel und der Dichter hat sich der Darstellung des Conflicts mit der übrigen Welt völlig überhoben.

Was kann man von „Ofterdingen“ sagen? Er sollte das Leben nach allen seinen Beziehungen romantisch erfassen, der Dichter vertraute aber so wenig seiner Kraft, daß er einen Dichter zum Helden machte. So erscheint denn die Welt im Ofterdingen nicht in selbstständiger Poesie, sie wird uns nur im Spiegel von Ofterdingens poetisch-contemplativen Herzen gezeigt. Novalis darf nie unterlassen den Eindruck seiner Schilderungen auf das Gemüth seiner Helden zu schildern, er muß der Darstellung der Welt immer durch die poetische Auffassungsweise seines Dichters nachhelfen. Der Ofterdingen enthält keine objective Romantik oder zieht wenigstens, was sich für solche ausgeben könnte, in das Gebiet des Mährchenhaften. Die Aufgabe, die Novalis selbst dem Romantiker stellt, war aber die, unsere täglichen Verhältnisse, die Motive unserer gewöhnlichen Handlungen romantisch aufzufassen, daß sie als Mährchen erscheinen, ohne daß das Thatsächliche geändert wird, daß diese Auffassung als die wahre, natürliche erscheint.

Mit großer Begeisterung wurde Tieck's Genoveva aufgenommen. Friedrich Schlegel begrüßte den Dichter mit einem Sonett: jetzt sei die Palme errungen, während Tieck's bisherige Productionen nur ein liebevolles Streben gezeigt haben, Kotzebue, der Erbfeind, war so gerührt, daß er die heilige Pfalzgräfin aufs Theater führen wollte, Goethe ließ sich das Gedicht von Tieck selbst vorlesen und hatte eine aufrichtige Freude daran, wie man aus seinen Tages- und Jahresheften und aus Jean Paul's Briefwechsel sieht, den Goethes mündliches Lob damals sehr verdroß. Hier stehe vorerst das Urtheil von Solger, Tieck's erprobtem Freund. „Sie sagen,“ schreibt Solger an Tieck“ daß Sie sich be-

wußt seien, durchaus unbefangen bei diesem Werke gewesen zu sein, daß es eine Epoche in Ihrer Sinnesart gemacht habe. Jenes will ich unbedingt zugeben, ja fast möchte ich sagen, das zweite sehe man eben dem Werke an. Daß Sie sich nicht willkührlich und zum Spiele in die alterthümliche und gerade in diese Form religiöser Sinnesart versetzt haben, die das Werk voraussetzt, das gebe ich unbedingt zu, denn sonst könnte es nicht so hinreißen, nicht in vielen Stellen so ganz von Liebe und Innigkeit durchdrungen sein, wie es ist. Dennoch muß ich annehmen, daß diese Sinnesart nicht ganz Ihr damals gegenwärtiger Zustand, vielmehr dieser eine tiefe Sehnsucht nach derselben gewesen ist, sonst würde sie mehr unmittelbar gegenwärtig, ja als die einzig wahre und mögliche, wie dem Künstler der Moment allemal eigentlich sein sollte, in uns eindringen. Hier haben Sie uns mit Absicht in die Einfalt und Liebe alter Zeiten versetzen wollen, und gewiß Sie würden uns die Zustände derselben nicht so deutlich vorgestellt und ausgesprochen haben, wäre dieß nicht durch einen Gegensatz gegen Etwas Anderes geschehen, wodurch das Bewußtsein in sich uneins gemacht und zur Reflexion veranlaßt wird. Hieraus scheint mir auch Alles Uebrige herzurühren, was mir an dem Werke auffällt. Die Charakteristik sowohl einzelner Personen als des ganzen Zeitalters scheint mir oft absichtlich, z. B. in den öfteren Beschreibungen von Golos jugendlicher Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit, in Siegfried's Reden, da er zu Felde ziehen will, in der Schilderung der Lebensart Genovevas mit dem Drago, wo ich überall ein etwas gesuchtes Costüm und zuviel Malerei finde. Man sieht in solchen Stellen gleichsam dem Künstler in seinem Bilden zu

und man muß ihm mit gleichen Wünschen entgegen kommen, wenn man gefangen werden soll; es fehlt an der innern und gegenwärtigen Nothwendigkeit. Die Composition hat sich eben deshalb nicht recht gerundet, so wie mir auch der Schluß nicht ganz genügt, in welchem sich alles zu sehr in Erzählung verläuft. Die Vision Genovevas, die Täuschung Siegfried's durch Hexerei, Alles dieses ist herrlich und tief angelegt, aber ich glaube der angeführte Grund ist schuld daran, daß diese Anlagen nicht genug die fernere Ausführung durchdringen. Darum macht auch die sonst so herrliche Entwickelung des Seelenzustandes Golos einen etwas psychologischen Eindruck. Die Scenen der Diener und Landleute wirken auch nicht recht zum Ganzen mit. Der Contrast, der in der Geschichte Heinrichs und Elsens liegt, ist zu absichtlich. Endlich hat die Ungleichheit, die aus Allem diesen entsteht, auch auf die Sprache Einfluß gehabt. In dieser ist eine Verschiedenheit, die über das, was die Charaktere und Situationen fordern, hinauszugehen scheint." Was hierauf Solger hauptsächlich rühmt, sind die Scenen zwischen Golo und Genoveva.

Dieses Urtheil trifft die schwachen Seiten der Dichtung, welche Viele getäuscht hat, sehr scharf, für den Aufmerksamen ist darin eine Kritik, eine Reihe von romantischen Produkten enthalten, welche die Genoveva ins Leben rief. Die Religiosität der Heldin ist allerdings nicht die des Dichters, der sich in sie hineingearbeitet hat. Darum durchdringt diese Gesinnung nicht das Ganze als leitende Idee. Dem christlichen Glauben Genoveva's und Drago's steht Golos Liebesbegeisterung, die kriegerische Gesinnung Martell's und seiner Genossen gleich berechtigt gegenüber.

Sagt doch Tieck selbst, er habe in diesem Gedichte die Begeisterung des Kriegers, des Liebenden, des Frommen in Einen Rahmen zusammenfassen wollen. Mußte so aber nicht statt eines Ganzen eine Reihe lyrischer Gedichte entstehen, was der Dichter, dem ein christlich-katholisches Drama im Sinn lag, denn doch wieder nicht wollte. Betrachtet man nun die einzelnen Elemente als solche, so kann man bloß Golo's Liebes-Begeisterung gelungen nennen, es ist aber nicht die Liebe Golo's zu Genoveva was uns in jenen herrlichen Scenen entzückt, die zu dem Wunderbarsten gehören, was deutsche Poesie ausgesprochen hat, denn Genoveva ist ein todtes Bild, es ist die ganze romantische Naturtrunkenheit mit ihrer unbestimmten Sehnsucht. Die weitere Entwicklung von Golo's Zuständen ist zu schwach, als daß sie uns interessiren könnte, und die Kriegshelden sind so manierirt, daß man hie und da an die hohen Worte erinnert wird, die der König im gestiefelten Kater ausstößt, als ihm seine Kaninchen verbrannt sind.

Das worauf Tieck einen Hauptwerth legte, das Klimatische wie er es nennt, der Sommerabendduft im ersten Theile, das Herbstnebelige im zweiten ist schön gehalten. Daß Tieck einen so großen Werth darauf legt, zeigt den Romantiker, und mir ist immer vorgekommen, die Lust, dieses Klimatische zu schildern, habe das Gedicht veranlaßt, es sei ein Versuch, einem Drama die Jahreszeiten als Motive unterzulegen. Golo's Liebe erblüht mit dem Frühling, unter dem nächtlichen Junihimmel wird sie völlig erschlossen, in der Sommerhitze wird sie schwül und bricht in ein verheerendes Gewitter aus, im Herbst trägt sie die Farbe der Wehmuth und der Reue, und sinkt mit dem Winter ins Grab,

Man sieht, auch hier ist der Versuch, eine sittliche Welt darzustellen, mißlungen, der Dichter ist ein Fremdling in ihr, er muß zu einer Gesinnung seine Zuflucht nehmen, welche nicht die seine ist. In Schriften jüngerer Romantiker, Arnim's, Brentano's und Anderer, findet man freilich theilweise feste Charakteristik, gründliche Schilderung sittlicher Zustände, die Zerstörung dieser Wahrheit durch Ironie macht jedoch diese Arbeiten zu romantischen. Den Schriften der Genannten fehlt es durchgehends an bestimmter Haltung, sie schweben zwischen Goethe und Tieck hin und her, sie erregen, als Ganzes betrachtet, ein Mißbehagen, das aus der Getheiltheit der Stimmung hervorgeht. Es wird sie Jedermann in Bälde ermüdet zurücklegen.

Der Kaiser Octavianus, der von Tieck's romantischen Producten noch am meisten populär wurde, steht vollendeter da als die Genoveva, weil er dramatische Forderungen abweist. Im ersten Theile treten zwar Charaktere auf, er ist deswegen bis auf einige Stellen völlig kalt, und die ganze Jammerhistorie regt uns nicht im Mindesten an, im zweiten dagegen sind wir im „alten romantischen Land," er ist episch, die Fortuna motivirt die Handlung statt der Handelnden. Wir sind hier auf einem Carneval, wo sich alle Trachten, Stände und Tonarten des Mittelalters in buntem Gewühl produciren. Orientalen, Bretonen, Italiener, Deutsche, Alle tummeln sich unübersehbar durch einander, als Ritter und als Fräulein, als Fleischer und Marketenderin, als Pilger und Büßende. Ein künstlich gelehrtes Gedicht scheint der Dichter angelegt zu haben, das dann seine Laune, die während der Arbeit sich mächtiger regte, in

einen Faschingsspaß verwandelte, in dem der gelehrte Apparat zu harmlosem Spiel verbraucht wurde.

Will man die Romantik als klaren unverfälschten Wein genießen, so lese man Tieck's kleine Mährchen, den „treuen Ekart“ und den „Tannenhäuser“ und dann den „Runenberg.“ In dem Gedicht, das den Ekart einleitet, ist Tieck einmal der treuherzige altdeutsche Ton, den er sonst carricirt, so gelungen, daß man im Innersten erschüttert wird, im Weitern hat der Dichter seine ihm und seiner Zeit eigenthümliche Poesie in ganzer Fülle in den kleinsten Raum zusammengedrängt. Was die Natur geheimnißvoll Lockendes hat regt der Gesang des alten Spielmanns an, der Zug zum Venusberg ist unwiderstehlich und doch wird in aller dieser Herrlichkeit das sehnende Herz nicht voll, es möchte nach der Menschenwelt mit ihren mäßigen Leiden und Freuden zurück, und wird von der unendlichen Sehnsucht wieder vertrieben. Im „Runenberg“ ist diese noch geheimnißvoller, zarter ausgesprochen, der Schauder überschleicht Einen hier leiser.

Mit diesen Mährchen erstand eine neue Gattung, die seitdem häufig aber unglücklich genug angebaut worden ist, das Mährchen diente nun, räthselhaften Stimmungen und Träumen eine Gestalt zu geben. Die Lyrik muß dem Traum eine Deutung geben, wann sie ihn glücklich fassen will und ihm eben damit sein räthselhaftes Wesen nehmen, das Mährchen giebt das Wunder als solches, seine Wahrheit ist aber nur die, daß es treue Spuren einer eigenthümlichen Stimmung trägt. Hoffmann wurde durch solche Mährchen berühmt, die freilich meistens unwahr sind. Man muß sich in die Stimmung, die der Glaube an diese wun=

derbaren Ereignisse voraussetzt, hineinzwingen, weil sich der Autor in sie hineingezwungen hat, der den Eintritt einer Totalstimmung zu erwarten, in seiner Schreibelust nicht Zeit hatte. Daß die Darstellung solcher Zustände sich aber nur für das Mährchen eigne, erkannte Müllner in seiner Plumpheit nicht. Will sich eine seltsame Stimmung für die Realität ausgeben, will sie dramatisch motiviren, so wird sie vom Verstand mit Recht als Unsinn nach Hause geschickt.

VI.

Krieger und Priester.

Erinnerungen und Betrachtung

von

H. Koenig.

Es kömmt nicht selten vor, daß man als Knabe an einem Baume des Hausgartens mit flüchtigem Blick einen Sprossen bemerkt hat, den man als Mann zu einem fruchttragenden Ast erwachsen wieder findet. Die Empfindungen, die dann beim Rückblick über die verlebten Jahre — die schönsten unseres Lebens — das Herz ergreifen, sind vielleicht nicht ganz mittheilbar für Andere, oder sie finden wenigstens keine rechte Theilnahme. Und doch dachte ich daran, von etwas Aehnlichem zu erzählen. Ich wollte an die Zeit erinnern, in welcher die jetzige religiöse Richtung, deren Früchte noch unreif aussehen, und herb schmecken, sich in ihren unbeachteten Trieben regte. Es ist mir begegnet, daß ich das stürmende Ende einer gewaltigen Zeitbewegung, und den heimlichen Anfang einer neuen, dicht neben einander sah. Die neue ging unmittelbar aus der alten hervor, als ob man unter der Achselhöhle eines abgehauenen Astes den neuen Trieb hervorstechen sähe. Der alte Ast fiel im Herbste 1813, und im Sommer 1814 zeigte sich mir der neue Sproß. —

Ich war eben in mein erstes Amt eingewiesen worden. Ich möchte dieses ein ganz kleines politisches Legat des damals in den letzten Zügen gelegenen Fürsten Primas nennen. Der Großherzog kannte den jungen Menschen persönlich: er hatte ihm auf dem Liebhabertheater spielen sehen, von ihm waren die Prologe verfaßt worden, die den Fürsten, so oft er den von ihm selbst gestifteten Verein besuchte, von der Bühne begrüßten, und der Finanz-Minister, Graf Benzel-Sternau, empfahl den jungen Schreiber. Dieser sollte jetzt bei der Verwaltung der neuorganisirten indirecten Abgaben angemessen untergebracht werden; am Ende war aber durch ungünstigen Einfluß von Landsleuten, die das Personal vorzuschlagen hatten, nur noch die geringe Stelle eines reisenden Controleurs in dem kleinsten Bezirk übrig geblieben.

Dieß Amt trat ich den 25. August 1813 an, und nur zwei Monate später wälzte sich schon der französische Rückzug von Leipzig und die verbündete Armee der Deutschen durch das kleine Großherzogthum Frankfurt, und stürzten die Herrschaft des Primas um, der sein kindisch gewordenes Haupt mit der schlappen Unterlippe schnell aus der Fürstenkrone unter die Bischofsmütze zurückzog. Er war ja das letzte beidlebige Individuum weltlicher Priesterherrschaft in Deutschland. —

Ich versah mein Aemtchen in den ersten Monaten noch von der Stadt aus, weil ich auf dem Lande noch keine passende Wohnung gefunden hatte. Und eben wollte ich gegen Ende Octobers, um die Bücher der Acciserheber für den Monat abzuschließen, mich nach meinem Bezirk begeben, als die Vorwellen des französischen Rückzugs heranspritzten. Ein Ränzchen, worin ich meine Papiere, Wäsche und ein Buch mitzunehmen pflegte, nebst einem starken Knotenstocke

waren meine Reise-Equipage. So schritt ich des Morgens aus Fulda dem nahen Frauenberge zu, und blieb auf dem ersten Hügel stehen, um in aller Geschwindigkeit, und ohne bei der Accise im Amte Burghaun etwas zu versäumen, mir ein Bild von der französischen Retirade mitzunehmen. Ein Weilchen sah ich so dem Getümmel zu, das auf der Leipziger Straße und durch Feldwege sich südwestwärts forttrieb. — Also das ist eine Retirade! So sieht ein fliehender Feind aus! dachte ich bei mir selbst. Husaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken unter einander fort. Jene tragen am Pallasch ein Bündelchen, diese einen welken Tornister auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben sich vermischt. Angst und Hunger geben andere Feldzeichen, und der rüstigste Fußgänger ist der vorderste Mann. Einer und der Andere hat schon ein Uniformsstück mit einem Bauernwamms vertauscht. Einzelne tragen ein Tuch um den Kopf gewunden, Etliche den Arm in der Binde. Der Tambour hat seine Trommel weggeworfen: kein Wunder, daß die Mannschaft nicht im Schritt ist. Auf dem Billeten-Amte werden sie wohl artig sein, in den Quartieren ohne Wein und Weißbrot vorlieb nehmen. So sieht also eine Retirade aus! —

Damit schreitet der Kindskopf von Controleur über den Hügel in's Thal hinab, auf das nächste Dorf los. Hinter diesem erhebt sich der Schildwald, — aus alter Zeit in ängstlichem Rufe wildverübter Thaten. Mit Verwunderung sehe ich, daß die Bauern aus dem Dorfe ihr Stallvieh über die kahlen Felder und durch die Hohlwege nach dem Wald hinauf flüchten. Das machte mich stutzig. Welche schreckliche Vorstellung von einer Retirade machen sich doch gleich

diese unerfahrenen „Landbewohner!“ lächelte ich selbstgefällig, und schritt weiter. Da höre ich plötzlich seitwärts hinter mir fremdtönenden Zuruf. Zwei polnische Lanzenreiter, querfeldein kommend, gebieten mir Halt. Einer steigt ab, und läßt mich nicht lange in Zweifel, daß er mich durchsuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeschüttelt, die Wäsche auseinander gezogen. — In meinem Amte stand der Visitator unter dem Controleur: in Polen schien es umgekehrt zu gehen. Ich fand mich in aller Ruhe in den neuen Geschäftsgang, und suchte nur, während meine Taschen durchstört wurden, das Uhrband unvermerkt zurückzuschlagen. Es gelingt. Und wie nun der edle Krieger mir Bauch und Beine, wahrscheinlich nach eingenähtem Golde, betastet, glückt es mir auch noch, durch richtiges Einziehen des Bauches meine liebe Uhr den groben Fingern unfühlbar zu machen und zu retten. Die Börse freilich geht mit auf die Retirade. Denn er steckt sie ein, sitzt rasch auf, und beide reiten auf Seitenwegen weitern Eroberungen zu. —

Diese polnische Manipulation (Digitalmanipulation mit Contakt) machte mich geschwind hellsehend. Ich überlegte, daß doch eine Retirade Manches mit sich bringen könnte, was sich nicht vorhersehen ließe, und daß wohl auch die Bauern in der allgemeinen Verwirrung nicht sehr aufgelegt sein möchten, sich gerade an die Accisordnung zu halten. So kehrte ich denn nach der Stadt zurück, und fand wirklich in den nächsten Tagen Gelegenheit, meine flüchtige Vorstellung von einer Retirade zu erweitern.

Ich will hier kein Gemälde des französischen Rückzugs durch Fulda versuchen. Ich könnte es nicht einmal liefern; denn ich habe nicht ernst und umfassend genug beobachtet.

Mir hat von Kindheit auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge und Erscheinungen aufmerksam zu sein gewöhnt hätte. Mit leichtem, unbefangenen Sinne, der mich heut in der Einnerung rührt, sah ich halb träumend in's Leben hinein. Die wichtigsten Begegnisse gingen an mir vorüber, wie Schattenspiele: sie erregten meine Phantasie, sie bewegten mein Herz und verschwanden. Ich nahm das Einzelne stets als ein Einzelnes auf, und fragte nicht, woher es komme und wohin es führe. So trieb ich mich auch damals, während ich Freunde und Bekannte angstbleich das Entsetzlichste erwarten sah, mit Knabenneugier Tag und Nacht in der Stadt umher, ohne etwas zu befürchten, aber auch ohne etwas anmerken zu wollen. Einzelne Bilder sind mir in der Erinnerung geblieben.

Den Tag nach meiner polnischen Lection wurden die ersten Kosacken erwartet, die bekanntlich der französischen Armee voraus waren. Eine Menge Bürger trieben sich auf der Promenade innerhalb des Leipziger Thors umher, neugierig auf die — Befreier. Ein von jeher als exaltirt bekannter Lakirer, Namens Lenz, war heute vollends oben hinaus. Man könnte sagen, daß er der spröden Fuldaer Begeisterung den Firniß gegeben hätte. An der Spitze seiner Aufgeregten stürzte er dem Häuflein entgegen, schwang den Hut, und schrie mit ausgebreiteten Armen: „Willkommen! Es leben unsere Befreier!“ — Aber er sollte sie auch als solche kennen lernen! Die Schaar hielt an, schmunzelnd mit schmuzigen Bärten und Stumpfnasen. — „Vater, wieviel Uhr?“ fragte der vorderste Reiter. — Lenz riß seine gute Uhr heraus, und schnell hatte der Kosack sie ergriffen. Das Häuflein jagte

davon. Verblüfft stand der Lakirer: das war ihm eine garstige Tatze auf den frischen Firniß! Er hatte die Lehre bestritten, mit welcher die andern Bürger davonschlichen. — Nun kann ich doch meiner Frau sagen, um wie viel Uhr die ersten Kosacken gekommen sind! hieß es. Der echte Fuldenser ist nie witziger, als hinter einer Schadenfreude.

Nachmittags nahmen die Kosacken, die sich inzwischen sehr vermehrt hatten, ein französisches Reismagazin in Besitz und verkauften die Vorräthe. Die Bürger rissen sich um die schweren Säcke, die man wohlfeil erhandelte, und nach Hause schleppte. Neidische Menschen schnitten mit scharfen Messern in die Säcke, und der Keuchende ahnete nicht, warum die Last ihm mit jedem Schritt leichter wurde. Hinter ihm rafften Bettelmädchen den Ausfall in ihre Schürzen auf. Das Magazin war ein Glück für die Einwohner, die auf so viel hungrige Gäste nicht vorgesehen waren. Die Habsucht der Kosacken vertheilte den französischen Reis zum Besten der Franzosen. Gegen Abend schwoll die Fluth des noch geordneten französischen Heeres heran. Die Kosacken wurden bei Seite geworfen. Gassen und Häuser füllten sich mit Franzosen. Die Hauptstraßen waren erhellt; in den Seitengassen stolperte man im Dunkeln über Erkrankte und Sterbende, oder rannte herrenlose, abgemagerte Gaule um. Die Trommeln der ein- und ausmarschirenden Kompagnien rasselten die lange Nacht hindurch. Fluch und Zuruf erscholl aus allen Ecken; Hülferuf der Bürger gellte dazwischen; Wimmern der Erschöpften flüsterte in den stilleren Zwischenmomenten. — Mitten in diesem Drang trieb ich mich umher, und ließ meine Phantasie von so ungewöhnlichen Erscheinungen, mein Herz von

so heftigen Empfindungen bewegt werden. Dieß Herz war noch so jung, so elastisch, daß es an solchen großen, fremden Leiden sich selbst zu fühlen suchte. Das Glück begleitete den Unbesonnenen und behütete ihn vor schlimmen Begegnissen. Tief bewegte mich der Anblick der alten Grenadiergarde. Auf dem Kirchenplatze, um qualmende, mit Töpfen besetzten Feuer standen in ihren blauen Ueberröcken mit rothen Achselbändern und hohen Bärmützen diese stolzen Männer mit verschränkten Armen in dichten Kreisen, und plauderten ernst. Dieser Anblick erhob mich, und gab mir den leichtfertigen Muth, selber einen Franzosen zu spielen, und als elsassischer Offizier jeden nächtlichen Zudrang von Einquartierung an der verschlossenen Hausthüre meines verjagten Hauswirthes wegzufluchen. So fanden wir nach Mitternacht ruhigen Schlaf. — Da weckte uns am Morgen ein Schuß auf der Straße. Die Nachbarn hatten einen plündernden Soldaten vertrieben, und der Wüthende im Zorn zurückgeschossen. Aber nun stürzen ihm die Bürger nach; er rennt die Gasse entlang, dem Waffenplatze zu. Eine Magd, die eben mit voller Wasserbutte auf dem Rücken vom Ziehbrunnen über die Gasse schwankt, bückt sich im Nu seines Vorüberlaufens so geschickt mit der linken Schulter, daß die ganze Fluth über den Fliehenden stürzt. Er taumelt unter dem Wasserfalle nieder; die Bürger erreichen und behandeln ihn mit Stöcken und Tritten. So viel ich mich erinnere, stand er nicht wieder auf. Gar Manchem bereitete in jenen Tagen eigener Uebermuth ein Lager neben denen, die Krankheit und Erschöpfung auf offener Straße bettete.

Im Laufe des Tages brachen in diesen entlegenen Gas-

sen einzelne Rotten ein, um zu plündern. Es waren Polen. Ein junger, schöner Offizier dringt mit gezücktem Degen in die Häuser, reißt die Plündernden heraus, und schlägt blind auf sie los. Sie wehren sich nicht, kehren aber immer wieder zum Plündern zurück. Der Offizier gebehrdet sich wie ein Verzweifelnder über die Schmach und Ungebundenheit der Compagnie, die seinem Worte und seinem Degen nicht mehr gehorcht. — Wohin man blickte fielen ungewöhnliche Auftritte vor, — Scenen eines großen Schauspiels, das man nicht übersehen, dessen Zusammenhang man nicht finden konnte. Oder, besser zu sagen, — es waren Wellen, die zu unseren Füßen anschäumten, und gleich wieder in die allgemeine Ueberschwemmung zerflossen, die an uns vorüberbrauste.

Dieser Vergleich gewann täglich mehr Wirklichkeit. Regenwetter war eingetreten, als die zweite Fluth des siegreichen deutschen Heeres vorübertrieb. Männer, Pferde, Fuhrwerk häuften einen Schmuz, daß jede Gasse dem schlammigen Bett eines abgeflossenen Stromes glich, der an das Ufer geschwemmte Trümmer aller Art hinterläßt. — Aber diese Ueberschwemmung hinterließ auch Leichen und in Spitälern zusammengeflößte Kranke. Das fürchterlichste Spitalfieber verbreitete seine Ansteckung; der Nachzügler-Typhus suchte, wie ein hungriges Raubthier, die geängsteten, entsetzten, kummervollen, hungrigen, verkälteten, verkommenen Menschen auf. Täglich brachte ein Leiterwagen die Leichen aus den Spitälern vor die Stadt hinaus durch das Thor, an dem ich wohnte. Ein lockeres Streusel, das Stroh, auf welchem die Elenden gestorben sind, dient als Leichentuch, das nicht Alles bedeckt; die mitverpesteten Halme

Digitized by Google

machen das Todtengeleit, das mit den Unglücklichen zu Grabe und in's Grab geht. Abends werden dann noch die vor Nacht Gestorbenen auf Schubkarren zu Grabe gebracht. Gleichgültig geht man vorüber, und erschrickt kaum, wenn in der engen, nächtlichen Gasse der Schubkarren an Einem vorübergeht, und das herabhängende Bein des Todten unvermerkt über unsern Fuß streicht. Nach dem Erstaunlichen, das man erlebt, nach dem Entsetzlichen, das man bestanden, bei all' den Hoffnungen, die man gefaßt hat, ängstiget uns eine Pest nicht, die doch viel ärger wüthete, als die Cholera, die in spätern Tagen des Genusses und der Engherzigkeit die Welt entsetzte.

Doch bald bringen die Symptome der Krankheit auch den leichtgesinnten Accis-Controleur in Angst. Er kauert hinter dem warmen Ofen, und sucht aus ödem Kopf, mattem Knie und übelem Magen, also aus drei gegebenen Sätzen den vierten unbekannten zu finden; oder vielmehr, er fürchtet den gar wohl bekannten schon gefunden zu haben. Denn Hunderte hatten ja schon diese fatale Regeldetri so rein gelöst, daß der Rechner selbst im Facit mit aufgegangen war, bis auf den unauflöslichen Bruch, welcher der Ewigkeit als Uebertrag in Rechnung gesetzt wird. Eben dieß Facit setzte mir nicht wenig zu. Jenes Todtenbein, das mir in nächtlichem Dunkel über den linken Fuß gestrichen war, konnte als ein rechtes Vorzeichen gelten, — als eine flüchtige Bekanntschaft auf Wiedersehen. Ich mochte meine Angst nicht verrathen, um den Meinigen keine zu machen; doch trieb mich die Unruhe an, unter dienstlichem Vorwande mein Ränzchen zu packen, den Stock zu ergreifen, und die Stadt zu verlassen.

Digitized by Google

Wohl mit andern Anschauungen und Begriffen von einer Retirade wanderte ich wieder denselben Weg über den Frauenberg, das Thal hinab, und den novembrig aussehenden Schildwald hinauf, so hastig, als könnte ich einem Uebel entrinnen, das ich doch in meinem Innersten eingeschlichen glaubte. — Ob nun dieß lebhafte Vertrauen, oder die heftige Bewegung in freier Luft mich erquickte: genug, ich fühlte mich besser, und faßte einen neuen Muth, den ich freilich in derselben Stunde zu einem unerwarteten Begegnisse nöthig haben sollte.

Der Wald bis zum nächsten Dorfe ist wohl eine Meile breit. Eine Landstraße führt nicht hindurch, sondern nur ein breiter zerfahrener Weg, den der Wanderer au sumpfigen Stellen verläßt, um sich auf einem schmalen Pfade durch das Dickicht zu winden. Wie ich nun, etwa in der Mitte des Waldes, aus einer solchen Ausbeugung wieder in den Fahrweg trete, wandelt, eine Strecke vor mir, ein kosackenartig gekleideter Mann mit einem großen Fanghunde langsam mir entgegen. Er schreitet mit überkreuzten Armen wie Einer der auf Etwas wartet, — wie ein Wegelagerer. Jetzt erst fallen mir die in der Stadt verbreiteten Nachrichten von Unsicherheit der Wege, von vorgefallenen grausamen Beraubungen einzelner Wanderer ein. — Wirkliche Kosacken waren wohl nicht mehr in der Gegend; allein die vorübergezogenen hatten mit so gutem Glücke geraubt, daß es verwegenen Gaunern ein zeitgemäßes Unternehmen schien, sich eine kosackisch zugeschnittene Tuchkappe, einen langen Schafpelz mit einem Leibgürtel anzuschaffen, und im ungewaschenen Gesichte den Bart wachsen zu lassen. Magre Gäule waren damals wohlfeil zu haben, oder man spielte, bis man einen

erbeutete, den Fußkosacken im Geleit eines zottigen Hundes. Die kriegerische, herrnlose Zeit lockte zu Abenteuern; die Herrschenden rüsteten sich eben zu Eroberungen, da gingen die Gauner auf Beute aus. Wer immer unter der Fremdherrschaft Einiges eingebüßt hatte, sah sich nach einem Wege zur Restauration um.

Auf einem solchen Wege, mitten im Walde, kam mir jetzt der Pseudo-Kosack entgegen. Das Schlimmste war, daß ich eben nichts Erkleckliches an Geldeswerth bei mir hatte; denn um so weniger durfte ich darauf rechnen, den Eroberer zu befriedigen: dieser konnte sich für den Aufwand seines Feldzugs und für seine verbrecherische Entblödung nur an meinem Rock, an meinen Hosen und Stiefeln erholen; wie denn in der That solche Beraubungen bis auf's Hemd vorgekommen waren. Oder sollte ich mich wehren, — waffenlos gegen einen viel robusteren Mann und dessen Wolfshund? Ich will nur gestehen, daß mir bei solchen schnell gefaßten Betrachtungen nicht gleichgültig zu Muthe war. Entgehen konnte ich dem Wegelagerer auch nicht mehr; denn er hatte mich gesehen, und kam mir mit jedem langsamen Schritte näher. Ich war hinter einer dicken Eiche stehen geblieben, als ob ich gebückt an meinem Ranzen etwas zu machen hätte, eigentlich aber nur, um meine Verlegenheit zu verathmen. Und siehe da, — ich athmete einen guten Einfall!

Ich hatte bemerkt, daß der Kosack ohne Feuergewehr ging, und schritt nun mit kecker Miene auf ihn los. Näher gekommen stutzte ich, als ob ich ihn erst jetzt wahrnähme, blieb einen Augenblick stehen, zog mein Ränzchen unter der linken Schulter hervor auf die Brust, griff hinein, als ob

ich ein Pistol faßte und spannte, und ging dann ruhigen Schritts weiter. Der Hund schlug an, und trottete auf mich ein. Ich blieb stehen, und hob mit der Linken meinen Reiseknüttel, indem ich dem Kosacken zugleich ziemlich barsch zurief, den Hund an sich zu halten. Der Kerl pfiff, und der Hund kehrte zurück. Jetzt gingen wir aneinander vorüber, und sahen uns mißtrauisch über die linke Schulter an. Ich war rechts ausgewichen, so weit ich konnte, um — bequem schießen zu können. Jener grüßte mit fremdtönenden Worten; ich nickte ihm über die Schulter zu. Rückwärts blickend hielten wir einander immer noch im Auge. Jetzt blieb er stehen, als wenn es ihm reue, mich so ungerupft vorüber zu lassen. Ich eilte jedoch nicht, sondern trat an einen Baum, wie zu einer Verrichtung, die mich als den gleichgültigsten, furchtlosesten Menschen erscheinen ließ. Nun schritt der Kosack weiter, und verlor sich in der Krümme des Wegs.

So hatte ich denn mit einer Faust im Ranzen einen vielleicht unechten Kosacken doch mit echt-russischer Politik getäuscht, die ja bekanntlich auch nicht selten bloß mit kühnen Gebehrden imponirt. — Lachend über das spaßhafte Abenteuer war ich schon geneigt, die umgangene Gefahr für nicht hoch anzuschlagen, als mir am Ausgange des Waldes auf der Höhe über dem nahen Dorf ein trauriger Anblick aufstieß. Ein todter Mensch im Hemde lag auf einem Raine dicht am Wege. Offenbar war er entweder erschlagen und beraubt worden, oder man hatte einen Gestorbenen ausgezogen. Ich eilte schaudernd vorüber. Der Weg war nun durch die offene Landschaft weniger ängstlich, obschon

man von Dorfe zu Dorf viel seltener als früher, einem Menschen begegnete.

Wie willkommen war der unerwartete Gast im Hause des Beamten, wo ich stets so freundlich aufgenommen war! Noch hatte sich Niemand nach der Stadt gewagt, und Niemand hatte von dort Nachrichten über die Ereignisse des feindlichen Durchzugs gebracht. Das heftige Fieber der politischen Restauration störte zuerst die alte, gewohnte Ordnung des Lebens, den Verkehr der Menschen und der Märkte, die große plötzliche Umwälzung der Dinge ließ uns zuerst nur die allgemeine Erschütterung empfinden. Wenn eine gewohnte oder gewaltige Herrschaft umstürzt, so nehmen bis zur nächstfolgenden verschiedene Zwischenmächte Besitz: — der Schreck, die Erwartung, die Hoffnung, endlich das Vertrauen.

Wie viel hatte ich diesmal nicht meinen ländlichen Freunden mitzutheilen! Sie liebten die Unart meiner Jugend, daß ich mit so viel lebhaften Gebehrden, als lauten Worten erzählte. In dem still entlegenen Orte hatten sie selbst nichts von dem Rückzug erfahren; so weit zur Seite hatte sich der drängende Strom nicht ausgebreitet. Nur bei Nachtzeit hatte man mit dem Windzuge das ferne Tosen des Heeres, die schweren Kanonenwagen, die hellen Trommeln gehört. Ihre müßige, räthselnde, gespannte Angst war vielleicht noch niederdrückender gewesen, als unsere bethätigte, schauende, sich abmüdende Noth. In solchen Besorgnissen hatten die Männer gute Vorsätze gefaßt, die Frauen fromme Gelöbnisse gethan, und man wiederholte sie jetzt aus erleichtertem Herzen.

Aber der stille Versteck des Dorfes, wo man sich eben traulich zn fühlen anfing, blieb nicht lange von russischer Einquartierung und vom Typhus verschont. Es gab zu thun und zu leiden. So ging der Winter hin. Und als sich die zurückgekehrten Lerchen hören ließen, stellten sich auch Schwärme von Flugschriften ein, die uns die Großthaten der Leipziger Tage, das Gebet und die Umarmung der drei großen Monarchen, die besiegten Leiden der Tyrannei und die eroberte Hoffnung der Freiheit schilderten. Siegesjubel und Friedenserwartungen waren ohne Maaß, wie denn auch Schimpf und Schelten auf den vertriebenen Feind sich nicht erschöpften. Wie gern ertrug man die russische Einquartierung, und reinigte die Gemächer, wo sie übernachtet hatten! Manches freilich fiel uns auch als neu und ungewohnt auf: wir sahen nämlich die berühmte Knute, und zählten die Stockschläge, die der Soldat zu hunderten auf den entblößten Rücken empfing. Es wird vorübergehen, dachte man im Stillen. Geprügelt zu werden, und den Feind schlagen zu helfen, sind sie gut. Und wenn sie erst einmal wieder zu Hause sind, so haben wir sie ja weit von uns! —

Bald sollten auch schmackhafte Proben unserer Befreiung von der Continental-Sperre eintreffen. Ich war anwesend, als die erste Flasche Jamaica-Rum durch Freundes Sendung aus Bremen im Amthause ankam. Eine lustige Wallfahrt von Alt und Jung zog mit dem kleinsten Gläschen nach dem Gartenzimmer des geistlichen Großoheims. Eine muntere Nichte redete den Alten, der seine Flasche im Wandschränkchen, wie ein Sanctissimum im Tabernakel barg, mit Schiller's Worten an:

Laß uns der neuen Freiheit genießen!

Jeder erhielt einige Tropfen dieses echten Rums, und wir tranken auf Freiheit und Frieden.

Der Frieden kam auch Anfangs Juni. Ach, der pariser Frieden! Was wurde nicht gejubelt, geschossen, gezecht! Der pariser Frieden! Das war doch die neueste Mode von Paris. Und eine echt pariser Mode: die Façon hatte viel gekostet; der Zeug am Schmucke war vielleicht nicht auf die Dauer, aber die Putzmacher hatten etwas dabei verdient!

Die abgefallenen Kriegsblätter wehten noch hin und her, als schon der Frieden seine neuen, zarten Keimaugen trieb.

Unter den Gelübden, die man während der Angsttage gemacht hatte, legte die Amtmännin großes Gewicht auf eine Wallfahrt nach dem wunderthätigen „Gehülfersberg" oder Mariahülfsberg. Das Fest dazu fiel auf Mariä Heimsuchung. Alle Vorbereitungen waren getroffen, die häuslichen Einrichtungen auf einige Tage der Abwesenheit geordnet. Ich selbst hatte früher zugesagt, die Wallfahrt mit zu thun, und hatte mithin, wenn auch dem Himmel kein Gelübde, doch der Frau Amtmännin ein Versprechen zu erfüllen.

Wir zogen in aller Frühe aus, denn der heitere Julitag drohte mit heißen Mittagsstunden. Man wollte bis dahin einen hohen Wald erreichen, dort rasten, und die eingepackten Bissen anbrechen. An der Treppe des alten Schlößchens, in welchem der katholische Amtmann eine Kapelle eingerichtet hatte, entließ uns der Hauspater, ein Franziskanermönch, mit seinem Reisesegen.

Was mir zuerst auffiel, war die starke Anzahl festtäglich gekleideter, mit Bündel bepackter Wallfahrer und Wallfahrerinnen, die sich uns anschlossen. Denn der Ort und die Umgegend war protestantisch, und nur ein paar katholische Familien hatten den Zug unternommen. Ich befragte die Amtmännin, und sie erklärte mir nicht ohne frommen Stolz, daß die gemeinen Leute umher im Stillen doch ein großes Vertrauen zu den Hülfsmitteln der katholischen Kirche trügen. Wie oft kämen nicht Bauernfamilien zu dem Pater Spiridion, und begehrten von seinen Weihungen, Amuletten und Besprechungen für Menschen und Vieh. — Die eifrige Frau wollte damit nicht sagen, daß der rohe Mensch ohne Unterschied der Kirchen-Confession noch an dem Aberglauben hange, und daß gerade der Mönchskatholizismus ein recht futterreiches Dickicht für den wilden Glauben sei. Ich aber faßte eine andere Ansicht von dieser mir auffallenden Erscheinung. Diese Menschen schienen mir nach so vielen gemeinsam überstandenen Aengsten und Leiden von einem gemeinsamen Dankgefühle — nach den plötzlichen Umwandlungen von dem lebhaftesten Glauben an die göttliche Weltregierung ergriffen zu sein. Eine neue, reine Flamme der Religiosität schlug auf. Viele waren auch von schwerer Krankheit genesen, und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuthes; Andere hatten Verluste erlitten, und suchten Zerstreuung und Trost. Dazu kam der Siegesjubel, den alle Deutsche, — die Friedenshoffnung, die alle Nachbarn theilten. Da war aller kleinliche Haß erloschen, alle engherzige Spaltung ausgeglichen. Die Herzen waren weit für die mächtigsten Gefühle und für gemeinsame Interessen. Wo immer ein solcher Jubel, solches Selbstvertrauen, solche

Andacht einen lauten, erhebenden Ausdruck fanden, stimmte Alles ohne Scheelsucht und Rückhalt ein. Heute erschien dieser Ausdruck in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und die Protestanten schlossen sich an.

Mich, der in dieser Karavane mit Stock und Ränzchen pilgerte, rührte mehr der frische, herrliche Sommermorgen. Der Thau funkelte auf Wiesen und Wipfeln; die Ostluft wehte uns mit Waldgerüchen an, der Buchenhain war voll Finkenschlag, und wie wir durch die vieldurchschluchtete Waldhöhe gekommen waren, dehnte sich zu unsern Füßen ein langer Wiesengrund voll durchsonnten Duftes aus, der um die Erlenufer des Flusses seine schimmernden Schleier wob.

Wie unser Zug vorwärts rückte kamen von den Höhen herab neue Pilgerhäuflein, die sich anschlossen, und verstärkten gleich Waldbächen den Strom der Wallfahrt. Die Männer trugen Quersäcke, die Weiber schleppten sich mit den Kindern, ja mit Säuglingen. Unbepackt gingen nur jene, die ihre Bürde unter dem Herzen trugen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Weg eben lief, ward ein geistlich Lied angestimmt. Der Vorsänger rief jeden Vers laut aus, und zog ihn dann mit gedehnter Stimme in die Singweise hinein, bis die andern Stimmen nachfolgten. Der Gesang schwieg, sobald man unter schon drückender Sonne eine steile Höhe zu erkeuchen hatte. Oben winkte der schöne Wald, wo herkömmlich gerastet und gefrühstückt, mithin ein Theil der lastenden Eßwaarenbündel in die bequemeren Magensäcke übergepackt wurde. Jetzt beschleunigte sich der Zug, und wie man in die Nähe des kühlhauchenden Waldes kam, stürzten

die Pilger lachend drauf los, um von den kühlsten und grasigsten Plätzen Besitz zu nehmen.

Von hieraus hatte man am Saume des Waldes den Blick nach einem Hohlwege. Eine kleine Pilgerschaar kam daraus hervor, die sich anmuthig genug ausnahm. Zwei Frauen in hellen Gewändern mit Sonnenschirmen fuhren in einem gelblakirten Einspänner voraus, und an der Staubschleppe des Wagens folgten die pilgernden Landleute singend nach. Die Amtmännin ging beiden Frauen mit freundlicher Begrüßung entgegen, und lud sie nach unserm kühlen Platze. Es war eine so betitelte „Bergräthin" mit ihrer Tochter. Ich vernahm unter den umher liegenden Haufen ein Murren über die anmaßliche Frau, die solche Andacht bequem fahrend beginge. Wenige, die sie mit ihrer Beleibtheit entschuldigten, waren schalkhaft genug, die unbeholfene Blondine nur noch lächerlicher zu machen. Sie hörte es nicht, da sie sehr laut sprach, und hauptsächlich mit sich selbst und ihrer blödverlegenen Tochter beschäftigt schien. Auch war inzwischen das Eßwerk ausgepackt worden, und die eifernden Pilger stopften sich, in mehr als bildlichem Sinne, die losen Mäuler.

Das Essen hat für menschliche Leidenschaften immer etwas Versöhnendes. Hier waren es mitpilgernde Bissen, die jetzt die Andacht der Pilger unterbrachen. — Einsam in meiner Empfindung dasitzend, den Blick auf die schöne Sommerlandschaft und nach den fernen Bergen gerichtet, hing ich der Betrachtung nach, wie doch alle Festlichkeiten mit Essen begangen werden, — fürstliche Geburtstage, Friedensfeier, Vermählungsfeste! Scheidende Freunde erhalten ein Abschiedmahl, wiederkehrende werden von Tafel zu Tafel

gezogen. Berühmte Männer hält man auf ihrer Durchreise bei einem Schmause fest; ein neugebornes Kind veranlaßt eine Taufzeche, ja wohl wird an vielen Orten nach Begräbnissen ein Trauermahl gedeckt, als ob die Zurückgebliebenen es sich recht anschaulich machen wollten, aus welchen Stoffen sich das Leben erhält. Uralter Sitte gemäß tranken versöhnte Feinde aus Einem Becher. Und Christus selber, der Thautropfen des Himmels, der in der reinsten Muschel zur Perle der Menschheit ward, stiftete mit den Scheideworten: Esset und trinket zu meinem Gedächtniß! ein Liebesmahl, bei welchem der gläubige Katholik in sinnlichster Andacht den sinnigen Meister selbst zu genießen wähnt. — Sei es nun, daß die Speisen selbst einen flüchtigen, wohlthätigen Duft und Aether verschließen, der über den Magen hinaus dem Herzen zu gut kömmt, oder daß auf Augenblicke, wenn das gefesselte Thier in uns sich der irdischen Speise hingibt, sein Hüter, der Geist, feire und froh werde: so viel ist durch eine tröstliche Erfahrung gewiß, daß der Mensch bei seinem Mahle eben so menschlicher, als das Thier bei seinem Futter thierischer wird. —

Wie nun wieder aufgebrochen wurde, entschloß sich die Bergräthin, die weitere Andacht zu Fuße mitzumachen. Ihr Wäglein folgte langsam dem Pilgerzuge. Zuweilen sah sie sich nach demselben um, glühroth und schwer athmend, wie sie von der Hitze ward. Dann bemerkte sie seufzend und in etwas rauhem Accent, daß doch eine solche Pilgerfahrt ein wahres Opfer und recht verdienstlich in den Augen Gottes sei. Nur wurde sie dabei wunderlicher Weise immer ärgerlicher und unzufriedener mit Allem, je weiter sie pilgerte.

Ueber lange, sonnige Felder, durch regungslose schwüle

Luft näherten sich die Wallfahrenden einer anmuthigen Quelle in dichtem Schatten eines vorspringenden Felswaldes. Schon lange zuvor sprachen die Durstigsten von dem kühlen Wasser jenes Borns, und von den rasigen Ruheplätzen. Als man nun aus den Kornfeldern nach dem Waldbrunnen einlenkte, vernahm man zur Verwunderung von dorther eine lustige Tanzmusik. Doch schwiegen die Instrumente, sobald der Zug der Pilger den Musikanten sichtbar wurde. Diese hatten zu fünfen die bequemsten Sitze um den Quell eingenommen, und mochten während der Mittagrast einige neue Walzer eingeübt haben. Jetzt erhoben sie sich ehrerbietig, und boten ihre Plätze an. Sobald sie aber unter der sich zusammendrängenden Schaar mancherlei Bekannte entdeckten, wich der Respekt den launigsten Begrüßungen. — Ei schaut, Seifferts Kaspar! hieß es. — Wie geht's, Du langer Lebrecht? — Willkommen alter Fidel-Lips! — Seht doch, der hohlbackige Waldhornist schleppt sich auch noch mit! — Wie lange ist's her, daß ihr auf der Kirms zu Morles so niederträchtig gespielt, und so ehrlich gesoffen habt? —

Eine „Bande" Musikanten, die von Dorf zu Dorf den Jahrmärkten, Kirchweihen, Wallfahrten nachzog, hatte natürlich eine ausgebreitete Bekanntschaft. Wohin sie kamen, fanden sie sich behaglich in der Ueberlieferung früherer Erlebnisse, und erfreuten mit neuen Tänzen. Der Alte, der die Geige spielte, galt besonders für ein loses Maul. Man mußte lächeln, wenn man ihn nur ansah. Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines geistreichen Menschen, der seinen Spaß an der Welt findet, wie sie einmal ist. Er trug den Kopf, wahrscheinlich vom langjährigen Ansatze seiner alten Geige

ersteift, etwas nach der linken Schulter hangend, und setzte, wie zum Gegengewicht, das wetterlahme, durchgriffne Hütchen auf das rechte Ohr. Indem er sich nun mit den lustigen Augen unter den Anwesenden umsah, bemerkte er den stillen Aerger, den die Bergräthin an der Gesellschaft der Musikanten entweder wegen der leichtfertigen Begrüßungen oder aus andern Rücksichten nahm. Sie hatte sich so weit, wie möglich, zurückgesetzt, und ihre Tochter zu sich gerufen. Der Alte blinzte einigen Bekannten schalkhaft zu, und deutete mit einem schiefen Maule nach der Verdrießlichen hin. Ein nicht ganz bezwungnes Lachen zischte unter den einzelnen Gruppen. Der Geiger zu allem Necken aufgelegt, trat mit schalkhafter Ehrerbietung vor die verdroßne Bergräthin hin, und indem er mit der rechten Hand rasch das Hütchen abriß, und mit dem linken Fuß weit zurück scharrte, fragte er mit großem Ernst, ob die Frau Bergräthin etwa zur Erheiterung und Ergötzlichkeit des Gemüths ein munteres Stückchen befehle.

Was? Er —! rief sie heftig, und setzte dann sich besinnend, gelaßner hinzu: Ich beklage sehr, und meine frommen Mitpilger werden es nicht minder beklagen, daß Euer lüderlicher Wandel sich mit unserer liederreichen Wallfahrt gekreuzt und sogar gemischt hat. Wir ziehn für Gottes Ehre; daß es aber gottselig hergehe, wo Ihr geigt und blast, wird kein guter Christ behaupten wollen. Macht, daß ihr fortkommt! Wir haben keine Füße für eure Hopser! —

Gott vergeb's Ihnen, hochedle Madame, erwiederte der Alte, daß Sie unsern Beruf so verkennen und verketzern. Ist es nicht wahr, daß unserm lieben Gott nichts so zuwider ist, als alles Steigen und Schwärmen über die grüne

Erde hinaus, die er uns zu bewohnen und zu bewandern angewiesen hat? Wie ging's denn jenen Thurmerbauern zu Babylon, die oben hinaus wollten? Und wie sieht's mit den Hochgelahrten aus, die in's Blümurante (bleu mourant) studiren? Grade dazu hat Gott die Musikanten erschaffen, daß sie die überfrommen Seelen, besonders die Frauenseelchen, die sich zu sehr in die Gnade verzücken, herabgeigen sollen. Wahrhaftig, das ist eben der rechte Satz der Musik, die ja nur da gut klingt, wo gut Athem zu holen ist. Derowegen sind die Darmsaiten eine solche Kostbarkeit. Die Eingeweide sind doch immer das rechte Seilerwerk, das den papierenen Drachen unseres Hochmuths auf der Erde festhält, wenn er über die Wolken hinaus will. Eben darum wohnt auch solch' ein süßer Zug und Zuruf in den Darmsaiten, — daß man es sich doch wolle hier unten gefällen lassen und froh und lustig thun. Und wenn ich von gläubigen Schafen und vom frommen Lamm höre, fällt mir immer ein, daß unsere Saiten von Schafdärmen gemacht werden. Ich lasse darum die römischen Christen immer für die rechtgläubigsten gelten, weil ich weiß, daß auch die romanischen Saiten die besten sind. Es kömmt Alles auf die Schafe an, und wie sie gefüttert werden. Und hätte ich jetzt einen Schluck Wein, so ließ ich vor Allem meine Geige leben, dann aber auch diejenigen, die einst nach ihr getanzt, und es vergessen haben.

Als er bei diesen letzten Worten mit Augen und Mundwinkel nach der Bergräthin deutete, platzte ein lautes Gelächter umher aus. Ich hatte eben zu unserer Erquickung eine Flasche Wein aus dem Reise- oder Wallfahrtskorbe geholt, und schob sie dem philosophischen Musikanten von

hinten unter den Arm; indem ich der Amtmännin zuflüsterte: Wir müssen ihn zum Schweigen bringen. — Wirklich zog er sich auch mit seiner Flasche zur Seite in's Gebüsch und bewirthete seine Kameraden. Ich bediente mit einer neuen Flasche die Frauen, konnte aber nicht unterlassen, zuweilen nach dem alten Geiger hinzulauschen, der mit gedämpfter Stimme einen dichten Kreis unterhielt. — Sie war doch immer das Widerspiel ihres seligen Mannes, hörte ich ihn sagen. Der alte Bergrath mußte, auch ehe er starb, von Amtswegen unter die Erde steigen, und sie will immer oben hinaus. Aber das Emporkommen ist ihr freilich auch geglückt. Ich erinnere mich noch wie von gestern her, daß sie über Walzern und Wirthshaus die Christenlehre und Betstunden vergaß, und in rothem Mieder und Zwickelstrümpfen tanzte, daß einem das Herz im Leibe lachte über eine solche Rarität von Waden. Und so sehr sie jetzt auf die Geige schimpft, so verdankt sie doch der Fiedel ihr Glück. Denn der alte Bergrath, damals freilich noch ein 25 Jährchen jünger, verstand sich auf solch' ein Paar Walzstollen, und nahm die Tänzerin erst zur Köchin, und dann zur Frau. — —

Es war nun Zeit aufzubrechen, und weiter zu ziehen. Die übrige Strecke Wegs wurde auf der Landstraße ohne weitere Störung zurückgelegt. Bald zeigte sich der ersehnte Mariahülfsberg, und singend zogen wir im Orte Rasdorf ein.

Nach einiger Erholung im Wirthshause fand es die Amtmännin noch hoch genug am Tage, um bei einigen Beamten des Orts, Bekannten ihres Mannes, Besuche zu machen. Da vernahmen wir nun das Betrübendste, was

der Ort vom Durchzuge der Heere und vom Nachzuge der Krankheit gelitten hatte. Die Leipziger Straße zieht allernächst vorüber. Der Feind kam eben von Buttlar, und hatte diesen auf der Straße gelegnen Platz angezündet, um das verfolgende Heer aufzuhalten. An solcher Nothwehr des Kriegs entflammt sich aber auch die Wuth des Kriegers. So waren die Franzosen über dieß unglückliche Rasdorf hergefallen, das freilich für die Bedürfnisse eines Kriegsheeres nicht versehen war. Wir hatten bei unserm Einzuge zerstörte und verschloßne Häuser bemerkt. Nun hörten wir von den schrecklichen Auftritten, die vorgefallen waren. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner hatten nicht Alles ruhig über sich ergehen lassen, und wenn auch zu strackem Widerstande zu schwach und ohnmächtig, hatten Viele doch Gelegenheit zu einzelner Widersetzlichkeit oder heimlicher Rache gefunden. Indeß wäre der Kriegsdrang schnell vorüber gegangen, hätte nur der Nachzügler-Typhus nicht grade an so entsetzten und erschöpften Menschen sich recht auswüthen können. In der Fieberhitze der hülflosen Kranken kochten alle überstandnen Drangsale noch einmal auf. In ihren wilden Phantasien ahmten die Nervenleidenden mit fremdgebrochner Sprache wimmernde, um ihr Leben flehende Franzosen nach, und schlugen ihnen dann in drohendem, fluchendem Deutsch den erflehten Pardon ab. Solche Auftritte des Entsetzens, die sich jetzt im Fiebertraum wiederholten, und verriethen, sollten besonders in Kellern vorgefallen sein, wohin man einzelne Feinde gelockt, oder wo man sie beim Plündern überfallen hatte. Aber ach! das milde deutsche Blut kann solche spanische Rache und Entzündung nicht vertragen, und fiebert seine wilden Thaten

11 *

aus! Wie Viele waren nicht diesen Fiebern unterlegen! Am schnellsten diejenigen, welche ärztliche Hülfe, oder besser zu sagen — ärztliche Behandlung, nach der damals noch sehr herrschenden Erregungstheorie, gefunden hatten. Denn diejenigen Kranken, denen es gelang, in der Fieberhitze in einen Bach zu springen oder am Brunnen zu trinken, waren noch eher gerettet worden. Dennoch blieb von einzelnen Familien kein Haupt am Leben. Daher jene verschloßnen Häuser, an denen heut die Wallfahrten singend und betend vorüber zogen. —

Solche Wallfahrten langten noch aus den entfernteren Städten und Dörfchen bei spätem Mondscheine an. Ich wandelte umher und sah dem Treiben zu. Diese Verspäteten mußten auf dem freien Platze übernachten; denn die frühern Züge hatten Wirthshäuser und Scheunen angefüllt. Unsere Schaar lagerte in einem Wirthshaussaale auf ausgebreitetem Stroh. Nur mir von den Männern war aus besonderer Rücksicht noch einiges Bettwerk zuwege gebracht worden. Dennoch kam ich zu keinem rechten Schlafe. Die Nacht war hell und lau, unsere Stube heiß von den vielen Menschen, auf welche der Vollmondschein durch die offenen Fenster fiel. Dabei war mein Blut durch die heiße Fußwanderung, meine Phantasie durch die unglücklichen Erzählungen heftig aufgeregt, und zum Ueberflusse hörte in einer benachbarten Scheuer die ganze Nacht hindurch abwechselndes Beten und Singen nicht auf. Oder schwieg es ja einmal: so vernahm man vom nahen Mariahülfsberge herab den dumpfen Gesang der Hunderte, die im Freien um das Kirchlein übernachteten. —

Doch, die Juli-Mondnacht war kurz. Mit der früh-

sten Dämmerung entsprang ich der Stube, und eilte den Berg hinauf. Da lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferschalen umher. Hinter den nahen waldigen Bergaltären standen riesige Wolken, und legten als Hohepriester purpurne Frühgewänder an, die aber vor der annahenden Sonne erblichen. Andre Wolken schwebten als Leviten zwischen den hintersten Bergen auf, und zogen einen aus dem Opferdufte der Thäler gewobenen, schimmernden Schleier empor, mit welchem heut die Sonne ihr blendend Antlitz verhüllte. — Die Niederungen erwachten. Aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig; durch hohe Saaten schritten die einzelnen Wanderer, die Häuflein sammelten sich unter Obstbäumen. Rechts und links an den Wegen zum Wallfahrtsorte lagerten sich Bettler und Breßhafte mit umwickelten Beinen, mit umwundnen Schläfen. Das hell- und eintönige Ave Maria wechselt da und dort mit lautem Zurufe des Flehens oder des Danks: „Ein blinder Mann, ein armer Mann!" — „Gott vergelt's Euch tausendfach!" — Das Gedräng auf den Wegen wird immer dichter; die Fahnen entfalten sich, und geschaart ziehen die singenden Pilger nach dem Berge.

Ich eilte nun hinab nach dem Wirthshause, um mit meiner Gesellschaft zu frühstücken. Es hatten sich, brieflich eingeladen, von nah und fern alte Bekannte zusammen gefunden. Die Unterhaltung war treuherzig gemessen: denn die Freude des Wiedersehens hatte an schmerzlichen Erinnerungen ein Gegengewicht. Bald brachen wir auf, und setzten uns im Gedräng der Menge, unter bedecktem, gewitterhaften Himmel nach dem Berg in Bewegung. —

Man durfte nicht daran denken in die Kirche zu kommen; schon in der Nähe derselben war es zum Ersticken. Die Menschen schoben sich drängend nach der offenen Thüre, und pflanzten den Meßgesang aus dem Kirchlein in langsamen Wellen fort. Hinter der Kirche, wo der Berg jäh abfiel, und das Gewog keinen Boden fand, waren Krämerbuden für Einzelne zugänglich, aufgestellt; so daß man ein Bildchen echter Messe vor sich hatte, — aus Andacht und Handel zusammengesetzt. Wir hatten einen alten, belesnen Dechanten unter uns. Er erinnerte an die erstaunliche Messe von Hurdwarra in Ostindien, wenn man es in diesem Heidenthum eine Messe nennen darf. Hier, sagte er, wo sich der Ganges in die Ebene von Bengalen ergießt, versammeln sich jährlich an zwei Millionen Menschen, Wallfahrens und Handels wegen. Bei den unzähligen Sprachen und Mundarten würden die Verkehrenden sich nicht verstehen und in nichts übereinkommen können, wenn sie sich nicht mittelst der unter allen Hindus verbreiteten Fingersprache, die unter einem über die Hände gezognen Kleideszipfel getrieben wird, im eigentlichen Sinne des Wortes begriffen. Freilich ist eine Wallfahrt, wie die gegenwärtige, obschon Tausende von Menschen auch hier auf und an dem Berge versammelt sind, nur ein Kinderspiel gegen jene großen Züge der Vorzeit nach Loretto, nach Rom und Palästina. So sind auch die dort herbei gezognen Kramgeschäfte nur Kinderei gegen jene Märkte der italienischen und der hanseatischen Städte des Mittelalters. Aber so schwer vergißt der Mensch eine frühe Herrlichkeit, daß er zuletzt wenigstens noch mit den abgefallnen Flittern spielt; oder vielmehr, solch' ein rüstiges Leben wohnt in den Wer-

ken eines herrlichen Jugendalters, daß sie auch in einem entfremdeten Jahrhunderte nicht ganz absterben können. So sieht man an lauen Frühlingstagen ehrwürdige Greise, aus einer rüstigeren Vorzeit entstammt, am Stabe vor die Stadtthore schleichen, die kein Nachbar jemals jung gesehen zu haben sich erinnert.

Der redselige Mann, der bei aller Schwerfälligkeit seines Alters und seines Körpers der Bewegung — körperlicher wie geistiger — das Wort sprach, fand seinen Spaß daran, alle großen Bewegungen in der Natur und im menschlichen Leben unter dem Bild einer Wallfahrt zu betrachten. — Die Mutter-Erde selbst, sagte er, macht alljährlich ihre große Wallfahrt an den zwölf Sternbildern oder Stationen vorbei. Alle ihre Kinder werden auf dieser Wallfahrt geboren, wie man ja die Exempel hat, daß auch Frauen während ihrer Pilgerfahrt niederkommen, und die heilige Jungfrau selbst auf der statistischen Wallfahrt nach Bethlehem unsern Herrn Christum gebar. Darum können die Kinder der Erde das Wallfahren nicht lassen; es ist ihnen angeboren, wie zum Beispiel den Fischen und Vögeln in ihren selbst stets wallenden Elementen, dem Wasser und der Luft. Es ist ja wunderbar, was die Schneegänse für Wallfahrten thun. Und nun die Häringe! Man weiß, daß ihre Wallfahrt östlich von Island aus nach den brittischen Inseln in den Ocean, durch die Meerenge von Calais nach Madera, dann schief bis zum 20sten Grad hinab, darauf westlich an den Antillen vorbei, an den Küsten von Amerika hinaufgeht, und endlich an der Südspitze von Neufundland vorüber in Jahr und Tag wieder dahin gelangt, wo sie ausgezogen waren.

So wurde durch einen unterrichteten gesprächigen Mann auch eine umfassendere Betrachtung angeregt, der ich freilich nur ein halbes Ohr lieh, — jung und viel lieber auf das Anschauliche, als auf das Beschauliche gerichtet, wie ich war. — Zu solchen Gesprächen hatten wir ein recht bequemes Plätzchen gefunden. Da nämlich die Frauen, um der Bestimmung des Tages genug zu thun, sich unverdrossen im Gewog der Menschen, mitsingend und betend, hin und her schieben ließen: so zogen wir Männlichen uns allein nach einem Abhang des Berges zurück, wo einige niedere Bäume einen angenehmen Gras- und Moosplatz hüteten. Hierher ließen wir uns die mitgenommenen Erfrischungen bringen, und füllten den kreisenden Pokal aus kühlen Krügen. Ueber unsern Häuptern scholl frommer Gesang; an den Abhängen des Berges hockten einzelne Menschengruppen, die mit Lärm und Lachen aus der Andacht fielen. Weit umher lag eine von Waldbergen gebildete und begrenzte Landschaft im sanften Lichte des bedeckten Himmels vor uns. Die Landstraße war von Reisenden befahren. — Diese Pulsschläge der Natur und des Menschenlebens, die gewaltigen Erinnerungen der nächsten Vergangenheit, die hinter glänzendem Dufte des Friedens räthselbare Zukunft traf und trafen unsere Herzen; Trunk und Gespräch steigerten unser Gefühl, und bald schwebte, langsam sich erhebend, unser Geist mit ausgebreiteten Schwingen des Adlers über einem wundervollen Jahrhunderte.

Aber jeder Geistesstrahl der Menschheit leuchtet nur in einem Uebergang zu neuer Verhüllung, wie ein zückender

Blitz. Auch jene reine religiöse Flamme des deutschen Geistes ist inzwischen wieder von der Priesterschaft für ihre Altäre in Beschlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Hasses. —

Zwei Himmelskräfte sind der Menschheit mitgegeben: der Muth, um sich ein freies Erdendasein zu gründen, und der Glaube, um es in die Unendlichkeit zu erweitern. Aber die Mächte der Erde machen beide Genien dienstbar, — der weltliche Arm den Muth, der geistliche den Glauben. Im Uebergange aus einem Joch in's andre streckt sich die Menschheit. — Heut sollte eine Donnerstimme von allen deutschen Bergen rufen: Deine Krieger, o Deutschland, waren einst stolz auf die Bülletins des fremden Imperators: heut sind es deine Priester auf die Allocutionen des fremden Pontifex. Deinen Muth hast du vor fünfundzwanzig Jahren gerettet: heut halte deinen Glauben frei! Das Soldatenthum hast du bezwungen: hüte dich vor der Pfaffheit. Besinne dich, o Vaterland und sei stolz! Laß weder fremdgehorsame Priester noch eigne politische Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß, und über Pastoren, die dich mit Zweifelsängsten segnen!

VIII.

Charakteristiken heutiger Universitäten.

1. Die Universität Bern

Von ** von R.

Die Hauptstadt des größten Schweizerkantons, das solide Bern enthält auf dem höchsten Punkte und in seiner Mitte gelegen ein im alten Bernstyle aufgeführtes langes, an beiden Enden mit zwei vorspringenden Flügeln versehenes Gebäude. Das ist die jetzige Universität Bern, ursprünglich schon der Sitz eines gelehrten Lebens als Mönchskloster, dann der Akademie. Aber nicht nur diese Lage, nächsten Umgebungen und geschichtlichen Erinnerungen eignen jenes Haus zu einem passenden Sitze der Muse, sondern auch der freie Blick in den Abgrund der brausenden Aare hinunter, in die mannigfaltige und romantische Gegend hinein, die weite Aussicht in die erhabenen Gebirge des Berner Oberlandes, Alles scheint den hohen Lehrer und den sinnigen Denker an die Tiefe der Forschung und an den Reichthum der Gelehrsamkeit, an den Ernst der Geschichte und an die Majestät der Wissenschaft zu mahnen.

Die Universität Bern ist eine Frucht der politischen Emancipationsbestrebungen Berns in diesem Decennium, und an sich ein schönes Zeugniß der Aufrichtigkeit und Weisheit dieser, wenn auch die Errichtung und Einrichtung der Anstalt manche Klugheit und Sachkenntniß vermissen läßt. Es ist des wahren Freistaates am würdigsten, seinen Mitgliedern die Gelegenheit zur Einsicht in den Zustand der Dinge durch Bildungsanstalten darzubieten und die Cultur aller Lebenszweige durch die Wissenschaft zu sichern. Zu einer deutsch protestantischen Universität hat der Kanton Bern die Mittel, kaum aber zu einer Landesuniversität, da das Berner Land alle nationellen sprachlichen und confessionellen Elemente der Schweiz (ausgenommen das italienische Sprachelement) in sich vereinigt, und diese wirklich dargestellt werden mußten, wollte Bern einen Anschluß anderer Kantone an seine Universität zur Verwirklichung einer Gesammt-Hochschule hoffen, um so mehr da es Zürich zu überbieten galt. Auch hätten die Schöpfer der Universität so versöhnlich und gerecht sein sollen, die Vorgängerin, die Akademie in ihren Lehrern und Angestellten insoweit zu achten, daß sie den nicht wieder Angestellten eine Pension ausgeworfen hätten, wie es auch kürzlich Waat bei Umwandlung seiner Akademie gethan hat.

Die Universität Bern entstand hauptsächlich auf Betrieb der liberalen und radikalen Führer des Kantons im Jahr 1834. Die Partei des Widerstandes waren die Aristokraten, sei es überhaupt aus Vorliebe für das Bestehende, sei es aus Zärtlichkeit gegen ihren Pflegling oder aus Dankbarkeit gegen ihre Bildungsmutter, wiewohl die neue Anstalt der Localität nach gerade ihnen zum Besten ge-

reichen sollte, da die Patrizier größtentheils in der Stadt selbst wohnen. Der Ausgang des Kampfes um Aufhebung der Akademie mit 17 Professoren und um Errichtung einer Universität mit 39 Professoren hatte die Folge, daß die unterliegende Stadtpartei ihre Söhne der also umwandelten Anstalt zum Theil entzog, diese auf deutschen Universitäten in der öffentlichen Meinung heruntersetzen und durch in- und ausländische Blätter in den Geruch einer politischen Propaganda bringen ließ. Diese Mißachtung und Verdächtigung konnte aber nur auf den Besuch der Universität überhaupt und auf die Anerkennung des akademischen Lebens von Seite der Stadtbürger den beabsichtigten Einfluß üben. Von der darauf erfolgten Verpönung der Berner Universität scheint unter den deutschen Regierungen die preußische laut einer jüngst gemachten Mittheilung ihres Gesandten zuerst zurückzukommen. Dabei darf nicht verhehlt werden, daß die Aristokraten, wenn sie der Universität Mängel, Gebrechen und politische Bedeutung zum Vorwurf machten, in einiger Beziehung Recht, in vieler den Schein für sich hatten, und im Ganzen richtig sahen, indem die dritte Universität der Schweiz, um die bestehenden zwei zu überflügeln, großartiger hätte eingerichtet, manchem Uebel gesteuert werden sollen und einer spießbürgerlichen Herrschaftspartei die offene wissenschaftliche Aufklärung des Volkes ein lebensgefährlicher Schlag sein muß.

Die Universität Bern theilt die großen Beschränkungen der akademischen Gerichtsbarkeit, des Selbstverwaltungs- und des Berufungs-Rechtes mit ihren jungen Schwestern Deutschlands und genießt somit keine Vorrechte, will man nicht dazu die Entkräftung des Abberufungsunrechts

zählen, wodurch der Regierungsrath jeden mißbeliebigen Lehrer an öffentlichen, seiner Aufsicht unterliegenden Anstalten abzusetzen oder bei periodischer Wahlfrage nicht wieder zu wählen befugt wäre. Diese gefährliche Klippe des Freimuths und des unabhängigen republikanischen Lebens an der Universität hat der Große Rath auf Veranlassung einer mißlichen Spannung zwischen dem Regierungsrath und dem Senat gesprengt, und die Lehrfreiheit ist somit eine unverletzliche Wahrheit, auf Unabhängigkeit gegründet.

Der Gehalt eines ordentlichen Professors ist auf 2000—3000 Schw. Frk., also auf 800—1200 pr. Thlr., der eines außerordentlichen Professors auf höchstens 1600 Frk. festgesetzt. Funfzehnjährige Dienste geben Anspruch auf die Pension von wenigstens ½ der Besoldung. Eigen ist der Universität Bern die ökonomische Begünstigung, deren sich die Privatdocenten zu erfreuen haben, wenn sie zwei Semester hindurch mit Auszeichnung gelesen. Für diesen Fall ist ihnen ein Gehalt von 400 Frk. und eine Stimme im Senate zugesichert; sie heißen dann stimmgebende Docenten. Die Universität kostet nur 30,000 Frk. mehr, als die frühere Akademie gekostet hat. Dennoch beträgt der Aufwand für die Universität, 80,000 Frk. den 4. Theil der Ausgaben für das Erziehungs= und Unterrichtswesen und den 26. Theil des jährlichen Budgets der gesammten Staatsausgaben. Wenn dieses der Bildung des Volkes sehr günstige Verhältniß der Staatsverwaltung die an eine Universität gemachten Anforderungen nicht befriedigt, so liegt offenbar der Mangel weniger im Willen als in der materiellen Oekonomie des öffentlichen Haushaltes.

Die Universität hat drei Instanzen der Abhängigkeit über sich. Diese sind:

1) Das „Erziehungs-Departement," welches aus 7 vom Großen Rathe frei gewählten Staatsbürgern besteht. Da diese Behörde nicht nur mit der Universität, sondern auch mit dem gesammten niedern und mittlern Schulwesen, so wie mit den geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten betraut ist, so kann nicht immer so sehr auf das Wohl der Universität bei Auswahl der Mitglieder dieses Departements die gebührende Rücksicht genommen werden, und es ergiebt sich aus der Erfahrung bereits der Wunsch von Sachkennern, daß das Erziehungsdepartement in drei Theile zerlegt werde und die Hochschule eine eigene ihr angemessene Leitung erhalte.

2) Der Regierungsrath. Er besteht aus 17 ebenfalls vom Großen Rath, aber aus diesem gewählten Mitgliedern.

3) Der Große Rath. Seine 240 Mitglieder werden größtentheils vom Volke durch Wahlmänner ernannt.

Keine dieser Wahlen bezieht sich auf länger als 6 Jahre. Diejenigen Männer dieser Behörden, welche sich um die Entstehung der Universität am meisten Verdienste erworben haben, sind die, nun in Folge der jüngsten Kämpfe im Großen Rath abgetretenen, unbeständigen Brüder, Dr. Jur. Karl und Dr. Med. Johann Schnell, und die für deren Forterhaltung noch eifrigen Regierungsräthe Neuhaus (jetziger Schultheiß) und Fetscherin, Männer, die ihre Ausbildung zum Theil Deutschland, zum Theil Frankreich verdanken.

Die Universität stellt jedes Jahr einen neuen Rektor an die Spitze, der aber merkwürdigerweise weniger zu bedeuten hat, als ein Prorektor. Der zum Rektor erwählte

Professor erhält als solcher 200 Fr. Zulage. Man sollte meinen, es gebühre derjenigen Anstalt, welche als die wissenschaftliche Musterschule und als die große allseitige literarische Bundeskraft des Landes aufgestellt wird, von Seite dieses letztern die grundsätzliche Achtung, dem jeweiligen Rektor der Hochschule wenigstens eine Stelle unter den Mitgliedern des Erziehungsdepartements anzuvertrauen. Aber der flache Begriff republikanischer Gleichheit sträubt sich gegen die Einräumung eines solchen Rechtes der Universität, während viele deutsche Universitäten selbst in den gesetzgebenden Räthen das Vertretungsrecht genießen. —

Die theologische Fakultät ist nur für die protestantische Religionspartei organisirt. Sie ist die Fortsetzung der alten Akademie und hat mit dem Gymnasium nähern Zusammenhang als die philosophische Facultät, was doch wohl nicht sein sollte. Sie hat, wenn auch wenig berühmte doch tüchtige Lehrer, ungeachtet der sonderbaren intoleranten Ansichten und obsoleten Tendenzen Einzelner.

Samuel Lutz, aus dem Kanton Bern, ehemals Mitglied des Erziehungsdepartements docirt mit Fleiß und Erfolg über altes und neues Testament, und ist ein gründlicher Kenner der hebräischen Sprache, wie man hört. Als das einflußreichste Glied der theologischen Fakultät und als der älteste Professor derselben (er war schon an der Akademie) hat er insbesondere zu gewärtigen, daß sich das Urtheil über den Geist, die Leistungen und Früchte der Studienabtheilung, welcher er noch kürzlich als Dekan vorstand, auf ihn zurückwerfe und über das geschenkte große Zutrauen richte. Von ihm wird erzählt, daß er früher ganz der aufklärenden und liberalen Partei in Wissenschaft und praktischer Rich-

tung angehört habe, jetzt aber der bürgerlichen Fraktion sich anschließe, welche einem zwischen Vor- und Rückwärtsgehen schwankenden Triste-Milieu huldige. Eine Folge davon soll sein, daß die theologische Fakultät im wenig freien Geiste der alten Akademie, die ein geistreicher Lehrer als die unterirdische Kirche zu bezeichnen pflegt, geleitet werde. Indessen haben doch die an der Universität eines paritätischen Staates gewiß sonderbar sich ausnehmenden Vorlesungen über den Heidelberger Katechismus aufgehört, und so dürfte wohl auch die keinem Universitätsleben angemessene scholastische Disciplin in diesem Gebiet nach und nach ein Ende nehmen. Das Aeußere von Herrn Lutz hat das Gepräge einer stets in sich arbeitenden, aber auch mit sich wohl zufriednen klugen Bedächtlichkeit.

Math. Schneckenburger, wie Herr Lutz durch die Universität Basel Dr. Theol., nahm von der Tübinger Universität weg den Ruf an die Berner auf den Lehrstuhl der systematischen Theologie und der Kirchengeschichte an, den er mit Anerkennung würdig behauptet. Selbst vor dem Obscurantismus und zeitscheuen Pfaffenthum hat er sich in seiner rationalistischen Färbung nicht zu scheuen, denn diese kömmt auch jenen zu Gute. Ein Ständchen, womit ihn seine Zöglinge vorigen Winter beim Gerüchte eines erhaltenen auswärtigen Rufes beehren wollten, hat ihn für die Unwahrheit desselben entschädigt. Als jetziger Rektor hat er bei der letzten Eröffnungsfeier seinem theologischen Berufe durch das Anathema gegen die neue Richtung der Bildung und gegen den Wendepunkt des Zeitgeistes Genüge gethan. Seine Abhandlung über das Evangelium der Aegypter wird in der theologischen Welt mit vieler Ach-

Digitized by Google

tung gegen die darin beurkundete Gründlichkeit und Gelehrsamkeit genannt. Dr. Schneckenburger ist ein frischaussehender Mann, groß wie ein Riese, aber steif in Gang und Haltung. Sein Vaterland ist Würtemberg. Er wird auch geschätzt als Kanzelredner.

Dr. Carl Hundeshagen aus Gießen ist zwar nur außerordentlicher Professor der Exegese und Kirchengeschichte, verdient aber wegen seiner Bescheidenheit, seines Freisinns und reinen Strebens hervorgehoben und als ein Mann von vielversprechenden Kenntnissen beachtet zu werden. Er schrieb über die mystische Theologie von Gerson (Charlier), die von einem ächt und tiefgestimmten religiösen Gemüthe und einem schönen Talente spekulativer Forschung zeugt. Er ist schlank gewachsen und von sanften Gesichtszügen.

Wie ungebunden und frei die Gedankenbewegung an dieser Fakultät ist, bezeugen die charakteristischen Bemerkungen Herrn Friedrich Zyro's, eines Berners, der den Katholicismus für das Heidenthum im Christenthum erklärt, und Herrn Licentiat Gelpke's außerordentlichen Professors der systematischen Theologie, welcher die Engel des jüdischen und christlichen Testaments aus heidnischen Göttern herleitet. Von Herrn Gelpke's Wirksamkeit in seinem Theil der systematischen Theologie hört man übrigens nicht viel. Er scheint sich auf diesem Gebiet als Licentiat zu betrachten; wenigstens findet er Zeit, eine Lehrstelle am Gymnasium zu verwalten und überdieß als Docent in der philosophischen Fakultät aufzutreten. Wir werden also dort auf ihn zurückkommen.

Herr Zyro aus Thun, eine kernhafte, etwas derbe Natur, hat sich mehr als seine Collegen in schriftstellerischer

Thätigkeit versucht. Er hat kirchliche Bedenken und Anderes geschrieben. Bekannt ist der Witz, daß ein Leipziger Meßkatalog mit Zyro's Selbstmord geendet.

Neben Hrn. Zyro's Pastoraltheologie wird diese auch in französischer Sprache vom außerordentlichen Professor Aug. Schaffter, auch einem Berner, versehen. Hr. Schaffter hat eine religiöse Gesinnung, die aber mit einer pietistischen Richtung verknüpft ist, eine schöne Kanzelberedtsamkeit, eine feine Weltbildung und einen guten Ton.

Die theologische Fakultät zählt den 7.—6. Theil der gesammten Studirenden, unter welchen durchgängig eine angemessene gelehrte Vorbildung sich kund giebt, wenn auch dieselbe in einem eigenen Geiste betrieben und verschroben wird.

Die juridische Fakultät, worin auch die Staatswissenschaften befaßt sind, ist im Allgemeinen für die am besten besetzte zu halten. Nur daraus lassen sich die scheinbar unvereinbaren, gegenwärtig obwaltenden Umstände erklären, daß sie am stärksten frequentirt ist und doch keinen Privatdocenten hat.

Unter den 7 Mitgliedern derselben ist Dr. Samuel Schnell durch seine Stellung als Professor des „vaterländischen Rechts" der einflußreichste. Er docirte schon an der Akademie. Die letzte wissenschaftliche Bildung seiner Jugend genoß er im Auslande. Er war bei den Landvögten der Berner Aristokratie als Fürsprech geduldet, deren mächtiger Gegner er nun auf dem Katheder ist. Die oben erwähnten Brüder Schnell erholten sich zur Zeit ihrer Regierungs- und Volksmacht bei diesem ihrem klugen Verwandten gern des umsichtigen Rathes, den sie aber zuletzt

nicht mehr genommen zu haben scheinen. Sam. Schnell ist eine kräftige hohe Berner Gestalt, noch rüstig in seinem Greisenalter. Sein Hauptverdienst ist die Redaktion des noch gültigen Berner Civilgesetzbuches, in Rücksicht dessen ihn Eduard Gans den Juristen des achtzehnten Jahrhunderts genannt. Es giebt wohl noch manches Große in seiner Art. Keine Vorlesungen an der Universität sind so frei, so lebendig und so besucht, wie in der Regel die Schnell'schen, obschon man da nicht immer am schnellsten Recht bekömmt. Während des gestikulösen Vortrags in der Bernschen Volkssprache spaziert er im Zimmer umher, stellt sich plötzlich vor irgend einen Zuhörer mit Fragen hin, berichtigt die Antworten und knüpft am Faden derselben seine das Handbuch beleuchtenden Lehrsätze weiter, holt Beispiele, oft in anekdotenartiger Einkleidung, aus der fernen und nahen Vergangenheit der Welt und des „Vaterlandes," nämlich des Kantons Bern. Bisweilen unterbricht ein Zuhörer den Gang des Professors mit — wohl gar französischen Fragen, die meistens weniger die Absicht der Belehrung und Bekehrung, als die der Bedrängung des Professors und die der Aufklärung des Auditoriums über die Ansichten des Lehrers haben. Denn sein System ist, obschon es auf Kantischen und liberalen Sätzen beruht, in der Ausführung vom Materialismus nicht freizusprechen. Seine Demonstrationen laufen auf den Gesichtspunkt einerseits der menschlichen Fehlbarkeit und anderseits der sinnlichen Gewerbsamkeit aus, wo die edlern Interessen der Bildung und des Hochsinns als unzuverlässig, unklug und jugendliche Thorheit erscheinen. Dadurch nimmt er bei seinem klaren Style eine eigenthümliche Stellung gegenüber den andern Juristen der Universität

ein, gehören sie nun der philosophischen oder der historischen Schule an.

Ein tüchtiger Vertreter der erstern ist Dr. Wilhelm Snell, aus Wiesbaden, ordentlicher Professor des römischen und Criminalrechts. Er ist ein Mann von besetzter Gestalt und ziemlicher Größe, das braune Auge leuchtet, wenn es sich aufhebt, scharf hervor, die Haltung ist nachdenklich gebeugt. Sein sparsam mit dunkeln Haaren besetztes Haupt scheint schon manchen Sturm erfahren zu haben. Er ist ein Sohn des populären Kantianers Wilhelm Christian, von dem unsere Literatur mehrere brauchbare philosophische Lehrbücher besitzt, und ein vertrauter Schüler des berühmten Juristen Almendingen. Eigen ist Wilhelm Snell die schriftstellerische Unthätigkeit, wiewohl ihn Humanität und Menschenkenntniß, Gerechtigkeitsliebe und Scharfsinn, Freimuth und Beredtsamkeit vor vielen andern Literatoren zum schriftlichen Auftreten in der juristischen Welt berechtigten. Die Literatur kennt ihn nur als Verfasser einer im Jahre 1809 in einer Zeitschrift erschienenen Abhandlung, die als vortrefflich gilt. Bekannter ist er als ausgezeichneter Lehrer. Den ersten Ruf erhielt er von Rußland an die Universität Dorpat, wo man sich aber in Betreff seiner bald eines Andern berichten ließ, und nach acht Tagen verwies ihn ohne weiteres ein allerhöchster Befehl aus dem Reiche. Ein ähnliches Ende nahm sein Ruf an die Universität Basel als ordentlicher Professor. Seine unverhehlten Gesinnungen hatten auch da, obschon erst nach mehreren Jahren verdienstvoller Thätigkeit *), in den bekannten Baseler Wirren nach der Juli-

*) Er bildete längere Zeit nebst Emil Frey so zu sagen allein die juridische Fakultät mit unglaublicher Anstrengung.

revolution seinen — jedoch formell freiwilligen Rücktritt zur Folge. Die Polizei der Stadt Basel hatte ihm vorher noch die Papiere durchsucht; die Landschaft Basel aber beehrte ihn mit ihrem Bürgerrechte, und Zürich rief ihn an die neue Universität. Ein Jahr darauf nahm er den Ruf nach Bern an. W. Snell's Vortrag ist ruhig (er hält während desselben die Augen fast ununterbrochen auf den Katheder niedergeschlagen), seine Stimme durch einen gewissen polemischen Ton gereizt und belebt, seine Gedanken sind eindringlich. Er verbindet Gemüth und Verstand in einer gewissen Mitte der Empfänglichkeit und Negativität. Man sieht ihn bald düster, bald heiter, bald verschlossen, bald offen, bald barsch und bald freundlich, je nach den Kreisen und Momenten, in denen er sich bewegt und lebt. Durch seine Geselligkeit genießt er einer großen Anhänglichkeit unter den Studirenden. Die Collegien hält er sehr gewissenhaft und sie werden zahlreich besucht. Sein deutsches Vaterland und das Gut, das er ihm als Krone wünscht, kann er nicht vergessen, es liegt ihm tief im Herzen. Nichts desto weniger hielt er sich fern von der Theilnahme gewaltsamer Versuche, welche von deutschen Flüchtlingen in der Schweiz ausgegangen waren.

Viel Aehnlichkeit mit der philosophischen Rechtsanschauung W. Snell's, aber mit dem den französischen Charakter bezeichnenden Unterschiede, hatte Albin Thourel, der so eben die Universität verlassen hat. Thourel ist schlank und hoch gewachsen, mit rothen Haaren und einem lebhaften Auge. Er trug sehr leicht, gewandt, beredt und verständlich das französische Recht und die Philosophie in der französischen Sprache vor. Ein freier und reicher Geist wehte in seinen Vorlesungen. Bern hatte ihn der Akademie von

Digitized by Google

Genf entzogen, wo er Professor war. Er ist ein Franzose, und Verfasser einer Histoire de Genève in 2 Bden. Eine verschwenderische Frau soll das Glück des Mannes überall verfolgen und ihn in Schulden gestürzt haben, weshalb er Bern verlassen mußte. Noch ist er unersetzt.

Ein Mittelglied der Geistesart dieser zwei letztgenannten Männer ist Dr. Ph. J. Siebenpfeifer. Er ist nicht so feiner Verstandesmensch wie Thourel und nicht so gemüthstief wie W. Snell, nicht so nach Außen gekehrt wie Thourel, der Alles mit der Lebendigkeit eines Franzosen auffaßt, und nicht so nach Innen gekehrt wie W. Snell, aber von einer kräftigen praktischen Vernunft geführt und von einer reichen Phantasie durchstrahlt. Man sieht es Siebenpfeifer'n am kühnen und ironischen Blicke des dunkeln Auges an, daß er eine unternehmende und zähe Natur ist. Den hagern Mann von mittlerer Größe sieht man selten anderswo als auf dem Wege von seinem Gartenhäuschen in's Universitätsgebäude; er lebt zurückgezogen den Wissenschaften und seinem Töchterchen Cornelia, seitdem seine Frau gestorben, eingeschränkt von ökonomischen, gedrückt von Gesundheitsumständen, angefeindet von der Aristokratie und wenig begünstigt von der Regierung. Sein Benehmen ist scharfsichtig, sein Umgang einnehmend. Oft blitzt ein vielzackiger Humor aus der melancholischen Höhe des Mannes. Man kann von den originellen philanthropischen Ansichten abweichen, welche S. in seiner 1834 bei Jenni zu Bern erschienenen Schrift: „Ideen einer Grundreform der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten" (2 Hefte) in leichter, fließender, blühender und farbenreicher Sprache entwickelt hat, ohne das Talent und die Gesinnungsreinheit des Verfassers zu verkennen oder gar daraus

ein Anathem gegen ihn herzuleiten. Ueberhaupt ist S. seit vier Jahren Vieles zur Last gelegt und nachgesagt worden, namentlich von der Berner und der Augsburger Allgemeinen Zeitung aus, z. B. in Bezug auf den Savoyer-Zug —, wovon ihn Wahrheit und Vertrautheit mit dem Zustand der Dinge freisprechen. Er lehrt unter großem Zulauf Staatsrecht und Staatswirthschaft, in welchem letztern Fache er sich von der bayerischen Regierung als deren Amtmann eine beifällige Anerkennung soll erworben haben. Nun ist er Kantonsbürger.

Der ordentliche Professor der Staatswissenschaften ist Dr. Karl Herzog, die Ziffer 29 des Brockhaus'schen Conversationslexikons. Dieser wohl am vielseitigsten gebildete Kopf der Fakultät war zuerst Lehrer im Fröbel'schen Institut zu Keilhau bei Rudolstadt, wurde dann außerordentlicher Professor der Geschichte und Literatur zu Jena, von wo ihn Bern in sein schweizerisches Vaterland rief. Er soll in Jena von den Studirenden geachtet und von den Bürgern geliebt gewesen sein, wessen er sich hier kaum rühmen darf, indem die Berner mehr auf gewissenhafte Pflichterfüllung und Selbstständigkeit des Charakters, als auf abschweifende Zerstreuung und dienstbare Geschäftigkeit halten. Seine Geschichte von Thüringen, wie auch seine Geschichte der deutschen Literatur wurden geschätzt. Er war früher ein Bekenner von Troxler's Grundsätzen, mit dem er den gleichen Geburtsort theilt, jenes Luzern'sche Bergstädtchen Münster, aus dem auch der bekannte Geschichtsforscher Kopp und der vorjährige eidgenössische Bundespräsident desselben Namens hervorgegangen. Herzog, ein fetter großer blasser Mann, hat viel Zusammenfassungs- und Darstellungsgabe, die ihn

auch zur Herausgabe der längst versprochenen „schweizerischen Nationalencyclopädie“ (in 4 Bdn.) vorzüglich eignen würde. Aber freilich bedarf es für ein so umfassendes Werk des Zusammenwirkens anderer Kräfte, die der Herr Professor und Regierungsmann nicht ungestraft übersehen wird.

Von derselben Gutmüthigkeit, wie Herzog, der nunmehr mit dem Bürgerrecht von Laufen im Kanton Bern sonderbarerweise beschenkt worden, ist sein Freund Dr. Reinhold Schmid aus Jena, wo er ebenfalls als außerordentlicher Professor germanisches Recht lehrte. In anspruchsloser Heiterkeit des Lebens liegt er mit treuem Sinne seinen Berufspflichten ob, ohne sich mehr von dem Schicksale seiner burschenschaftlichen Jugendansichten, für die er als mehrjähriger Staatsgefangener auf der Teutoburg gebüßt hat, drücken zu lassen. Seine Herausgabe der Carolina wird von den Juristen gelobt, wie auch einige andere Schriften von ihm in ihrem Bereiche geachtet werden. Seinem Vortrag fehlt es weniger an Faßlichkeit und Deutlichkeit, als an logischer Schärfe und Bündigkeit. Weder in diesen letztern Beziehungen noch in der schriftstellerischen Freithätigkeit und praktischen Gewandtheit würde man in ihm den Bruder des verstorbenen Heidelberger Philosophen Heinrich und den Anverwandten Carl Ernst Schmid's erkennen. Uebrigens tragen seine Schriften den Stempel deutscher Gelehrsamkeit.

Viel praktische Tüchtigkeit bewährt Karl Friedrich Rheinwald, ein geborner Würtemberger, ebenfalls außerordentlicher Professor des germanischen Rechts. Ungeachtet er seine Advokatur auf der Festung Hohenasperg beschlossen, scheint er doch noch am meisten Geschick für Pro-

ceduren zu haben, worin sich die Regierung auch gern seiner Kenntnisse und seines eisernen Fleißes bedient. Herr Rheinwald ist ein großer, blonder, artiger und verständiger Mann. Seinen Vortrag erschwert ein keuchender Athem und seiner Dialektik fehlt es bisweilen an Salz. Von ihm haben wir die Geschichte des Berner Rechtes zu gewärtigen, wovon als Vorläufer betrachtet werden kann seine Abhandlung de jure obstagii secundum usum Bernensium, Bern 1837. Wiewohl die schweizerische Denkart der seinigen wenig zusagt, so hat er sich doch eingebürgert. Kürzlich beehrte ihn die juridische Fakultät mit dem Doktordiplom.

Mehr als mancher andere verdient in diesen Umrissen Dr. Ludwig Snell, Bruder des bereits erwähnten Snell, genannt zu werden, obwohl er die Universität schon vor Jahren verlassen hat, und nun verwiesen außer dem Kanton Bern (gegenwärtig in Luzern oder Zürich) lebt. Er war aus seinem Vaterlande nach England gegangen, dann in die Schweiz gekommen und ward Professor und Großrathsmitglied im Kanton Zürich, wo er sich ein Bürgerrecht erworben. Ludwig S. führt die Feder kundig und fertig. Der Artikel, den er zu Handen der Redaktion der Neuen Züricher Zeitung, des Hrn. Regierungsraths Escher gegen die Berner Regierung und deren Schultheißen Tscharner geschrieben, hat die Niederlegung seiner das schweizerische Staatsrecht vertretenden Professur, sein Exil und den merkwürdigen Prozeß zwischen der Berner Regierung und Hrn. Escher in Zürich veranlaßt. Der Schriften, die ein rühmliches Zeugniß von seiner scharfen Geisteskraft und selbstständigen Gesinnung geben, hat man mehrere von ihm. Sein so eben erscheinendes „Handbuch des schweizerischen Staatsrecht" ist mehr

Digitized by Google

eine Sammlung und Zusammenstellung des vorliegenden Materials, als eine Verarbeitung desselben zu einer Philosophie des Staatsrechtes, was noch fehlt, verdient daher kaum die unbedingte Erhebung, womit viele Schweizerblätter in der Beziehung Hrn. L. Snell preisen. Ungeachtet der bittern Polemik des Hrn. L. Snell ist doch sein Verlust sehr zu bedauern, zudem der Lehrstuhl, den er mit Eifer und Auszeichnung inne hatte, seither verwaist ist und zwar in einem Staate, der seiner schwankenden Politik wegen und überhaupt vermöge seines hohen vaterländischen Berufes am ersten wissenschaftlich gebildeten Auf- und Nachwuchses bedarf. Aber auch dem Kirchenrechte ergeht es hier trotz der bittern Erfahrungen des Kantons von Seite Roms und Frankreichs nicht viel besser. Es liegt darnieder, wird auch den Examinanden nicht zugemuthet. So läßt man sich die fremde Diplomatie und die Pfaffen über den Kopf wachsen.

Die juridische Fakultät wird vom dritten Theile der Studirenden besucht und außer dem von einer Anzahl wenig gebildeter junger Landleute, die sich nur im Kantonalrecht bei Samuel Schnell einige nothdürftige Kenntnisse erwerben wollen und daher außer die Immatrikulation fallen. Von den Studirenden werden sie spöttischerweise Samianer genannt, weil sie in verba magistri zu schwören pflegen.

Die medizinische Fakultät hat frühe ein an der Akademie schon verdientes Mitglied in dem ordentlichen Professor Mohl verloren, der in der gleichen Eigenschaft einen Ruf nach Tübingen annahm. Er wurde durch Hrn. Dr. Valentin, ordentlichen Professor der Physiologie ersetzt. Valentin, ein Schlesier, docirte früher in Breslau.

Er hat sich durch eine in Frankreich gekrönte Preisschrift in seinem Fach einen europäischen Ruf erworben. Es gereicht der Regierung von Bern zur Ehre, daß sie sich am jüdischen Bekenntnisse dieses tüchtigen Mannes keineswegs stieß, als er dasselbe vor seiner Anstellung zu bedenken gegeben. Valentin als Physiolog ist unstreitig ein ausgezeichneter Empiriker, wofür auch seine „Zeitschrift für Physiologie" zeugt. Er hält seine Vorlesungen ruhig und sinnend, spricht rein und verständlich, im Umgange ist er sehr artig und fein, verkehrt aber wenig. Valentin ist klein, braun und krausig, hat eine freie hohe Stirn, kleine dunkle Augen, längs den Wangen hinunter trägt er Bart. Fast nichts als die Nase verräth den Juden.

Valentin's empirischer Richtung nahe verwandt (die überhaupt hier üppig wuchert) ist Dr. Ph. F. W. Vogt, ordentlicher Professor der Nosologie, speciellen Therapie und Klinik. Sein Handbuch der Pharmacodynamik ist bequem und wird viel gebraucht. Vogt hat sich während seiner langen Praxis viel Kenntnisse erworben, auf die er sich gern stützt, und auch als Lehrer theilt er sie freigebig mit. Ich traue seinen kleinen dunkeln Augen viel Beobachtung, aber wenig tiefeingehende Schärfe zu. Die schlaffen blonden Haare auf dem Haupte des großen, regelmäßig gebauten Mannes zeugen übrigens von Anspruchslosigkeit. Am meisten vermißt man die tiefsinnige Forschung in der Lehre von Ursach und Wesen der Krankheiten, und in der Polemik gegen wissenschaftliche Ansichten oder Meinungen anderer Kliniker, z. B. Schönleins. Sein Vortrag ist gehalten, die Stimme tief und ruhig, die Aussprache abgemessen. Er war früher Professor in seiner Heimath, zu Gießen. Ich

habe einst einen schlesischen Schulmann behaupten hören, der „Geist“ komme von „gießen,“ wobei ein College des Hrn. Vogt ungläubig den Kopf schüttelte. So scheint es auch in Bern, wie anderswo, besonders unter den Aerzten an gegenseitiger Anerkennung zu fehlen.

Dr. Hermann Demme, ein Altenburger, ist ordentlicher Professor der Chirurgie und Geburtshilfe. Sein wissenschaftlicher und menschenfreundlicher Eifer führte ihn nach Vollendung der Studien in den polnischen Krieg, in welchem er den ärztlichen Beruf mit Mehrung seiner Kenntnisse ausübte. In der ersten Zeit stellte ihn die neu errichtete Universität Zürich an und darauf Bern. Eine allgemeine Bildung und große Geschicklichkeit im Fache zeichnet Hrn. Demme aus. Eine reine Liebe zur Wissenschaft und unausgesetzter Fleiß macht ihn zu einem der gesuchtesten Lehrer der Medizin, und hat ihm auch eine große Privatpraxis erworben. Seine chirurgische Klinik, wozu ihm das Inselspital ist eröffnet worden, wird sehr geschätzt. Obgleich seine sächsische Mundart mit der seiner schweizerischen Collegen in großem Contraste steht, hat er sich doch mehr wie irgend ein Anderer mit denselben zu befreunden gewußt.

Dr. F. W. Theile aus Sachsen-Weimar, ist außerordentlicher Professor der Anatomie, als welcher er vordem in Jena docirte. Er hat den mittlern Wuchs, blaue Augen, blonde Haare, eine längliche Nase, ein doppeltes Kinn und ein blasses Aussehen. Sein Vortrag ist gut, die Erklärung deutlich, die Nachweisungen sind genau und dem Gesichtskreise der Zuhörer angemessen. So eben macht er eine ihm zugehörige Entdeckung: Musculi rotatorii dorsi in einer eignen Abhandlung bekannt. Diese Entdeckung scheint uns

nicht nur anatomisch-medizinischen Werth zu haben, indem auch dadurch Ränke und biegsame Geschmeidigkeit in der eingetretenen Zeitwende so vieler Staatsmänner erklärlich werden.

Dr. Eduard Fueter ist ein wissenschaftlich gebildeter und auch praktisch geübter Arzt. Er ist ein geborner Berner, hat aber auch an deutschen Universitäten seine Bildung erhalten, und verbindet auf diese Weise zwei Seiten, die ihm in seiner Stellung als außerordentlichem Professor der Therapie und Polyklinik sehr förderlich sind. Seine uneigennützige Menschenfreundlichkeit und bescheidene gewissenhafte Wirksamkeit verdienen und finden Anerkennung. Seine Vertrautheit mit den Landes- und Ortsverhältnissen, Krankheitsformen und Methoden empfiehlt ihn besonders zum hiesigen Lehrer. Herr Fueter hat auch das Gepräge, Sprache und Sitte von einem gebornen Berner.

Dr. Wilhelm Rau, ein schlanker Mann, länglichen blassen Gesichts mit hoher Stirn und blonden Haaren, trägt in guter Schulsprache ruhig und ziemlich monoton mit hohler Stimme vor. Seine von Rußland gekrönte Preisschrift über Kinderkrankheiten hat seinen Ruf begründet und ihm auch den hiesigen erworben, den er bestätigt. Die kleinlich besorgte Aengstlichkeit erscheint an einem Manne von seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit, von seinen Talenten und seiner Anerkennung unnöthig. Er ist außerordentlicher Professor der Augen- und Kinderkrankheiten.

Dr. Albrecht Tribolet ist außerordentlicher Professor der syphilitischen Krankheiten. Sein Vater war einer der vornehmsten Aerzte der Stadt. A. Tribolet's verständige und zweckmäßige Leitung des äußern Krankenhauses, das beim

Dorfe Bolligen gelegen und besonders für chronische Krankheiten bestimmt ist, lobt man. Er liest auch gerichtliche Medizin. T. ist stark, groß und schön gebaut und sieht frisch stattlich aus. Seine kleinen Augen liegen tief unter den buschigen Augenknochen, die krauslichen Haare grauen bereits; ein dunkler Bart zieht sich von den rothen Wangen bis unter das runde Kinn. Seine Ausdrucksweise ist kräftig und deutlich. Selten schlägt in seinem Vortrage die vaterländische Berner Mundart durch.

Dr. J. J. Hermann, außerordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Geburtshilfe, ein Berner, hat gute Beobachtungsgaben und große Liebe zu seinem Fache. Er scheint zu derjenigen Schule der Geburtshelfer zu gehören, welche mehr der Natur überlassen, als durch Kunst bewirken wollen. Für die Entbindungsanstalt selbst sollte wohl mehr gethan werden, da sie auch in Hinsicht der Mittel und Einrichtung hinter den medizinischen und chirurgischen Kliniken zurückzustehen scheint.

Dr. Beat Schnell nenne ich, weil er an der alten Akademie Vorträge über Psychiatrie gehalten und dies Fach nun ganz aufgegeben ist. Er ist bekannt als ein tüchtiger psychischer Arzt, hat eine Irrenanstalt zu Wiflisburg und gewöhnlich eine kleine Abtheilung derselben in der Nähe von Bern, wo er wohnt. Sollte dies nicht zum Besten der Universität utilisirt werden?

Das anatomische Theater und Kabinet ist neu gebaut und trefflich eingerichtet unter Theile und Valentin. Ein Gehülfe Schlee zeigt Talent und Geschicklichkeit im Modelliren, in Gypsabgüssen u. s. f., wird aber nicht gehörig unterstützt.

Die Thierschule nebst Spital ist eine alte Anstalt, die aber erweitert und verbessert worden ist. An derselben lehren folgende drei außerordentliche Professoren: Dr. Mathias Anker, Dr. Friedrich Gerber und Heinr. Koller, außerdem der stimmgebende Docent Joh. Jak. Rychner.

Bei einer öffentlichen Feier erklärte ein Dekan, die medizinische Fakultät huldige der empirischen Speculation. Ein Witzbold kehrte den Ausdruck um, meinte, es könnte bei Vielen auch heißen der speculativen Empirie. Uns will es bedünken, daß Mehrere dieser Herren mit den Begriffen von Erfahrung und Wissenschaft noch nicht ganz ins Reine gekommen sind. Wie könnte sonst der jungen Docenten Einer, der sich rühmt zur rein empirischen Schule zu gehören, den Sitz der Seele entdeckt und an einer gewissen Hirnstelle nachgewiesen haben wollen?

Privatdocenten der Medizin sind die Brüder Dr. Carl und Dr. Wilhelm Emmert, zwei Berner, und Dr. Webber. Der Vater der erstern war ein Würtemberger. Beiden sagt man nach, daß sie sich durch eine anmaßende Rücksichtslosigkeit gegen ihre Collegen auszeichnen und mehr über fremde als über eigene Eitelkeit erhaben seien. Herr Carl E. ist ein zierliches schmächtiges Herrchen. Hr. Webber ist ein in französischen Schulen und Spitälern praktisch gebildeter Arzt, der seine Vorträge nach Wunsch deutsch oder französisch hält, daher auch oft in beiden Sprachen ankündigt.

Etwa der dritte Theil der hiesigen Studirenden widmet sich der Menschen oder Thier-Heilkunde.

Google

Man sieht, ich stelle nicht nur die Gottesgelahrtheit, sondern auch die Thierarzneikunde der philosophischen Fakultät voran, der hier geltenden Weisheit zufolge, welche die facultas animarum unter die facultas animalium hinunterwürdigt, eine Rangordnung, an die sich lediglich meine Darstellung des Gegebenen knüpft. Wir führen also den Strom zur Quelle des Geistes zurück. Die philosophische Fakultät ist jedoch besser besetzt als im Verhältniß zum Ganzen geordnet. Namentlich verrathen die reglementarischen Bestimmmungen über die zu haltenden philosophischen Vorträge wenig Kenntniß von dem Verhältniß und der Unentbehrlichkeit allgemein gültiger Disciplinen dieser Wissenschaft, wenn blos die Behandlung folgender Fächer erfordert wird, als ob die Philosophie nur diese und keine andern Bestandtheile hätte: 1) Geschichte der griechischen Philosophie. 2) Kritische Uebersicht der wichtigsten neuern Systeme. 3) Ethik. 4) Religions-Philosophie. 5) Pädagogik. —

Dr. Friedrich Trechsel, Professor der Mathematik und Physik, ist ein großer, hagerer, schlichter grauender Berner, einfach und bieder im Umgange. Dieser Mitstreiter des für die Berner siegreichen, aber erfolglosen rühmlichen Treffens zu Neumark gegen die im Jahre 1798 eindringenden Franzosen war auch schon an der Akademie Lehrer, hat den Zeitwandel der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Bern gesehen und in treuer Amtsbeflissenheit durchlebt. Er ist ein fleißiger Correspondent mehrerer europäischen Akademien, ein Mann von solidem Wissen und großer, praktischer Brauchbarkeit, der seine Stellung immer noch mitten unter jüngerm, zum Theil von ihm gezogenen, nun mit ihm wetteifern-

den Nachwuchse zu behaupten weiß. Als Oberbibliothekar der noch immer zwischen Staat und Stadt schwebenden Bibliothek beweist Herr Trechsel große Parteilosigkeit, redlichen Eifer und freundliche Gefälligkeit gegen Jedermann. Er besorgt auch die Berner Sternwarte.

Professor der Philosophie ist Paul Vital Ignaz Troxler. Seine eigenthümliche Tendenz in der Philosophie ist von verschiedenen Seiten anerkannt worden, besonders von Günther, Fichte, Sengler, in ethischer Beziehung von Prof. Salat, und im Ganzen von Dr. Werber in seiner Entwicklungsgeschichte der Physiologie und Medizin. Nähern Aufschluß darüber gewähren die zwei letzten Abschnitte seiner „Philosophischen Vorlesungen" und die Vorrede zu seiner Ausgabe der „Teutschen Theologie." Noch mehr Licht dürften die Vorlesungen geben über „Encyclopädie und Methodologie sämmtlicher Universitätsstudien," welche vielleicht bald im Drucke erscheinen werden. Noch andere Schriften, wie das Brockhaus'sche, Wolff'sche Conversationslexikon unter dem Artikel seines Namens, Münch's Erinnerungen eines 37jährigen Gelehrten 1. u. 2. Bd. geben mehr oder weniger Aufschluß über das Leben und die Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes als medicinischen, theologischen, juridischen, pädagogischen, politischen, patriotischen und volksthümlichen Gelehrten und Schriftstellers. In jedem dieser Gebiete könnten besondere Schriften von ihm genannt werden, wenn diese Weitläufigkeit nicht über den Plan dieser Darstellung hinausführen würde. Seine ärztliche Thätigkeit dehnte sich auch auf Deutschland aus. Als Jugend- und Volksfreund, so wie auch als öffentlicher Redner und Professor ist er in seinem schweizerischen Vaterlande

vorzüglich bekannt. Seine philosophische Lehrthätigkeit wird hier theils vom protestantischen Schülergeist, der die leicht gemachte Philosophie eines theologischen Aspiranten der freiern, aber auch anstrengendern Troxler'schen vorzieht, theils von der blos Brod suchenden Studienrichtung Vieler, theils von der Studir- und Achtungslosigkeit gegen Philosophie überhaupt gehemmt. Dafür entschädigt sich Troxler durch eine unermüdete schriftstellerische Regsamkeit, in der er alle hiesigen Lehrer überbietet und welcher dann anderwärts die gebührende Aufmerksamkeit zu Theil wird. Troxler lebt hier ganz zurückgezogen den Wissenschaften und seiner Familie. Er bezeigt sich sehr zugänglich für Studirende, freundlich und gefällig. Im Umgang ist er fein, heiter und geistreich. Sein Charakter ist zwar reizbar und heftig, aber das Gemüth edel und gediegen. Wie Philosophen nicht selten, hat auch er hervorspringende Augenknochen, um diese und um die blauen Augen, die einen hellen und scharfen Blick ausströmen, ein hoher Bogen von Brauen, im frischen Gesichte eine kühne Adlernase. Troxler's Vortrag steht hinter seiner Schreibart keineswegs zurück. Er ist derjenige geborne Schweizer an der Universität, welcher das Deutsche am reinsten spricht, sich aber auch dem Schweizerdialekt am meisten entfremdet hat. Viele seiner Freunde bedauern eine gewisse mystische Richtung, in welche er bei tiefsinnigen Untersuchungen des innersten und heiligsten Lebens geräth. Gewiß aber ist, daß die Vaterlandsliebe dieses Volks- und Bundestribuns nichts darunter leidet, ob aber die Wissenschaft dabei gewinne, mag eher bezweifelt werden.

Dr. Friedrich **Kortüm**, Professor der Geschichte, ein Mann, welcher sich den durch seine Geschichte der freistädti-

schen Bünde, des Mittelalters u. s. w. erworbenen Ruf eines gründlichen und gewissenhaften Historikers erhalten, befestigen und wohl noch erhöhen wird durch fernere von ihm zu erwartende Arbeiten, namentlich einer Geschichte der so verworrenen, noch sehr unvollständig gegebenen sogenannten Helvetik in der Neige des 18. und im Aufgang des 19. Jahrhunderts, und wahrscheinlich auch durch eine Kritik der Geschichte Tell's, woraus die Heidelberger Universität auf Antrieb Schlosser's eine Preisfrage gemacht hat. Seine Herausgabe der kleinen Schriften Rengger's, vormaligen helvetischen Ministers, ist für sehr zeitgemäß zu halten. Er ist einer der besten Mitarbeiter der historischen Zeitschrift „Schweizerisches Museum," die in Zürich unter Gerlach's Hottinger's und Wackernagel's Leitung erscheint. Kortüm hat einer der ersten die griechische Staatsverfassung genau und umständlich erörtert und bekannt gemacht. Eine reine Liebe zur Wissenschaft, eine vertraute Kenntniß der klassischen Sprachen, Liebe zur Einsamkeit und beharrliche Ausdauer befähigen ihn vorzüglich zum Geschichtforscher, so wie ein unabhängiger Sinn, sorgfältige Wahl der Gegenstände und Ausdrücke, strenges Urtheil und ein hochmenschliches Gemüth zum Geschichtschreiber. Er trägt mit viel Beifall vor. Auf dem Katheder frei herumspazierend fesselt dieser zierlose Mann gewöhnlicher Größe, von schwarzen Haaren, das Gesicht in einen starken Backenbart gehüllt, durch seine Perioden, die er unter einzelnen Pausen schnell abstößt, und durch seine originelle und geordnete geschichtliche Anschauung die Zuhörer, daß er und diese sich oft über die Stunde hinaus verlieren. Seine Mecklenburger Mundart läuft mitunter durch, wenn er, über einem

schönen Gedanken und über der Lebendigkeit des Gegenstandes schwebend, neben der stylistischen Rundung die angemessene Aussprache unter Hingebung an das Wichtigere vergißt. Es sind Herrn Kortüm von mancher Seite Eigenheiten vorgeworfen worden; es sind dies jedoch harmlose, unter deren Rinde ein menschenfreundliches Herz saftet und ein kernhafter Geist sich über die triviale Bildung in die freie Höhe einer selbstständigen Natur treibt. Er lebt zwar ziemlich zurückgezogen und pflegt wenig Umgang, unterstützt aber freigebig gemeinnützige wissenschaftliche Bestrebungen und literarische Anstalten.

Dr. Carl Brunner, Prof. der Chemie und Pharmacie, ist ein ernster, fast grämlich aussehender Mann, mehr klein als groß, mit dunkeln großen Augen scharfen Blicks und mit schwarzen schlicht über die Stirne hängenden Haaren. Sein schmales Gesicht hat eine frische gesunde Farbe. Sein Vortrag ist einfach, die Aussprache verräth den Berner. Er widmet sich fast ausschließlich seinem Fache und hat darin schon manche interessante Entdeckung gemacht und die Wissenschaft gefördert.

Dr. Maximilian Perty, aus Bayern, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie, voriges Jahr Rektor, hat eine glückliche speculative Neigung, weiß die Goldadern des Geistes in den Lagern seines Forschungsgebietes der Naturwissenschaften zu finden und auszubeuten. Einen günstigen Beweis seiner Gelehrsamkeit, Humanität und Thätigkeit gibt er uns mit seiner so eben vollständig erscheinenden 2 Bände starken allgemeinen Naturgeschichte (Bern b. Fischer), ein Werk, welches wirklich die Beachtung aller gebildeten Stände verdient, wenn ein Buch für diese und

für die Männer vom Fache zugleich geschrieben werden kann. Herr Perty hat einen scharf accentuirten und doch geschmeidigen Vortrag. Seine naturphilosophischen Vorlesungen ziehen viele Dilettanten ins Universitätsgebäude. Perty ist ziemlich groß, schmächtig, blaß, blondhaarig, dabei ernster Haltung und umsichtigen, beweglichen Charakters.

Der Mathematik und Naturwissenschaft außerordentlicher Professor, ist der durch seine geologischen und mineralogischen Schriften, namentlich über die Schweizergebirge, im In- und Auslande rühmlich bekannte Dr. Bernhard Studer. Er ist eine frische gedrungene Gestalt mit dunklen Haaren und kleinen schlimmen Augen. Sein Vortrag ist vertraulich frei und die Aussprache gut.

Ernst Volmar, ein Freiburger aus dem Uechtland, Bruder des vortrefflichen Thiermalers Joseph V., ist ebenfalls Professor der Mathematik. Er lehrt diese besonders gut in ihrer Anwendung auf Baukunde und Mechanik, — ein Mann von schlichter Lebensart, einfachen Sitten und biederm Charakter.

Carl Jahn, ein lebensfroher Mann, bemüht sich sehr um seine Zuhörer, deren er freilich wenige hat. Er lebt fast ganz in seiner Literatur, und hat aus derselben manche naive Drolligkeiten mit in sein Benehmen und in seinen Charakter hinübergetragen, macht daher auf Würde und gesetztes Wesen im Aeußern weniger Anspruch als auf Verständniß und Hingebung in seinem Fache der alten classischen und hauptsächlichen neuern Sprachen. Er ist schon ältlich, doch noch sehr lebendig. Das Grübchen im Kinn bezeichnet bei ihm nicht so sehr den Schalk als die freundlich gefällige Gutmüthigkeit. Der Vortrag ist hastig und

schüssig, hat aber einen reinen Accent, welcher dem jetzigen Berner zur Erinnerung an sein sächsisches Geburtsland gut ansteht. Er ist ein gutes Erbtheil von der alten Akademie.

Dr. C. Wilhelm Müller, von Apolda, früher Professor am Weimar'schen Gymnasium, kam von Zürich nach Bern an das Gymnasium und in die Hochschule als Professor der Philologie. Er wird geschätzt als ein gründlicher Sprachforscher und tüchtiger Lehrer. Er hat einen gesetzten Körperbau, ein fettes Gesicht mit einem Querbackenbart und rabenschwarze Haare; stellt noch den alten Glauben, die Reizbarkeit und das behagliche Selbstgefühl dar, welche im vorigen Jahrhunderte die Philologie und Alterthumswissenschaft von ihren Priestern als die ausschließliche Humanität vergöttern ließen. Diese Richtung hat aber so wie ihre Würdigung, da noch drei andere Philologen angestellt sind, auch ihre Gegenkräfte an den durch wackere Arbeiter wohl besetzten mathematischen und physikalischen Wissenschaften gefunden.

Dr. Eduard Schnell, Prof. der Philologie, ein Sohn des Berner Juristen, ist ein schlanker, blonder, anspruchsloser Mann, der unverdrossen namentlich über die punischen Kriege und Latein für Anfänger zu lesen pflegt.

Dem theoretisch und praktisch sehr tüchtigen Förster Carl Kasthofer gebührte die Doktorwürde, welche ihm von der philosophischen Fakultät dahier ehrenhalber ist ertheilt worden. Kasthofer darf wohl für den ersten lebenden Forstmann der Schweiz angesehen werden. Selbst Abteien in Steiermark suchen die Kenntnisse und Vorräthe dieses Meisters im Waldbau. Mit einem guten deutschen Style verbindet K. einen angemessenen, auf den Kreis der jewei-

ligen Umgebung berechneten Vortrag, Sein Handbuch „Der Lehrer im Walde" ist in einer volksthümlichen Fassung geschrieben. Ein inniges religiöses Gemüth, Gesinnungsreinheit, Thätigkeit und Eifer zeichnen diesen liebenswürdigen Menschenfreund gleich aus, wie sein freier, über Parteisucht und Eigennutz sich erhebender vaterländischer Sinn. Durch seine politischen Schriftchen zieht ein warmer Hauch von talentvoller Beredsamkeit. Praktische Energie oder schlaue Klugheit sind diesem weichen edeln Manne nicht gegeben; seine Seele ist mild wie seine Liebe, seine Wege sind grad wie sein Charakter. Er hat einen hohen Wuchs, schwarze Haare und ein von Blatternarben entstelltes Gesicht. Seit er auf einer seiner Reisen aus dem Wagen gestürzt, ist sein Gang etwas gelähmt.

Herr Albert Richard, ein junger Waatländer, hat schöne Kenntnisse in der französischen Literatur, die er als Professor vorträgt, und ein bedeutendes dichterisches Talent, welches er bereits durch mehrere lyrische Produktionen, namentlich durch seine Poèmes Helvétiques und durch ein neuestens erschienenes Gedicht La Peur auf eine vaterländische Weise geltend gemacht hat*) Er hat etwas Verwandtes mit Victor Hugo. Der zu Herzen gezogene Anblick der gemeinen Interessen des Tages und die Abwesenheit preiswürdiger Thatengröße hat eine brütende Gährung von menschenscheuem Unmuthe in die gesinnungstreue freie Seele

---

*) Alexander Daguet schreibt in seiner „Pélérinage historique" im Nouv. Vaud.: „Poëtes, que vous êtes divins, quand une pensée grande comme celle de la patrie inspire vos labeurs! O noble barde national, Richard! A-t-on senti ton poëme de la peur?!"

dieses Mannes geworfen. Er lebt in abgeschlossener Zurückgezogenheit. An Sinn für das Leben fehlt es ihm nicht, wohl aber an passender gesellschaftlicher Anregung dieses hoffnungsvollen Geistes. Zu dem starren finstern Blicke seines aufrechten Auges kömmt noch das düstere Gebüsche der vielen Bärte im blassen Gesichte. Seine Statur ist mittelmäßig.

Dr. Heinrich Wydler, Prof. der Botanik, hat sich durch seine Forschungen und seine Reisen in Amerika große Kenntnisse erworben. Er ist ein stiller, sinniger Mann, der ganz der Natur lebt.

Dr. Rudolph Lohbauer, Professor der Militairwissenschaften, ein Würtemberger, Sohn des Dichters und Hofraths gl. N., hat vielseitige Anlagen, Kenntnisse und Fertigkeiten, besonders im Gebiet der schönen Künste. Seit er angestellt ist, hat er sich besonders dem Studium seines Faches zugewandt und lehrt dasselbe mit Beifall und Erfolg. Kürzlich erschien von ihm „der Kampf auf der Grimsel i. J. 1799" (Bern bei Walthard).

Dr. Tscharner, ein Patrizier von Geburt vielleicht auch von Gesinnung, durch einen Streich des Schicksals auf die Bahn der Wissenschaft oder wenigstens der Kunstfertigkeit geschleudert, ist selbst in den größern Hauptstädten Europas bekannt als geschickter Experimentator, und macht — an der Universität angestellt — sein Talent in diesem Gebiete der physikalischen Wissenschaften geltend, doch in abgesonderten Localen. Nach einem Vortrag, den er beiläufig auch über Psychologie gehalten, scheint er den Ideen von Swedenborg und zuweilen auch den Prinzipien von Cagliostro zu huldigen. Ihn umgibt stets eine gewisse Phantasmagorie.

Herr Jos. Pursch stimmgebender Docent, zeichnet sich aus durch eine gründliche Anwendung der Mathematik auf die Tonkunst, über die er seine Vorträge mit hingebender Ausdauer hält. Fast allem Andern als seiner Wissenschaft ist er abgestorben. Dieser Deutsche schrieb über den Generalbaß.

Einige glückliche Versuche, welche in den zwei ersten Semestern des jungen Universitätslebens gemacht wurden, öffentliche Vorträge zu halten und wissenschaftliche Gegenstände vor einem großen gemischten Publikum abzuhandeln, reizten zur Nachahmung und erweckten die Docirlust bei Vielen. Als aber mehrere solcher Vorlesungen, z. B. die über Jean Paul's Campanerthal (welches schon in der sechsten Stunde keine Einwohner mehr hatte) scheiterten, kühlte sich der Eifer ab, und ungeachtet die Zahl der vom Departement mit größter Liberalität eingesetzten Docenten und geschaffenen Magister nicht gering ist, fängt auch in dieser Betriebsamkeit das an andern Universitäten gewöhnliche Maaß an sich einzustellen und so wird am Ende doch das multum gegen die multa aufkommen.

Herr Dr. Ernst Gelpke, gewiß ein speculativer Kopf, wenn auch nicht gerade in Philosophie, enarrirt, wie ein Philolog sagte, seine philosophischen Hefte an der Universität wie am Gymnasium. Man vermißt weniger den resoluten Vortrag mit kursächsischer Aussprache und umständlicher Verständlichkeit des Genommenes Wiedergebenden, als die originelle Selbstständigkeit und eingreifende Tiefe eines Selbstdenkers. Er ist ein langer, blasser, blonder Mann, im Canton verheirathet und eingebürgert, Theologe und Masson.

Als Privatdocenten sind in dieser Fakultät besonders zu nennen, Gymnasiallehrer Moritz Beck (aus Böhmen) für Mathematik, Samuel Bischof (ein Berner) für Geographie, worin er viel Kenntniß verräth, Anton Müller (ein Berner) für die englische Sprache, der Direktor der Industrieschule Bernhard Gerwer (ein Berner) für Mathematik und Astronomie u. a. Von dem jungen Dr. Gelzer aus Schaffhausen, über den das Frankfurter Journal berichtet hat, will man an der Hochschule nichts wissen; er hält seine Vorträge wahrscheinlich in irgend einem distinguirten Privatzirkel *), von denen bereits mehrere im Drucke erschienen und beurtheilt sind. Daß das Erziehungsdepartement dem trefflichen Aesthetiker und Belletristen Christoph Freieisen aus Frankfurt die nachgesuchte Erlaubniß an der Universität lesen zu dürfen nicht ertheilt hat, müßte uns weniger sonderbar vorkommen, wenn diese Verweigerung aus der Ueberzeugung hervorgegangen wäre, die Lehrfreiheit auf eine den Kern der Hochschule auflösende, ihre Würde herabsetzende, die Wissenschaft zerstörende und die Collegien zersplitternde Weise begünstigt zu haben, woran wir aber bei der anderweitigen fortwährenden Freigebigkeit in Ertheilung der Privatdocentschaft Zweifel hegen.

Zur philosophischen Fakultät bekennt sich bloß der 13.—12. Theil der Studirenden. Dieser die allgemeinen Wissenschaften oder die Grundstudien herabschätzende Unverstand der meisten Studirenden, wodurch der wissenschaftliche Geist im Keime erstickt wird, ist ein bedenkliches Zeichen der industriellen Zeit und eine bedauerliche Thatsache für den

---

*) Wie wir vernehmen, auf der Metzgerzunft.

Werth und Ruf der Berner Hochschule, steht aber nicht außer Zusammenhang mit der schon erwähnten höhern Zurücksetzung und Vernachlässigung der philosophischen Wissenschaften und dem Mißverständnisse der Lernfreiheit, wornach Jeder nicht nur mit Mangel an Vorbildung in die Universität eintreten, sondern auch mit Ueberspringung der philosophischen Fakultät sich dem Fachstudium der Theologie, der Jurisprudenz und der Medicin widmen kann. Bei den Endprüfungen vor dem Eintritt in den Dienst der Kirche oder des Staates fordern besten Falls Theologen oder Juristen Rechenschaft von der philosophischen Bildung; die Mediciner sind derselben sogar ganz überhoben, und die Theologen haben sich in ihrem Nostratensystem abgeschlossen.

Der Besuch der Universität schwankt immer zwischen anderund dritthalb hundert Studenten. Die meisten davon gehören dem Kanton Bern an, viele andern Cantonen, wenige Deutschland, Frankreich und Polen. Ich habe wenige Universitäten gesehen, wo unter den Studirenden so viel Fleiß und Sittsamkeit und so wenig Reibungen herrschen. Die Geselligkeit hat hier einen ganz andern Charakter als an deutschen Universitäten, nämlich den der technischen Gesellschaftlichkeit. Das behagliche, heitere, klang- und sangreiche, brausende und schlagfertige Kneip-, Commers- und Paukleben ist wenig bekannt und noch weniger in Uebung, auch verpönt von schweizerischer Sitte und streng bewacht von Landesgesetzen an wissenschaftlichen Anstalten. So läßt denn das vorherrschende schwerfällige, ungelenke, nur von der einfachen Poesie der stillen Häuslichkeit und der Volkswitze gehobene Bernerelement, das mit einer starken patriotischen Beimischung versetzt ist, das deutsche Stu-

dentenleben in seiner humoristischen und mittelalterlichen Eigenthümlichkeit kaum aufkommen. Von dem französischen Studentenleben weiß man, daß es sich außer dem Studium und temporären vaterländischen Aufschwüngen hauptsächlich auf elegantes und geschlechtliches Treiben beschränkt. An das Aufkommen eines solchen ist hier eben so wenig zu denken, da einer solchen durch die Stände dringenden Gestaltung des Studentenlebens die Ueberwucht des in alter positiver Gläubigkeit auch vorurtheilsvollen und kleinlich eifernden Philisterthums zum voraus verschließend und vernichtend in den Weg träte. Der einzelne Student aber verschwindet unter der Masse von 100 Einwohnern, die er um sich zählt. Daher ihn ein gewisser Trieb der Selbsterhaltung zur Verbindung mit Seinesgleichen auch außer den Hörsälen führt. Zwar ist der Geist der Studentenschaft ein gemischter, wie es seine verschiedenen Nationalbestandtheile und die Natur der Freiheit mit sich bringen, doch immer ein collectiver und wesentlich bildender, sich ausscheidend in Gliederungen fast jeder möglichen jugendlichen Tendenz, die durch die Losungsworte Wissenschaft, Literatur, Kunst oder Vaterland aus der schlummernden Ahnung des Berufes aufzuwecken und den Aufgang eines erfrischenden Lebens der Eintracht und Freundschaft heraufzurufen vermögen. Solche Vereine schützen einerseits den Charakter und andrerseits stärken sie ihn und die arglose Seele gewinnt zeitig einen warnenden Blick in das Getriebe der Menschen. Die hier aufgekommenen Corporationsbestrebungen sind: *körperliche, militairische, musikalische, fachwissenschaftliche, allgemein wissenschaftliche* und *vaterländische* Uebung und Ausbildung. Für alle diese Inter-

essen bestehen freigewählte Einrichtungen, Anstalten und Vereine, zum Theil von der Regierung unterstützt, zum Theil lediglich den Kräften der Theilnehmer überlassen.

Was man jetzt von Aufhebung der Universität hört, halte ich zum Theil für ein unredliches Gerede, zum Theil für eine unwirksame Absicht. Zwar mag die Universität durch den unabhängigen selbstständigen Sinn, den sie zuläßt und durch die Natur der Wissenschaft um sich her verbreitet, manches Rathsglied in den Hoffnungen auf geregelten Parteinachwuchs enttäuscht und sich dadurch wenn nicht Abneigung doch Gleichgültigkeit zugezogen haben; auch mögen viele dem materiellen Zuge der Zeit folgen und die Kosten der Hochschule zu manchem näher liegenden Bedürfnisse verwenden zu dürfen glauben, andere hingegen mögen in ihrem Gram gegen die ihre alte Herrschaft bloß stellenden und vernichtenden Aufklärungs- und Emancipationsbestrebungen verharren, — solche niedere politische und geschichtliche Gesichtspunkte sind hier nicht so selten: gewiß ist, daß seit dem fünfjährigen Bestande der Universität noch nie ein erheblicher Antrag zur Aufhebung derselben gestellt wurde, daß dieselbe ihren würdevollen Gang fortgeht und im Allgemeinen die öffentliche und gerechte Meinung für sich hat. Namentlich aber hat die Universität, wie die freie Bildung überhaupt zuverlässige und gewichtige Stützpunkte an der gegenwärtig überwiegenden sogenannten Nationalpartei, der wenigstens der Gesinnung nach auch der regierende Schultheiß Neuhaus angehört. Sollte eine Fraktion der Nationalen, die französische Bevölkerung des Canton Bern, durch ihre Abgeordneten Miene machen, Angriffe gegen die Universität bei Behandlung des Budgets, die bisher ohne die geringste

Folge geschahen, gewähren zu lassen, so wäre es nur eine Zugeständnisse für ihre Sprache und Confession *) bezweckende Demonstration, die aber einerseits nach der nun eben erfolgenden Bereitwilligkeit gegen jene Bevölkerung zur Hebung ihrer intellektuellen Interessen durch Errichtung von Gymnasien und Lyceen unwahrscheinlich ist, andrerseits eben so gut der Verstärkung der Universität durch mehrere französische Lehrstühle gelten könnte. Zudem ist der Charakter, namentlich der Altberner zu solid, als daß er sich so leicht zu Neuerungen und Aenderungen hingäbe, wenn sie nicht das Wohl des ganzen Landes erheischt; und wenn auch Wissenschaften und Künste zu Bern nicht in dem Grade blühten, wie in Zürich, so ist doch der Sinn des Freistaats zu stolz und auch gegen letzteres zu eifersüchtig, als daß er sich die Culturkrone seiner Regeneration vom Haupte nähme und so bald einen edeln Wetteifer aufgeben sollte, welchen es mit seinen großen Mitteln so leicht und dauernd zu unterhalten im Stande ist. Warten wir nun die nächste Zeit ab, die entscheiden wird, ob wir Recht hatten, den Verdacht eines solchen Vandalismus von der Republik Bern abzuwälzen und ihr einen großartigen conservativen Sinn für eine ihrer schönsten und gelungensten Schöpfungen zuzutrauen.

Wie schwierig und mühsam es ist, eine richtige und genaue Einsicht in die Anlage, den Bau, das Gefüge, Ge-

*) Der größte Theil des sogen. Jura ist katholischer Confession und redet die französische Sprache. Die Ansprüche, die sich aus dieser Verschiedenheit ergeben, sind leicht zu ermessen, werden aber wohl auch nicht mehr als verhältnißmäßige Befriedigung erheischen dürfen, wenn nicht das Ganze zerfallen soll.

triebe, und in das ganze Bedingungswesen der Universität zu gewinnen, mag auch der ehemalige Minister des öffentlichen Unterrichts der helvetischen Republik, M. P. A. Stapfer, großentheils erfahren haben, der in der „Histoire et description des principales villes de l' Europe“ (Paris 1835 Desenne) Bern besprechend auch der Universität ein Blatt widmet. Stapfer erwähnt die, durch eingebrochene Revolutionen vereitelte, Absicht der helvetischen Centralregierung im J. 1798 die damals einzige schweizerische Universität Basel zur Nationaluniversität zu erheben. Stapfer sagt: die Berneruniversität werde viele Wechselfälle zu bestehen haben; aber der verständige und positive Geist der Berner eigne ihre Universität am besten zur Nationaluniversität für den gesunden, subtilen Speculationen wenig geneigten Schweizersinn. Leichter hat es sich der Verfasser der „Schweizer-Skizzen“ (der „deutsche Student“ Schlump?) gemacht. Ich kann ihm versichern, daß die Quellen, aus denen er geschöpft hat, weder die reichsten noch die lautersten sind. Er hätte besser gethan, sich absprechender Urtheile und leichtfertiger Angaben über Gegenstände zu enthalten, denen eine eigene Anschauung und eine bestimmtere Aufmerksamkeit zu widmen ihn Zeit und Umstände verhinderten.

VIII.

Das Frömmlerwesen im Lutherthum.

Neben den Auflehnungen mehrer Häupter der römisch-katholischen Kirche gegen Vernunft und Aufklärung, erfüllen den Freund des geistigen Fortschreitens die Sectenbildungen in der evangelischen Christenhälfte mit Widerwillen und Betrübniß.

Nicht, als ob die Erstern oder die Letztern mit ihren Bestrebungen im Stande wären, die Nacht des Mittelalters über die erwachte Menschheit wieder heraufzuführen oder als ob die Sectirer, die Finsterlinge Oberhand gewinnen könnten über die große Mehrzahl der Vernünftigen, die stillschweigend in das Wort der Erlösung vom knechtischen Aberglauben willigen: aber daß die krasseste Orthodoxie hie und da Einzelne, Familien, ja sogar kleine Orte in Zerwürfnisse, Zweifel und Unfrieden versetzt, erscheint schon schlimm genug, wenn man auch ganz abstrahiren wollte von den Intriguen und Lockungen, mit welchen die Frömmler ihr unheimliches Gebiet zu bevölkern streben.

Eine Beleuchtung ihres Wesens, dünkt uns, wäre eine zeitgemäße Arbeit und wir haben sie längst von einer geübten Feder erwartet. Indeß schien der Widerwille gegen ihr Treiben so natürlich, daß derselbe auch unbefähigtere Kräfte

in den Stand setzen könnte, wider sie aufzutreten. Und doch ist bei näherer Prüfung das Frömmler- und Sectirerwesen bereits so tief gewurzelt, es ist in so vielen Abarten vorhanden, zählt so verschiedenartige Jünger, und hat zum Theil so patriotische Aushängeschilder, daß es als Ganzes einem wirren Knoten gleicht, der sich unauflöslich und endlos in den Faden der Zeit geschlungen, und daß es fast des Alexander Schwertes bedarf, um ihn zu vernichten.

Zwei Fragen sind es, die sich beim Betracht der Frömmler zuvörderst aufdringen: was ist ihre Ursache und was ihr Zweck? — Fragt man sie selbst, so sagen sie: die Ursache ist die Einsicht, daß unsere Vernunft zu schwach ist, um ohne Offenbarung bestehen zu können und der Zweck, die Heiligung der Menschheit und ihre Zurückführung zu dem gekreuzigten Christo, der sein Blut vergossen hat für unsere Sünden. — Fragt man anderswo, so erhält man über die Ursache folgende Auskunft: Geistesbeschränktheit ist es nicht immer, denn es sind Leute darunter, welche Beweise großer Begabtheit ablegten und öffentliche Aemter ehrenvoll verwalten, welche dennoch „Mystiker oder Heilige," der beliebte Name für Sectirer aller Art — genannt werden von der öffentlichen Stimme; — Eigennutz ist es durchgängig eben so wenig, denn Manche vergeuden vieles Geld für ihre „frommen Zwecke;" — Reue und Altersschwäche kann es auch nicht sein, denn einige ihrer Anhänger wären noch nicht alt genug zum Uebelthun, und auf vieler Wangen thront noch der blumenreiche, rosige Lenz; Nervenschwäche verleitet vielleicht die überblühten Jungfern dazu, aber manche athletische Handwerker passen sich zu allen Strapazen besser, als zu dem Händefalten in ihren Betstunden.

Betrachten wir indeß die andern Alle als Betrogene und fragen uns, was kann Jene, die weder aus Dummheit noch aus pekuniärem Eigennutz handeln, zu solcher Frömmelei bewegen, so bleibt uns kein anderer als ein politischer Grund, und in der That ist der Satz, daß die Aufklärung des Volks die Regierungen bedrohe, in neuester Zeit oft und abentheuerlich genug behauptet worden. Die Männer von denen wir sprechen, wissen zu gut, daß das Kleben und Klauben am Fleische Christi und am Holz seines Kreuzes da nicht helfen kann, wo die Vernunft aufhört; sie wissen recht gut, daß sie einen Glauben affectiren und fordern, der allen Glauben übersteigt; sie wissen recht gut, daß ihre gepriesene Offenbarung nicht das Feuer ist, welches das Leben erwärmen kann, sondern nur der Qualm, der Dunst, der den Athem ersticken muß; sie fühlen es, daß ihre Satzungen platte, schwulstige Prosa sind, entbehrend jeden lebensheitern Pulsschlag göttlich=wahrer Poesie, ohne welche keine Religion bestehen kann. — Die Männer, von denen wir sprechen, genossen den Unterricht der besten Schulen und Universitäten; sie müssen das daher wissen. — Soll man eine andere Ursache ihrer Frömmelei angeben: so möchte es die Furcht sein vor der Wirkung, welche die nackte Wahrheit auf eine zu wenig vorbereitete Menge machen könnte und daß sie daher durch den Affect übertriebener Heiligkeit dem starken Strom freigeistiger Ideen einen Damm zu bauen, dem allzuraschen Schwunge der Aufklärung ein Gegengewicht zu geben, für ein humanes Werk halten. Sie scheinen ihre Lage für analog der vieler Katholiken, zur Zeit der Reformation anzusehen, die zwar Luthers Lehren nicht verdammen konnten, aber der Heftigkeit wegen, mit denen sie in's Leben traten,

sich ihnen anzuschließen zögerten, so wie noch in neuester Zeit durch den Streit der römischen Kirche mit Preußen urplötzlich eine Masse eifriger Katholiken entstanden, die vorhin gar lose am päpstlichen Faden flatterten. Dazu kömmt allerdings der Umstand, daß die moderne Ansicht noch keine feste Grundbasis hat, und es durchaus keinen universellen Begriff von der Gottheit geben kann, weil Jeder sich das Ideal seiner Gottheit nach seiner individuellen Fähigkeit bildet. Mag übrigens der Begriff von der Freigeisterei so elastisch sein, daß er vom Atheismus bis zum bloßen Zweifel am Teufel gezogen wird: so ist das ausgemacht, daß der kurzdärmige, hartleibige Kauz der Erde nothwendig an einem so gewaltigen Gedanken, der das „uferlose All" ausfüllt, ersticken müßte; daher jene Frömmler auch sagen: wir halten an dem fest was wir haben und verlieren im fruchtlosen Streben nach Neuem nicht das Alte. — Von diesem Standpunkte aus wäre der Zweck der Frömmler doch human und verdiente wenigstens die Anerkennung des guten Willens.

Trotz dem aber, daß sie an dem Alten, was Niemanden mehr genügt, nichts verlieren können, bleiben sie dabei nicht stehen, sondern beeifern und hasten sich, Rückschritte zu thun und wie Jemand jüngst sehr gut sagte, die Jahrhunderte der Toleranz aus der Geschichte zu streichen. Sie widersetzen sich mit allen Mitteln der ruhigen Entwickelung geistiger Fortbildung; sie erklären rund heraus, daß die höhere Schulbildung schädlich sei in Bezug auf das Volk und fordern, daß man „alle Vernunft gefangen nehme." Sie streben das Historisch-Mythische und Persönliche der Christusreligion als unerläßliche Hauptsache darzustellen und suchen den Begriff von Gott auf ein patriarchalisches Fami-

lienhaupt im Schlafrock, mit der Pfeife im Munde und einem „christlichen Tractätlein" in den Händen herabzubringen, so wie die Vorstellung von dem Heiland auf ein geschlachtetes Lamm. Statt der alten und neuen Classiker, statt der lebenskräftigen Dichter des Morgens und des Abends scheuen sie sich nicht, ihre seufzenden Tractätlein unterzuschieben und Bücher zu empfehlen, wie z. B „die Pilgerreise nach Zion," welche das Große, das Erhabene, das Heiligreligiöse, das Göttlichpoetische, das Wahrhaftchristliche bis zur Karrikatur herabziehen und Streitblätter herauszugeben, worin sie diese Fragen, wie der Hund seinen Knochen, knurrend und seufzend vertheidigen. Sie wählen jedes Mittel der Proselytenmacherei und protegiren, wo sie können, nur ihre Leibes- und Geistesvettern, die mit ihnen heulen und in die Posaune stoßen, welche die Menschheit nicht erwecken — nein, einblasen soll in den Schlaf der Gedankenlosigkeit. So leisten sie der Heuchelei unendlichen Vorschub und ersticken das Gefühl der Menschenwürde; so befördern sie die Seelennichtigkeit und Charakterlosigkeit, und möchten — könnten sie es — entnervend auf die Folgegeneration wirken. —

Das ist ihre öffentliche Heuchelei. Dürften Privatverhältnisse reden, so möchten wenige ihrer Individualitäten von einer heiligen Glorie umstrahlt erscheinen. Wir sahen von diesen Frommen, die unterm Deckmantel der Religion ihre Brüder zu überteufeln suchten, die auf den Vacaten ihrer Bibeln das Schuldregister bedrängter Debitoren hielten; die zu jeder Formel schwören, die ihre Zwecke förderte, also Ketzer und Heuchler zugleich waren. — Ja wir sahen von diesen Menschen ohne Liebe und ohne Geist, ohne Licht

und ohne Wärme — Menschen, die Vortheil zu ziehen suchen von dem Armen, der Schritt vor Schritt vom Schicksal besiegt, dahin geht in stiller Resignation und sein Leid und seine Liebe mit Würde trägt und hegt.

So stehen sie gegenüber der großen Parthei, die vom stagnirenden Osten Asiens bis zum kalkulirenden Westen Amerika's, von den Gluthzonen Afrika's bis zum überlegenden Norden schweigend den Fortschritten des Geistes folgen, der über die Erde geht und der sich wenig um ihr Treiben kümmert. Nur wenn sie eine Zeit lang oben kämen und ihn zu pressen versuchten, dann würde er mit dem Schrecken einer französischen Revolution den Trödel zertrümmern, den sie ihm als Zierrath und Hemmschuh anlegen möchten; dann würde er, ein empörtes Element, ein brausender Strom, seine Ufer überfluthen und vielleicht auch die bessern Anbauungen der Zeit mit sich fortreißen. Nur wenn man mit hohnlächelnder Scheinheiligkeit ihn zwicken und treten wollte, dann würde er sich auflehnen, entflammen und seine Brandfackel in das morsche dürre Gebäude seiner Widersacher schleudern. — Laßt ihn dagegen gewähren, so geht er ruhig grübelnd und forschend seinen Weg und läßt seine Wahrheiten sich selbst vertheidigen. Er wird selbst Lehren, die in örtlichen und zeitlichen Verhältnissen begründet sind, respectiren, wenn sie auch gegen seine Ueberzeugung laufen und solche Wahrheiten, die eine allgemeine Nothwendigkeit für sich anführen können, freudig anerkennen. Laßt diesen Geist, diesen Freigeist, diesen freien Geist gewähren und ihr habt nur Heil von ihm zu erwarten.

Allein die Orthodoxen haben einmal beschlossen, ihn für einen Ketzer und das Forschen für Verrath an der Religion

zu erklären. Könnten sie das Denken mit Einem Schlage tödten, ihr Arm wäre längst erhoben, diesen Streich auszuführen. So aber erklären sie im Gefühl ihrer Ohnmacht jeden thatkräftigen geistbehauchten Gedanken für einen Mephistopheles und prophezeien der Menschheit das Ende des Fausts. — Sie versammeln sich unterdeß als Vereine unter den schönklingendsten Verwänden zu Bußpsalmen und Stoßseufzern über die „angebornen" Sünden der verblendeten Mensch- und Christenheit und spielen so lange mit dem Glauben, bis sie in den grassesten Unglauben gerathen, bis sie die beglückendsten, die heiligsten Interessen am Leben, ihre Liebe und ihre Hoffnung hinweggeheuchelt und gefrömmelt haben, bis ihnen die Erde ein Stockhaus erscheint, wo das Lächeln der Freude satanische Satyre und Versündigung ist; ein Jammerthal, wo die ewige Monotonie ihrer eignen Stoßseufzer und Bußeklagen nur Ekel und Abscheu an ihr Ohr schlagen — bis sie keinen Gott mehr haben! — Ja, so verwandt sind sie dem Atheismus! —

Das sind ihre Lehren, das ist ihr Glaube, den sie zum Katholikon erheben möchten.

Aber umsonst, seit Guttenberg die Gedanken vertausendfachte — umsonst, seit vier Jahrhunderte rastlos gearbeitet haben an der Emancipation des freien Geistes der Vernunft — umsonst, seit die jüngere Generation sich unwillig auflehnt gegen jede Verkümmerung der höchsten Gottesgaben — umsonst, seit der stille, schaffende Geist, der über die Erde geht, erkannt hat, daß jene Heuchler nur im Trüben fischen wollen und ihre Wolfsart durch das zerrissene Schaafsfell zu verdecken streben!

C. M. Ed.

IX.

Literaturblätter.

William's Dichten und Trachten. Ein Roman von H. Koenig.

Die Weltstellung des Dichters ist in der neuern Poesie so vielfältig zum Gegenstand des Dichtens selbst geworden, daß in dem Drang zu dieser Aufgabe, welche wohl bei jedem schaffenden Talent sich einmal meldet, gewiß noch ein höheres Element enthalten ist, als das der bloßen Bequemlichkeit, zur Poesie zu gelangen durch anerkannte poetische Voraussetzungen, die weiter keinen Aufwand mehr erfordern, als den einer träumerischen Selbstbespiegelung. In dieser letzteren Weise hat freilich die deutsche Literatur auch genug unmannhafte Verzärtelungen aufzuweisen. Die romantische Schule ist im eigentlichsten Sinne am Dichter zum Dichter geworden, und nur Tieck vermochte es, in seiner letzten Lebensperiode dieser Poetisirung der Poesie eine selbsteigene, plastische und productive Gestaltung zu geben, sie in ihre höhere Beziehung zu erheben und den lyrisch verschwimmenden Character darin durch ein freieres Schaffen zu überwinden. Seine Shakspeare-Novellen und sein Tod des Camoëns können wohl in ihren Mängeln wie in ihren Vorzügen für die Vollendung der Aufgabe gelten, welche die eigentliche Existenz der romantischen Schule ausmachte, und die in derselben auf einer bloß subjectiven, unklaren und aller realen Wirklichkeit ermangelnden Stufe verblieben war. Und doch ist bei aller geläuterten und erhöhten Productivität in diesen Dichternovellen Tieck's dieselbe literarische Abstraction, aus welcher die romantische Schule überhaupt entstanden, als Geist und Grundzug dieser Schöpfungen wahrzunehmen. Man sieht die Gänge und Laufgräben der ästhetischen Reflexion, durch welche der Dichter zur Construction und Darstellung seiner Welten gelangt, und welche Naturwüchsigkeit und wie freies Blühen und Rauschen die Poesie in der romantischen Schule

auch immer angestrebt haben mag, so ist sie doch vorzugsweise und grundthümlich nur als ein Element der Bildung, als etwas Angebildetes, darin vorhanden. Wenn dies die productive Bedeutung jener Schule für die deutsche Literatur beeinträchtigt, so giebt sich zugleich darin eine allgemeinere Bedeutung zu Tage, welche das Verhältniß der Poesie zu dem Bildungsleben der neueren Zeit betrifft, und worin die Ursache jener Selbstreflectirung der modernen Poesie sich zeigt, welche mit solcher Vorliebe und solcher Virtuosität aus der Dichtkunst und den Dichtern wiederum ein Object der Dichtkunst hat entstehen lassen können. Dies ist der nothwendige Zusammenhang, welchen die Poesie mit dem innersten Kern der Menschheit und des Menschenlebens gefunden, und wodurch sie sich zur allgemeinmenschlichen Macht so sehr erweitert hat, daß kein gebildetes Individuum in der Welt mehr ohne Antheil an der Poesie zu bestehen vermag, daß es überall, wo es zum Höchsten in seiner eigenen Existenz sich aufschwingt, eine Lebensader von Poesie in sich empfinden muß, und somit als ein Element seiner höheren Bildung, nach allen Richtungen des Daseins, die es ergreifen mag, ein Grundprincip von Poesie sich in ihm geltend macht. So muß denn auch der Dichter selbst, welcher der Herr und das Kind, der Prophet und der Märtyrer dieses poetischen Weltprinzips ist, mehr als je losgelöst erscheinen von jener subjectiven Vereinzelung und einsiedlerischen Stellung, zu welcher sonst das Dichtertalent in der Gesellschaft eben so sehr auserwählt wie verurtheilt war. Auf der Stufe, wo die Poesie am liebsten in die Wirklichkeit eindringt, und die Wirklichkeit ihr Selbstbewußtsein in der Poesie findet, wird auch der Dichter mehr und mehr zum Weltindividuum, und nimmt seinen Platz in der Mitte des Lebens und auf der Wahlstatt der sich fortbewegenden Geschichte ein. In dieser verallgemeinerten und verweltlichten Bedeutung der Poesie und des Dichters hat es auch ein allgemein menschliches Interesse, das Leben des dichterischen Individuums selbst als Aufgabe der Dichtung und als Gegenstand einer analysirenden Behandlung zu erblicken.

In diesem umfassenden Sinne hat H. Koenig in seinem vorliegenden Roman ein Lebensbild des größten Dichters aller Zeiten, William Shakspeare, gezeichnet. Wenn Goethe in seinem Tasso die allgemeinen Conflicte des Dichtergemüths mit der Wirklichkeit behandelte und darin Ideal und Wirklichkeit in dem schneidenden Gegensatz, welcher überhaupt das achtzehnte Jahrhundert beherrschte, gegen einander stellte, so war dagegen Shakspeare, der Dichter der That und der Realität, ein geeigneter Repräsentant, um ein Ineinanderleben von Poesie und Wirklichkeit, ein Ergriffensein des Dichters von der Realität der ihn umgebenden Welt, mit deren Inhalt er sich zu verschmelzen trachtet, an ihm darzustellen. Diese Aufgabe hat sich Koenig mit ebenso vielem innerlichen

Tiefsinn als praktischer Beschaulichkeit zum Bewußtsein gebracht. In den Shakspeare-Dichtungen Tieck's, die ohne Zweifel einen großartigeren Aufwand von Phantasie und Redekunst haben, erscheint doch die Gestalt Shakspeare's selbst zu einer allzu einseitigen Beziehung gebraucht, und dient fast nur dazu, den Gegensatz eines bescheidenen, sanftmüthigen, gediegenen und gehaltenen Wesens, wie es dem ächten Dichter geziemt, gegenüber einer barocken und phantastisch verzerrten Dichternatur darzustellen, ohne sich selbst in ihrer eigensten Bedeutung vor uns zu entwickeln. Koenig dagegen hat seinen Shakspeare durchaus in die Mitte der damaligen Zeitverhältnisse hineingestellt und ihn vorzugsweise in seinem Ringen und Streben, das Dichten mit dem Weltleben und die poetische Innerlichkeit mit den historischen Anforderungen einer großen Nationalität in Einklang zu bringen, gezeichnet. In diesen Berührungen, an denen sich zugleich Shakspeare's eigenstes Wesen entfaltet, bewegt sich der Koenig'sche Roman und bringt uns darin eine Fülle tüchtiger und kernhafter Lebensanschauungen und eine frischbewegte Scenerie von Bildern entgegen, worin das gediegene und durch und durch gesunde Talent des Verfassers und sein liebenswürdiges Naturell sich abermals auf das Erfreulichste darthun. Diese ungemeine Tüchtigkeit eines edeln und poetisch angeglühten Sinns, der im Höchsten wurzelt, diese in den feinsten Gemüthsnuancen erfahrne Innerlichkeit, welche zugleich immer anschaulich zu werden trachtet und sich zu einem ächten und praktischen Lebensgewinn hinausführt, diese innige Begeisterung, die sich freilich nie fortreißen und ungemessen emporflügeln läßt, aber innerhalb einer stillgehaltenen und durch den Verstand gehüteten Gränzlinie doch auf den Hochgipfeln der Poesie schwebt, diese Vorzüge der Koenig'schen Schriften trifft man auch in seinem neuesten Roman wieder, der vielleicht nicht ganz die lebendige Fülle hat, welche die „hohe Braut" auszeichnet, dafür aber in meisterlicher und mit fester Hand umrissener Darstellung wohl die vollendetste Arbeit Koenig's ist. Für die gegenwärtige deutsche Literatur aber kann es keine wohlthätigere Erfrischung und Erhebung geben, als solche Darstellungen, die aus einer so gesunden Harmonie des Geistes und der Form und aus so klarem Bewußtsein über die höchsten Entwickelungsziele des individuellen wie des ganzen Menschheitslebens, geboren sind.

Den Shakspeare, wie er in diesem Roman dasteht, treffen die Vortheile wie die Nachtheile einer Zeit, in welcher die Poesie eben erst im Begriff ist, sich der Herrschaft über eine großbegabte Nation zu bemächtigen und mit der emporblühenden Bildung derselben sich organisch zusammenzuschließen. Namentlich ist die höhere Gesellschaft zu Shakspeare's Zeit, welche sonst zugleich die Trägerin der höheren Nationalbildung ist, doch noch in einer unausgeglichenen Spannung begriffen mit den neuen und

gewaltigeren Formen, in welchen sich die englische Nationalpoesie durch Shakspeare gestalten will. Dies ist das Drama, dem der junge Schauspieler Shakspeare einen so ungeahnten Schwung gegeben durch Productionen, welche in der Naivität, mit der sie aus seinem Genius sich hervorgebildet, das ganze Publikum überrascht haben. Aber die höheren Klassen der Gesellschaft sehen nur noch verstohlen und mit Zurückhaltung dieser neuen Blüthe zu, denn das Drama ist in dieser Sphäre gewissermaßen eine verachtete Form, die nur zu Befriedigung des gemeinen Volkes geschaffen sei. Die Aristokratie von London hat ihre auserwählten Lieblingsdichter, an denen sie ihrem Hang zur Poesie Genüge thut, und dazu gehört besonders der phantasiereiche Spenser, dessen Feendichtungen vorzugsweise das Glück genießen, für eine fashionable Lecture auch bei der vornehmen Welt zu gelten. Und gleichwohl ist Spenser selbst in das tiefste Lebenselend versunken, alle die hohen Gönner seiner Poesie helfen ihm nicht in Noth und Unglück, und so geht er, von dem Verf. zu einem tragischen Contrast benutzt, als eine gescheiterte Dichtergestalt durch den Roman. Shakspeare dagegen, ein aufstrebendes Gestirn, beginnt eine Mittelstellung in der Gesellschaft einzunehmen, wie sie dem wahren und großen Dichter geziemt, indem er durch seine dramatischen Schöpfungen einerseits mit dem Volke zusammenhängt und dessen Gunst und Gesinnung sich zugewandt hat, andrerseits durch die immer zunehmende Gewalt seiner Poesie auch diejenigen Kreise der Gesellschaft erobert, welche einmal für die Bevorzugten gelten, auch in der geistigen Bildung und darum für nationale Bestrebungen, wie die Shakspeare's, so wichtig erachtet werden. Shakspeare erscheint sonach in den Lebensbeziehungen, denen er mit besonderem Verlangen nachtrachtet, als Aristokrat, sowie er in seiner Poesie, welche die Könige der Erde reden und handeln läßt, vorzugsweise als begeisterter Royalist sich zeigt, ohne darum weniger groß von der Freiheit der Völker zu denken, in welcher Einigung des gesellschaftlichen Gegensatzes sich denn die englische Nationalgröße in ihrer eigenthümlichsten Blüthe zeigt. Shakspeare hat zwar auch der aristokratischen Welt einige Zugeständnisse zn machen versucht durch epische Dichtungen, die, gleich denen Spenser's, die Absicht haben sollen, diese Lebenssphäre für die Poesie zu erobern. Aber die eigenste Offenbarung seines Genius ist doch das Drama, dem er einen so nationalen Schwung gegeben hat, daß auch die Vornehmen sich nicht länger gegen dessen Bedeutung absperren können. Shakspeare's Vermittelung mit der Aristokratie seiner Zeit geschieht aber durch sein zartes und zärtliches Freundschaftsverhältniß mit dem Grafen Southampton, das Koenig in diesem Sinne vortrefflich dargestellt hat. Gleichwohl lastet auf Shakspeare die Schmach seines Standes als Schauspieler und das Vorurtheil, das überhaupt in

seiner Zeit gegen alle Beschäftigung mit der Poesie gerichtet war. So ereignet es sich, daß er einmal in einer hocharistokratischen Gesellschaft Londons verhöhnt und gewissermaßen zur Thür hinausgespottet wird. Aber es ist ihm gegeben, die Ungunst dieser Verhältnisse zu bezwingen, und der Dichter macht Fortschritte in der Bestrebung, sich in der Wirklichkeit der Welt seinen vollgültigen Platz zu gründen, wozu ihm seine Bekanntschaft mit dem Grafen Essex die weitgreifendsten Aussichten eröffnet. Des letzteren Ohrfeigengeschichte ist interessant dazwischengeschoben und der Verfasser äußert sich aus dem Munde Shakspeare's darüber auf eine sehr sinnreiche Weise. Shakspeare's Begegnung mit der Königin Elisabeth dient ebenfalls dazu, seiner Sehnsucht nach großer Welt und machtvoller Realität von Neuem Ziel und Richtung zu geben.

Inmitten all dieses Dichtens und Trachtens, dieses Drängens von Innen und nach Außen, ist der große Poet doch vorzugsweise von einem Liebeshandel ergriffen, der, wie sehr er auch auf Täuschung ruht, doch von dem entschiedensten Einfluß auf seine ganze Lebensrichtung sich zeigt. Die phantastische, in poetische Lügen und Erfindungen reizend vermummte Gestalt Thekla's umspinnt den Dichter mit einem seltsamen Gewebe, in dem er zu Qual und Lust so lange gefangen bleibt, bis ein tragischer Ausgang diese Herzenswirren endet, denen, bei aller ihrer innern Nichtigkeit, der Poet gleichwohl eine Anregung zu manchen Schöpfungen, vornehmlich, wie es Koenig dargestellt hat, zu Romeo und Julia, verdankt. Aber nicht bloß in der ihn umstrickenden Herzensneigung muß William Shakspeare Illusion und Nichtigkeit erblicken, auch die andere reale Welt, die ihn umgiebt, hat am Ende nichts als Täuschungen und Verderben ausgebrütet. So erlebt er den Fall seines Gönners Essex, der sich selbst auf so unwürdige Weise untreu geworden. Selbst an seinem liebsten Freunde Southampton möchte er verzweifeln, obwohl mit Unrecht. Und Bacon, der Philosoph der Erfahrung, welcher eine interessant geschilderte Zwischenfigur in allen diesen Verhältnissen bildet, nimmt je mehr und mehr, vom äußerlichen Weltvortheil bestochen, eine zweideutige und die Gesinnung opfernde Stellung ein. Zu diesen peinigenden Verwirrungen gesellt sich noch ein Phänomen der Zeit, das dem Dichter Shakspeare besonders zu schaffen macht. Dies sind die Umtriebe der Puritaner, von denen Koenig in diesem Roman eine ausgezeichnete Schilderung gegeben, und die ihren religiösen Fanatismus besonders gegen alles Aufkommen der Poesie und namentlich gegen das Theater wenden. Eine Scene, in welcher sich Shakspeare in die Zusammenkünfte der Puritaner eingeschlichen, ist besonders gelungen und mit trefflicher Ironie hingestellt. Shakspeare selbst aber muß zu seiner Genugthuung erfahren, wie alle Täuschungen der Wirklichkeit, denen er hingegeben war, doch nur dazu gedient haben,

Digitized by Google

den edlen, großen und wahrhaften Kern seines innersten Lebens zu befestigen und seinem höchsten Ziel entgegenzubilden. So wird durch das Niedrige in der Welt doch immer nur das Höhere gefördert, und dies ist das ächte Resultat und die wahrhaft gefundene Harmonie der Poesie und Wirklichkeit.

Gedichte von Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1838.

Dräxler-Manfred zeichnet sich weniger durch Originalität und eigenthümliche Anlage aus, als durch Gefühlsweiche und die Beweglichkeit mit welcher er auf der Scala der Empfindungen auf- und niedersteigt. Er kennt Heine und A. Grün und hat sie in sich aufgenommen, ohne sich ganz in sie zu verlieren; im Gegensatz zu der Formliederlichkeit der Heine'schen Schule muß man sogar ein gediegenes künstlerisches Streben an ihm rühmen, das fern von aller Koketterie die schwankenden Gestalten des Dichtergefühls zur Veranschaulichung zu bringen und äußerlich abzuzirken sucht. In allen seinen Schöpfungen offenbart sich ein tiefes natürliches Gefühl bei spielend heiterer Behandlung des Stoffes, eine tiefe lebenswahre Gemüthlichkeit; vorzüglich aber eignet sich des Dichters Begabung für heitere Auffassung der Natur, weshalb auch im ersten Abschnitte die Frühlingslieder besonders hervorzuheben sind, wogegen diejenigen Lieder, in denen sich des Dichters Subjectivität ausdrückt, weniger ansprechen dürften. Unter den Liebesgedichten sind einige sehr anmuthige, z. B. Mädchenzauber, leichter Sinn, verbotene Liebe, der Hirtenknabe. Die elegische Stimmung steht dem Dichter weniger zu Gebote. Die „Kunst" überschriebene Gedichte beschäftigen sich großentheils mit dem Schaffen des Dichters, wie es uns scheint, ein nicht ganz glücklicher Vorwurf; denn das räthselhafte Weben der Dichterbrust zu erspähen und darzustellen, wird auch dem Begabtesten nicht gelingen. Man kann wohl in die stille Werkstatt des Künstlers einkehren und das Werk weiter fördern sehen, aber der Same, aus dem es getrieben wird, ruht verborgen in der Brust und bleibt dem Künstler selbst ein Adytum.

B.

Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerstreuung. Novelle von J. C. Biernatzki, Pastoren der evangel. lutherischen Gemeinde zu Friedrichsstadt a. d. Eider. Zwei Theile. Altona J. F. Hammerich. 1839.

Obgleich der Verfasser dießmal den Zusatz „Wanderungen auf dem Gebiet der Theologie im Modekleide der Novelle," weggelassen hat, so sind auch hier wieder religiöse Tendenzen in Form der Novelle oder vielmehr des Romans verarbeitet, denn in den Vordergrund tritt der Entwickelungsgang und die Zucht eines Individuums, das nach mancherlei Irrungen und Schwankungen zum wahren Glauben zurückkehrt, der hier kein anderer als altlutherischer in seiner strengsten Gestalt ist. Damit ist zugleich eine polemische Richtung gegen den Katholicismus und eine Apologie des Lutherthums verbunden. So erhalten wir die beiden schroffsten Gegensätze des religiösen und christlichen Lebens als Basis; auf der einen Seite die Umtriebe und Bekehrungsversuche des nach der Herrschaft strebenden Katholicismus und jesuitische Praktiken, auf der andern eine separatistische Gemeinde, verfolgt, zerstreut, vom Verrath bedroht, sich im Schatten der Wälder versammelnd, um ihrer Ueberzeugung treu bleiben zu können. Diese religiösen Elemente der Ueberzeugungstreue und Glaubenssicherheit, die in dem Führer der separatistischen Gemeinde vertreten sind, im Gegensatze des durch den Irrthum zur Wahrheit zurückkehrenden Helden, und die aus der Beziehung beider hervorgehenden religiösen Controversen nehmen den breitesten Raum ein; aber die romantischen Ingredienzien werden doch dadurch nicht ganz ausgeschlossen. So tritt durch ein Verhältniß des Helden zu einer schwarzen Prinzessin, welche die Ungunst des Schicksals von den Küsten Guinea's nach Amerika geschleudert hat, ein Hauptwendepunkt im Leben desselben ein. Aber hier kommt wieder die ascetische Lebensanschauung des lutherischen Predigers zum Vorschein, und statt die Liebe zur Vermittlerin so greller Gegensätze und einer so unnatürlichen Verbindung zu machen, wird die Pflicht und das Gebot der Moral vorgeschoben. Ueberhaupt verliert der Verfasser, wo er sich zu den irdischen Dingen und der menschlichen Wirklichkeit herabläßt, den festen Boden, und das wohl von Rechtswegen, denn wer im Himmel zu Hause ist, dem gehört die Erde nicht. Indeß giebt sich doch wieder in vielen Schilderungen eine frische Auffassung zu erkennen, und es zieht sich durch die ganze Darstellung ein Ton religiöser Innigkeit und fester Ueberzeugung, der seinen Eindruck nicht verfehlen kann. Charakteristisch und ein Zeichen der Zeit ist es immer, daß die weltfeindlichste religiöse Ge-

sinnung, welche ganz nach Innen gewendet ist, es für angemessen erachtet, mit den Waffen der Welt zu kämpfen und ihren Lehren und Anschauungen durch die romantische Einkleidung zu einer größern Popularität zu verhelfen. B.

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. Leipzig, Verlag von W. Einhorn. 1839.

Ein solches chaotisches Gewirr sich durchkreuzender Handlungen, die durch kein Band eines gemeinschaftlichen Interesses zusammengehalten werden, ein solcher rascher Wechsel der Scenerien, ein so wildes Ueberspringen von einer Episode zur andern, kann wohl kaum noch ein Drama genannt werden, selbst wenn man diesen Begriff noch so weit faßte. Es ist eine dramatisirte Geschichte der letzten Erhebung des Protestantismus in Ungarn und seines Unterliegens, geknüpft an die Schicksale Emerich Tököly's und seiner Kampfgenossen. Abgesehen davon, daß aus diesem nicht ein Moment herausgegriffen ist, sondern daß dasselbe vom Anfang bis zu Ende mit allen seinen Wechselfällen abgesponnen wird, bildet es auch nicht einmal den eigentlichen Mittelpunkt, der vielmehr in dem Verlaufe des gesammten Glaubenskampfes in allen seinen Phasen, auf dem Schlachtfelde, in der Rathsversammlung, im Gemüthe des Einzelnen zu suchen ist. Dieser würde die Einheit des Interesses abgeben, welches indeß kein dramatisches Motiv mehr sein kann, sondern der Geschichte zufallen müßte. Ein eigentliches Drama zu schreiben, hat indeß auch wohl kaum in der Absicht des Verfassers gelegen, der wahrscheinlich in den religiösen Conflicten der letztern Zeit die Veranlassung fand, die Erinnerung an die Glaubenskämpfe in Ungarn zu erneuern. Es ist diese Formlosigkeit um so mehr zu bedauern, als sich in der Behandlung der einzelnen Scenen ein unbestreitbares dramatisches Talent zu erkennen giebt.

B.

Deutschland und die Deutschen von E. Beurmann. Erster und zweiter Band. Altona, Verlag von J. Fr. Hammerich. 1838.

Dies treffliche Werk ist jetzt weit genug vorgerückt, um den Gang desselben überschauen zu können. Der erste Band, welcher die allgemeine

Charakteristik des Landes und Volkes umfaßt, betrachtet die geographische und natürliche Beschaffenheit des Landes, die politische Lage der Gegenwart, wie sie aus der Vergangenheit erwachsen ist, den Volkscharakter und die Elemente, aus denen sich dieser gebildet hat, das deutsche Universitäts- und Schulwesen und die literarischen und artistischen Verhältnisse. Im zweiten Bande wird sodann die spezielle Schilderung der einzelnen Landschaften und Staaten begonnen und die Reihe mit dem Norden eröffnet, so daß bis jetzt Meklenburg, Pommern, Holstein und die Hansestädte beleuchtet worden sind. Lobenswerth ist das Bestreben des Verfassers, überall die charakteristische Seite hervorzuheben, obgleich ihn dieses zuweilen zu Einseitigkeiten, obwohl in immer geistreicher Auffassung, verleitet zu haben scheint. Oft genügt ihm eine Anekdote, ein Witzwort, um damit einer ganzen Volkseigenthümlichkeit den Stab zu brechen, und seiner scharfen Laune freien Lauf zu lassen. Da diese indeß meist nur die versumpfte Pedanterei und deutsche Kleinbürgerlichkeit trifft, so kann man sich den Spott und die Leichtfertigkeit hier schon eher gefallen lassen und muß sie sogar dankenswerth finden.

Die deutsche Philisterei hat eine dicke Haut, und man muß schon derb zuschlagen, wenn sie sich getroffen fühlen soll. Daß sie sich übrigens getroffen gefühlt hat, beweisen die zahlreichen Reklamationen des gekränkten Hamburger, Lübecker u. s. w. Patriotismus, zu deren Organ, als Vertreter jeder Beschränktheit, sich besonders der Hamburger Correspondent hergegeben hat. Wenn übrigens der Standpunkt des Verf. überhaupt angegeben werden soll, so kann er als der journalistische im bessern Sinne des Wortes bezeichnet werden. Der Verfasser steht auf der Höhe aller Tagesfragen, kennt alle Schlagwörter der Zeit und weiß sie passend anzuwenden. Dabei besitzt er die schätzenswerthe Gabe einer geistreichen und lebendigen Darstellung, die ihn nie in Verlegenheit gerathen lassen wird, selbst da nicht, wo er keinen festen Boden mehr unter sich hat. Das kömmt auch vor, aber dann weiß er sich so geschickt zu wenden, daß man es kaum merkt, am allerwenigsten aber an seiner Verlegenheit. Die Gesinnung des Verfassers verdient größtentheils alles Lob, und wenn schon seine politischen Ansichten auf keiner festen wissenschaftlichen und philosophischen Grundlage beruhen, so ist es doch immer die Sache eines vernünftigen Fortschritts, die er führt. B.

Google

Neorama. Von F. W. Carové. Drei Theile. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1838.

Unter diesem gespreizten Titel giebt der frühere Feuilletonist des Phönix eine Uebersicht seiner journalistischen Thätigkeit, und zwar unter den drei besonderen Ueberschriften: Beiträge zur Literatur, Philosophie und Geschichte; Mittheilungen aus und über Frankreich; Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte. Schon der bloße Hinblick auf das Inhaltsverzeichniß zeigt, daß hier eine Reihe ernster Fragen zur Sprache gebracht werden, ernster als wir sie in den meisten unserer Zeitblätter, die nur die leichte Spreu des Tages sammeln, zu finden erwarten dürfen. Hier sind es durchweg gewichtige und gediegenere Interessen, die in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, und außerdem, daß der Verfasser den Erscheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst, des religiösen und sittlichen Lebens beleuchtet, finden sich auch geschichtliche Rückblicke, die durch die strenge Haltung und die vielen Citate sogar ein gelehrtes Ansehn gewinnen, und die wenigstens für die Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers sprechen. Das ist aber auch das Beste, was man von diesen Aufsätzen sagen kann, und wenn sich auch gegen die Wahl der besprochenen Gegenstände nichts einwenden läßt, da am Ende jedes Interesse, auch das geschichtliche, in einer Zeitschrift vertreten sein soll, so kann man doch mit der Art der Behandlung nicht einverstanden sein, und wird sogar den Beschuldigungen der Langweiligkeit und Trockenheit, die gegen den Feuilletonisten des Phönix erhoben wurden, nicht ganz Unrecht geben können. Die Haltung ist in der That etwas abstruse, um so mehr für ein Journal, und wenn man sich durch die etwas schwerfällige und ausführliche Darstellung durchgearbeitet hat, sucht man vergeblich nach einem festen Kerne, nach einer durchgehenden bestimmten Lebens- und Kunstauffassung; es fehlt der belebende und befruchtende Geist, der auch einen abstrakten Gegenstand von einer allgemein interessanten Seite aufzufassen weiß. Die Aufsätze, Abhandlungen und Notizen sind schon einmal gedruckt gewesen. Das wäre freilich kein Grund, sie nicht noch einmal zu drucken und im Zusammenhange zu lesen. Aber einige Rücksichten müßte ein solcher Wiederabdruck doch auferlegen. Da sind eine Menge kleiner Notizen, aus Deutschen, Französischen und Englischen Zeitschriften geschöpft, die zu ihrer Zeit ganz gut und interessant sein mochten, mit denen man aber doch trotz der pomphaften Inschriften nichts mehr anzufangen weiß. B.

Theater von Carl Blum. Erster Band. Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung. 1839.

C. Blum ist längst als gewandter dramatischer Bearbeiter bekannt, der mit seltnem Takt fremdes Eigenthum sich anzueignen und nach den Bedürfnissen des Publikums und der Bühne zuzubereiten versteht. Das ist auch etwas werth! Die in diesem Bande enthaltenen beiden Stücke: der Ball zu Ellerbrunn und das laute Geheimniß, nach Gozzi's Bearbeitung, welche, wenn sie auch vielleicht der Calderon'schen an Duft der Sprache, Feinheit und Sinnigkeit nachsteht, doch äußerst dramatisch und effektvoll ist, haben auf allen Bühnen Glück gemacht, und man wird sie schwerlich ohne Interesse lesen können. B.

Fußreise durch Italien und Sizilien von J. Baumann, Professor der Naturgeschichte in Luzern. Zwei Bände. Luzern, bei Meyer. 1839.

Der Verfasser dieser Fußreisen ist bereits auch Deutschland rühmlich bekannt durch seine trefflichen Bearbeitungen der Naturgeschichte für Volksschulen. Er ist in mancher Hinsicht ein nicht unwürdiges Seitenstück zu dem wohlgemuthen hochherzigen Seume.

Mit dem Tornister auf dem Rücken, dem Wanderstabe in der Hand, einigen Goldstücken in der Tasche und freudigem Muth im Herzen trat B. nach Vollendung seiner Studien von München aus seine Reise an. Ueber den Comersee, über die Meerenge von Messina, über das Meer von Palermo nach Neapel und endlich über die Lagunen von Venedig wanderte der Reisende zu Schiff, sonst immer zu Fuß. Von Rom nach Neapel hatte er einen deutschen Handwerksburschen zum Begleiter, auf allen andern Wegen war er einsam. Die Reise dauerte acht Monate. Was er bei diesem freien sorglosen Dahinschlendern gesehen und gehört, genossen und gelitten, zeichnete er auf, und daraus ist vorliegendes Buch geworden, welches durch seinen Inhaltsreichthum, wie durch des Verfassers Anspruchlosigkeit sich auszeichnet. Es zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Reise von München nach Neapel. 2) Freuden und Leiden in Kalabrien. 3) Wanderungen in Sizilien. 4) Mittheilungen aus Neapel. 5) Vierzehn Tage von Neapel nach Rom. 6) Briefe aus Rom. 7) Rückkehr von Rom nach München.

Des Verfassers antiquarische und geschichtliche, geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, wie der Ernst seines Gemüths und die jugendliche Unbefangenheit seines frohgestimmten Herzens ließen ihn Vieles und Manches in einem eignen Lichte sehen. Wohlthuende Unterhaltung und lehrreiche Einsicht gewährt die in einem netten freien Styl verfaßte und im Aeußeren niedlich ausgestattete Schrift auch dem Leser, welcher mit all' den neuern Beschreibungen Italiens bekannt ist. Die Mittheilungen aus Neapel und Briefe aus Rom erinnern an das Beste dieser Art.

Was aber dieser Schrift einen eignen unvergleichlichen Werth gibt, das ist der Abschnitt über Kalabrien, welcher mit den Worten von Tasso eingeleitet wird:

> Will Völker schaun und ihre Glaubenssitten,
> Und Alles, was des Klugen Neid erregt,
> Wenn ich mit Lust von so entlegnen Orten
> Erzählen kann und sagen: Ich war dorten!

Der Verfasser hatte den Muth, dieß Land ganz allein und zu Fuße zu durchreisen. „Man hatte in Neapel, sagt er, Alles versucht, mich von dem Gedanken abzubringen, allein und zu Fuß durch Kalabrien zu reisen. Selbst Professor delle Chinje, an den ich empfohlen war, drang wiederholt in mich, die Reise nur mit einer sogenannten Guardia, einer gewöhnlichen Art von Bedeckung, anzutreten. Es half alles nichts, mein Entschluß war gefaßt und ich wollte ihn auch ausführen, es koste, was es wolle. Ich ließ meine geringe Baarschaft bis auf einige Thaler bei einem Freunde zurück, mit der schriftlichen Weisung, was damit zu machen sei, wenn ich binnen einer bestimmten Zeitfrist nicht wiederkehren sollte, und brach auf." —

Das Wagniß wurde gelohnt. Der Verfasser lernte das Land und seine Bewohner von einer neuen eignen Seite kennen. Wir bedauern keine seiner so sehr interessanten Schilderungen hier mittheilen zu können und darauf beschränkt zu sein, nur das Endergebniß seiner Beobachtung anzuführen.

„Bartels ist meines Wissens, sagt der Verfasser, der Einzige, welcher die Kalabresen in Schutz nimmt, sonst werden sie von den wenigen Reisenden, welche etwa dieses Land besuchen, als grundschlechte, rohe und räuberische Menschen geschildert. Hätten die Herren doch nur, bevor sie unbedingt abgesprochen, einen Blick auf die Geschichte des Volkes geworfen, ihr Urtheil wäre gewiß anders geworden. Es ist lieblos, die schlimme Seite einer Nation an's Licht zu stellen, ohne zugleich die Ursache anzugeben, aus denen all' die gerügten Fehler nothwendig entspringen mußten. Was war das Volk Gottes einst in der ägyptischen

Gefangenschaft? Was sind in neuerer Zeit die Griechen unter dem Joche der Türken geworden, bis der Götterfunken wieder in ihre Herzen schlug? Uebrigens habe ich mich überzeugt, daß ein großer Theil von dem, was man Böses und Schlechtes von den Kalabresen liest, nur ersonnen wurde, um leichtfertige Reisebeschreibungen damit auszufüllen. In einem Lande, das einmal wegen Banditen und Straßenräubern in übelm Rufe steht, erblickt eine kranke Phantasie in jeder Schlucht eine Mördergrube, zumal wenn die Polizei des Landes den Fremden selbst, statt ihn zu schützen, warnt, sich da oder dort in Acht zu nehmen. Ich habe in Kalabrien, wo ich bei Tag und Nacht, auf der offenen Straße und in unwegsamen Gebirgen, allein reisete, auch wohl böse Menschen angetroffen, aber doch weit mehr gute kennen gelernt und bin geneigt, alles, was mir Schlimmes widerfahren, mehr der von oben herab bewirkten Geistesverwahrlosung zuzuschreiben, als es auf Rechnung unbildsamer grundschlechter Herzen zu setzen. Man befreie Kalabrien vom Drucke, besonders des Pfaffthums und gebe ihm Volksbildungsanstalten, in kurzer Zeit wird alles anders sein. Die ganze Reise von Neapel bis Messina, während siebzehn Tagen, hat mich kaum sechs Thaler gekostet, und ich habe doch überall bezahlt, was man mir gefordert, ohne irgendwo nur im geringsten zu handeln und markten, wie man es sonst im übrigen Italien zu thun genöthigt und gewöhnt wird."

So sieht der Verfasser überhaupt mit eignen Augen und setzt sich überall mit dem Volke in unmittelbare Beziehung — ein Verdienst, dessen sich gewiß nur wenige der neuern Reisebeschreiber Italiens rühmen können.

Tr.

Die menschliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargestellt von Giacomo Bisozzi. Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1838.

Der Verfasser hat sein Werkchen der berühmten Schröder-Devrient zugeeignet, wohl nicht, daß das Buch ihr, sondern vielleicht daß ihr gefeierter Name dem Buche nützen möge. Signore Giacomo Bisozzi liefert seine Abhandlung in zehn Briefen auf 108 Seiten, und bleibt nach unserer Meinung dem Titel durchaus nicht treu, wenn er so weit ausholt, in den ersten Capiteln von dem Begriff des Tones, der Theorie der Klangverhältnisse, von der Wirkung des Klanges, Schalles und Tones

auf die Menschenseele u. s. w. zu sprechen. Ueberdies ist seine Darstellungsweise keineswegs klar, und die sich über diese Gegenstände Belehrung zu schaffen wünschen, thäten denn doch besser, den Chladni oder neuere Werke zur Hand zu nehmen. Z. B. wenn der Herr Verfasser gleich zu Anfange sagt: „Es ist bekannt, daß der Ton die Grundursache der menschlichen Stimme ist," — so gestehen wir, daß wir bis jetzt so voreilig waren, den Ton für die Wirkung der Stimme zu halten. Wenn aber der Hr. Verf. sagt: „bei dem Einathmen erfolgt kein eigentlicher Ton," so behaupten wir beim bloßen Ausathmen auch noch keinen musikalischen Ton gehört zu haben. Die verschiedenen aufgestellten Hypothesen über die Bildung, Entstehung des Tones in dem Kehlkopfe von Antoin Ferrein, Chladni und Burdach widerlegt der Verfasser übrigens gründlich, und wählt den physikalischen Weg, um in diesem räthselhaften Prozeß zu einem genügenden Resultate zu gelangen. Er findet es endlich darin, „daß unsere Stimme nur durch die Durchpressung der eingezogenen Luft „von den Lungen aus durch den Kehlkopf bis zur Mundhöhle entstehe, „und zwar, daß Reibungen der Luftschwingungen an den innern Wänden als Ursache aller Töne, nicht aber die Stimmritzenbänder und ihre „vermeintlichen Schwingungen, dafür anzusehen seien." Was der Verfasser im vierten Briefe über Falset- und Kastratenstimmen, dann über das Mutiren der männlichen Stimme sagt, verdient beherzigt zu werden. Ebenso das über den Einfluß des Klima's auf die menschliche Stimme und manches andere. Wenn der Herr Verfasser, ein Italiener, übrigens behauptet, daß in Deutschland sehr wenig schöne Stimmen gefunden werden, so machen wir ihn vorläufig auf den weit größeren Mangel in Frankreich aufmerksam. Die lithographirten Abbildungen zeigen uns in zwölf Figuren die Stimmwerkzeuge einzeln und zur Thätigkeit verbunden. Wir empfehlen das Werkchen Gesanglehrern bestens. H. T.

Digitized by Google

X.

Correspondenzblätter.

† Aus Zürich. (Dr. Strauß und die Züricher.) *)

Es war eine glückliche Zeit für die Journalisten und Buchdrucker des Kantons Zürich, das erste Viertel des Jahres 1839, und hätten der belgisch-holländische Traktat, die Coalition, Mexiko, und der Großfürst von Rußland nicht zufälliger Weise zugleich die Aufmerksamkeit des europäischen Zeitungspublikums in Anspruch genommen, so würde sich dieses ohne Zweifel in höherem Maße an dem Kampfe ergötzt oder erbaut haben, in welchem an den Ufern der Limmat so viel — Druckerschwärze vergossen wurde. Bis er seinen Homer findet, will ich es versuchen, mit meiner leichten Barke in diesen Hafen einzulaufen, wo auch das Kriegsschiff vor Anker liegt, dessen Kapitain im heiligen Kriege die Hauptrolle spielte, wenn gleich nur eine passive. Mein Beruf zum Geschichtsschreiber, d. h. zum Schreiber dieser Geschichte, liegt einzig in meiner Unparteilichkeit und darin, daß ich von der Sache nichts verstehe, was, wie die geehrten Leser in der Folge sehen werden, eine große Empfehlung und keineswegs lächerlich ist.

Bald nachdem das „Leben Jesu" erschienen war, trug es sich zu, daß an der Hochschule in Zürich die Stelle eines Professors der Dogmatik und Kirchengeschichte erledigt wurde, zu welcher einige Mitglieder des Erziehungsrathes, dem die Wahl zusteht, den berühmten Biographen vorschlugen, ohne mit ihrer Ansicht durchdringen zu können. Sie ergaben sich als gute Republikaner in den Beschluß der Majorität und harrten auf bessere Tage, indem sie von Zeit zu Zeit einige Zeitungsartikel ausschickten, als Stimmen des Rufenden in der Wüste, um dem Heiland den Weg zu bereiten. Dieser ließ es sich wahrscheinlich nicht in den Sinn kommen, zu

*) Für eine zusammenfassende Darstellung der letzten Ereignisse in Zürich hofft die Redaction auch nachträglich noch ein Interesse voraussetzen zu können.

welcher großen Rolle seine Gönner und Proselyten ihn bestimmt hatten, ja vielleicht wußten sie es selbst noch nicht, und gedachten nur, die Celebritäten, welche an der Züricher Hochschule Gastrollen gaben, mit einer neuen zu vermehren „dem Volke zu Nutz, den Pfaffen zum Trutz." Im Anfange des Jahres 1839 hielt man den Weg für hinlänglich geebnet und ersuchte die theologische Fakultät, den rechten Biß in den Apfel der Erkenntniß zu thun. Allein diese fand die Frucht sauer und äußerte in ihrem vom Professor Alexander Schweizer verfaßten, von den Herren Hirzel und Fritzsche als Decan und Actuar unterzeichneten Gutachten, daß sie es noch nicht an der Zeit finde, dem Herrn Doktor einen akademischen Wirkungskreis einzuräumen, welcher Meinung nur Professor Hitzig als Minorität entgegentrat. Der Bürgermeister Hirzel aber hatte nicht umsonst gewartet, als die Postkutsche von Winterthur das Mitglied No. 14 des Erziehungsrathes, einen harmlosen Landschullehrer, brachte — ein Diner, bei welchem der Wein nicht gespart wurde, übte überzeugende Beweiskraft, die siebente Stimme war gewonnen und die des Consuls als Präsidenten entschied die Wahl (am 26. Jänner). Jacta erat alea!

Es ist jedem bekannt, was erfolgt, wenn man in ein Wespennest sticht — die Mitglieder des Kirchenrathes und die Zunftgenossen begnügten sich vorläufig damit, ihre Stacheln zu schärfen und bereit zu halten. Ihr Chef, Primas, oder wie er sich zum großen Aerger des Herrn Professors J. C. Orelli auch nennt und nennen läßt, das Oberhaupt der Landeskirche, der Antistes Füßli beschloß, den Vätern des Vaterlandes die Noth der Kirche zu klagen, und brachte vor den eben versammelten großen Rath eine Motion des Inhaltes, daß in Zukunft dem Kirchenrathe bei der Wahl der theologischen Professoren irgend ein Einfluß eingeräumt werden möge. Jedes Kind konnte begreifen, daß es sich nicht um die Zukunft, sondern um die Gegenwart und speziell um den Doktor Strauß handle, und es wurde auch von beiden Seiten zugestanden, daß, wenn die Motion für erheblich erklärt würde, dies als Mißbilligung der geschehenen Wahl und als Wink für den Regierungsrath anzusehen sei, sie nicht zu bestätigen.

Am 31. Jänner constituirte sich die gesetzgebende Behörde des eidgenössischen Standes Zürich zum Nationalkonzilium, um sich in letzter Instanz über die Orthodoxie des Doktors auszusprechen, und der Antistes eröffnete den Kampf mit der Begründung seiner Motion, wobei ihn freilich der Widerspruch zwischen ihrem Wortlaute und Zwecke in eine zweideutige Lage versetzte. Doch wurde diese Klippe ziemlich glücklich umgangen und mit ruhiger Sicherheit auf das Ziel losgesteuert. Da erhob sich der Bürgermeister Hirzel, so lang er ist (und er ist, beiläufig gesagt, sehr lang und verhältnißmäßig dick, so daß man bei der Erbauung der Münsterbrücke sogar den Vorschlag machte, seine „Unaussprechlichen" zum

Digitized by Google

ewigen Andenken in den Grundstein zu legen) und bewies durch Auszüge aus dem „Leben Jesu," daß dessen Verfasser nicht nur kein Antichrist, sondern selbst ein guter protestantischer Christ sei, der nur das in der Rumpelkammer der Kirche staubig und unkenntlich gewordene Bild von seiner Schmutzrinde befreit und dessen ursprüngliche Gestalt hergestellt habe, der, wie Zwingli u. Comp. zur Bibel, so zu Christus selbst zurückgegangen und darum ganz der Mann sei, eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage der Reformation zu veranstalten. Ihre Nothwendigkeit könne Niemand läugnen, der ins Auge fasse, wie wenig Befriedigung die Kirche mit ihren veralteten Dogmenapparate dem religiösen Bedürfniß der „Denkgläubigen" biete, und da sie sich nicht selbst reformiren wolle, sondern stationär bleibe, so sei nichts übrig, als ihr besagte Reformation mit Gewalt aufzubringen. Hirzel hatte in der Revolution von 1830 einige Broschüren geschrieben, in denen er Religion und Politik auf wunderliche Weise aneinander kuppelte, und galt von jeher für sehr religiös und eher dem Mystizismus als der entgegengesetzten Ansicht zugethan. Als es sich das erste Mal um die Berufung von Strauß handelte, sah man ihn unter ihren Gegnern, und seine Bekehrung datirt sich von dem Zeitpunkt, als er den Doktor persönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Was bei allen Convertiten der Fall ist, traf bei ihm in desto höherem Maße ein, als es ihm wirklich Ernst war, und wenn er nun als beinahe fanatischer „Straußianer" auftrat, so lag die Ursache davon in seinem sanguinischen und zur Schwärmerei geneigten Temperamente. Ich bin weit entfernt, ihm diesen Meinungswechsel zum Vorwurf zu machen, und obgleich ich über diesen Punkt nicht der Theorie des Journal des Debats oder des Herrn L'herminier huldige, so halte ich es doch mit Börne für eine große Pedanterie zu glauben, daß der Mensch bis an sein seliges Ende immer dasselbe meinen müsse. Ich denke ferner, daß die Protestanten kein Recht haben, den Verfasser des Lebens Jesu zu anathematisiren, und ihn von Kirche und Fakultät auszuschließen, da er nur der konsequenteste unter ihnen ist und sich nichts anmaßt, was Luther und Zwingli sich nicht auch angemaßt haben. Allein wo eine Verfassung, freilich meines Erachtens mit dem Princip des Protestantismus in Widerspruch, die protestantische Kirche nach dem evangelisch-reformirten Lehrbegriff als Landeskirche aufstellt und schützt, scheint es nicht passend, denjenigen zum Lehrer der Dogmatik und somit zum hauptsächlichsten Bildner der Geistlichen zu ernennen, welcher selbst erklärte, daß man mit seinen Ansichten nicht wohl die Kanzel besteigen könne. In einer Republik vollends ist es nicht Sache eines Häufleins, das sich für den Augenblick zufällig am Ruder befindet, Peter den Großen oder Joseph den Zweiten zu spielen und Reformen zu dekretiren, von denen es sehr zweifelhaft ist, ob sie im Wunsch oder im

Digitized by Google

Bedürfniß des Volkes liegen und in ihm zum Bewußtsein gekommen sind. Es scheint in der That, als ob meine gnädigen Herren von Zürich diesmal ein monarchisches Gelüste bekommen und vergessen hätten, daß republikanische Regierungen nicht die Fahnenträger sind, denen das ganze Corps bongré malgré nachmarschiren muß, sondern nur die selbstgewählten Offiziere einer Nationalgarde, denen man gehorcht, so lange man es für gut findet, indem man es sich vorbehält, sie nach dem car tel est mon plaisir abzusetzen. In dieser Angelegenheit nun gereichte es überdies jenem Häuflein, das man die Radikalen nennt, und der Sache, welche sie durchsetzen wollten, sehr zum Nachtheile, daß die Mehrzahl derselben durchaus nicht im Geruche der Heiligkeit steht, und ihr Privatleben, ob mit Recht oder Unrecht, will ich hier unerörtert lassen, frommen Seelen sehr zum Anstoße gereicht, weswegen eine von ihnen empfohlene religiöse Ansicht dem Volke schon a priori als verdächtig erscheint. Im großen Rathe thaten sie zwar ihr Möglichstes, um sich weiß zu waschen, sprachen sehr erbaulich von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, betheuerten ihre guten Absichten, und schoben alle Schuld auf die Geistlichen und deren Trägheit, zurückgebliebene Bildung und dogmatische Erstarrung, u. s. w. Insbesondere verdient hier die radikale Dreieinigkeit rühmliche Erwähnung, welche in den Personen des Altobergerichtspräsidenten, Fr. Keller, des Oberrichters Füßli und des Staatsanwaldes Ulrich die Trias von Geist, Seele, Leib auf mystische Weise darstellt, und im Kampfe gegen eine Phalanx von Geistlichen und deren keineswegs verächtliche Alliirte mit bewundernswerther Taktik von allerlei theologischem und juridischem Rüstzeug Gebrauch machte. Ihnen gegenüber sprachen die Professoren Schweizer und Bluntschli, ersterer ein Schüler Schleiermachers und des Krypto-Straußianismus verdächtigt, der andere als Redakteur des östlichen Beobachters, der konservativen Prinzipien huldigt, und als Züricher Korrespondent der Allgemeinen Zeitung nichts weniger als ein Schooßkind des Radikalismus. Jener faßte die Sache mehr vom theologischen, dieser vom reinwissenschaftlichen und juridischen Standpunkte auf, und beide machten ihren Gegnern die Hölle so heiß, als sie es vermochten. Eine Schaar untergeordneter Kläffer beider Partaien biß sich herum, bis nach einer fast zehnstündigen Diskussion die Motion mit 98 gegen 49 Stimmen für unerheblich erklärt und so die Prüfung der Geister des großen Rathes zu Gunsten des Doktor Strauß entschieden wurde. Einige Tage darauf bestätigte der Regierungsrath mit 15 gegen 3 Stimmen die Wahl, und Strauß war gesetzlich Professor der Dogmatik an der Hochschule von Zürich.

Die öffentliche Meinung hatte sich bis jetzt nur sehr unvollständig ausgesprochen; zwar nahm die liberale, oder wenn man lieber will, die radikale Presse Zürichs und der Schweiz fast ohne Ausnahme für Strauß

Digitized by Google

Partei, aber die Gesinnungen der Redaktoren sind noch nicht die des Volkes und in der Schweiz weniger als anderswo. Hier sind die Zeitungen nicht die Köche, welche dem Volke die politische Nahrung zubereiten, die es an jedem Morgen verzehrt, wie ein Pariser Epicier den Constitutionnel; hier sind sie der Mehrzahl nach Kanäle, auf welchen Persönlichkeiten aller Art in das Meer der Oeffentlichkeit geschwemmt werden, und der Ton einiger unter ihnen wird vielleicht nur von dem gewisser Ausgeburten des amerikanischen Republikanismus übertroffen. In Zürich nimmt „der Republikaner" die bedeutendste Stellung ein, an dessen Redaktion einst Ludwig Snell den thätigsten Antheil nahm, während sie nun aus den Händen des Professors Vögeli in jene des Regierungsrathes Weiß und und des Oberrichters Füßli übergegangen ist. Er trägt zwar keine Glacéhandschuhe, ist aber ziemlich manierlich, bespricht vorzüglich gern materielle Interessen, gehört zu den Juristen, die man im Alterthume Sophisten nannte, und konnte bis jetzt als das Organ der herrschenden Partei angesehen werden. Am meisten verbreitet, besonders auf dem Lande, ist die Züricher Freitags-Zeitung „von und bei David Bürkli," eine Frau Base, geborne Züricherin, und gute Christin; und diese war es vorzüglich, welche den Kreuzzug gegen die Ungläubigen eröffnete und fortwährend in der ersten Reihe focht. Die Pfarrer, **pro aris et focis** kämpfend, ließen ihre Batterien von der Kanzelbrüstung spielen, die Zionswächter in den Kirchenzeitungen riefen zu den Waffen, und die Malkontenten aller Farben und Devisen schlossen sich der Glaubensarmee an — einige wirklich für Religion und Kirche besorgt, andere es heuchelnd und in der Absicht, bei dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen. Im Richterschweil am linken Ufer des Zürichersees, von dessen industriellen, lebhaften Umwohnern von jeher die Bewegungen ausgingen, wurde das Hauptquartier aufgeschlagen und alle Gemeinden des ganzen Landes eingeladen, Abgeordnete zu schicken, damit man gemeinsam die nöthigen Maßregeln berathe, um den Antichrist fern zu halten. Als seine Bundesgenossen fing man an, das neue Volksschulwesen und dessen hauptsächlichsten Beförderer, den Seminardirektor Scherr zu bezeichnen, der als Mitglied des Erziehungsrathes auch für Strauß gestimmt, und stets zu den Flügelmännern der Radikalen gehört hatte. Der im Seminarium den jungen Leuten ertheilte Religionsunterricht mochte allerdings ungenügend, die ihnen gegebene Richtung einseitig und oberflächlich, das Betragen der dort gebildeten jungen Schullehrer gegen die Pfarrer anmaßend und im Dünkel des Halbwissens absprechend sein, aber darin lag noch kein Grund, das viele Gute zu verkennen, welches die neue Schuleinrichtung schon gewirkt hatte und noch wirken konnte, und den Mann, der sich um dieselbe unstreitig manches Verdienst erworben, auf eine wahrhaft leidenschaftliche Weise zu ver-

Digitized by Google

ketzern und persönlich zu bedrohen, wobei sich vielleicht auch der Verdruß Luft machte, daß er als Fremder sich zu thätig in die Politik eingemischt.

Strauß und Scherr wurden also das Feldgeschrei; Broschüren und Carrikaturen aller Art suchten auf das Volk einzuwirken, und die Erörterung dieser Angelegenheit verschlang jede andere Diskussion. Bürgermeister Hirzel sprach einige Worte „an seine Mitmenschen im Canton Zürich," die aufklären und beruhigen sollten, und äußerte sogar die Hoffnung, der schöne Fremdling werde seinen lieben Mitbürgerinnen recht sehr gefallen; Dr. Henne von St. Gallen erließ Sendschreiben an die Züricher und ihren großen Rath, Dr. Paulus in Heidelberg ließ seine Stimme erschallen, Herold schleuderte ein Gedicht in die empörten Wogen, ein Anonymus in Luzern setzte die Tiare auf, pries die katholischen Gesinnungen der Züricher und ermunterte sie zum Ausharren, sprach die Hoffnung aus, daß sie bald in den Schooß der Alleinseligmachenden zurückkehren würden und designirte bereits die Vorsteher des an den Ufern des Zürchersees zu errichtenden Jesuitenklosters; Dr. Bobrik, Professor der Philosophie, bemühte sich in fünf Vorlesungen, den Zürchern einige Begriffe von Hegelscher Philosophie und Straußischer Religion beizubringen — es half Alles nichts. Hirzel wurde verhöhnt und insultirt, Henne und Paulus wurden überhört, Herolds Gedicht verschwand spurlos in den Fluthen, und gegen die päpstliche Bulle riefen der Waldstädterbote und die Schildwache am Jura die Polizei an. Auf einer Carrikatur sah man Hirzel und die Seinigen mit mehrern Zuthaten vor einem Strauß knieen, der von Mephistopheles geritten auf Kreuz und Bibel tritt; auf einer andern bemüht sich die Gemeinde Pfaffenhofen, mit ihrer Feuerspritze das Licht auszulöschen, welches ein Strauß ihr im Schnabel entgegenträgt. Der Papst als Spritzenmeister schreit aus Leibeskräften nach Wasser und Alles, was Zürich an Orthodoxie zählt, eilt ohne Unterschied des Geschlechtes, Löschmaterialien in der Gestalt von Zeitungen, Broschüren u. s. w. herbeizutragen. Auch die Gegner waren nicht müssig, und mancher Pfarrer benutzte diese Gelegenheit zu seinem schriftstellerischen Debüt. Auf beiden Seiten war man nicht sehr gewissenhaft in der Auswahl und dem Gebrauch der Waffen; wenn man hier die Alternative stellte: „Strauß oder Christus," und herumbot, der Tübingerdoktor trage das Zeichen der Brandmarkung auf dem Rücken, die Regierung wolle dem Volke seine Religion nehmen, wobei dann mancher schwur, eher solle ihn der Teufel holen, als er dieses zulasse, und zum Beweise seiner Orthodoxie jeden durchzuprügeln Miene machte, der des Straußianismus verdächtig war: so suchte man dort die Bewegung als das bloße Ergebniß pfäffischer Intriguen im Bunde mit aristokratischen Reaktionstendenzen darzustellen, organisirte einen Verein zum Schutz von Verfassung und Gesetz, einen andern für Volks-

bildung und renommirte in den Zeitungen ganz erschrecklich. Die Regierung, welche schon den Erziehungsrath angewiesen hatte, die Einberufung des Dr. Strauß für jetzt zu suspendiren, erließ eine Proklamation, die man nicht beachtete und ad acta legte, während die Aufforderung des Richtenschweiler Comités, überall Bezirks-Comités zu bilden und Abgeordnete zu der in Zürich abzuhaltenden allgemeinen Versammlung zu wählen, beinahe ohne Ausnahme, auch in der Stadt Zürich, befolgt und das Schicksal der Religion in die Hände von 22 Männern gelegt wurde, welche sich unter dem Präsidium des Herrn Hürlimann-Landis, eines reichen Fabrikanten vom Seeufer, in der ehemaligen akademischen Aula an der Fraumünsterkirche versammelte, und als Resultat ihrer Berathung dem Regierungsrathe am 2. März eine Adresse vorlegten, in der sie im Namen des Volkes auf Zurücknahme der Berufung des Dr. Strauß und auf Reformen im Volksschulwesen drangen. Der entscheidende Moment für die Regierung war gekommen; sie mußte entweder den gesetzlich gültigen, vom großen Rathe sanktionirten Beschluß der verfassungsmäßigen Behörden nöthigenfalls mit Gewalt zu handhaben entschlossen sein, oder nachgeben, indem sie abtrat oder den Beschluß zurücknahm. Dem erstern, was zwar gewagt aber immer noch möglich war, widersetzte sich vorzüglich der Amtsbürgermeister Heß, während Staatsanwald Ulrich und Dr. Keller darauf drangen, und Hirzel sogar das Siebnerkonkordat anrufen wollte; zum letztern verstand sich eine Majorität von 10 Regierungsräthen gegen 8 in der Weise, daß sie zwar die Adresse als ungeziemend und die Schranken des Petitionsrechtes überschreitend zurückwiesen, aber zugleich auf den Vorschlag des Herrn Eduard Sulzer, derzeit Finanzminister, den Erziehungsrath einluden, nachzusehen, ob auf den vorliegenden Fall nicht der §. 186 des Schulgesetzes angewendet werden könne, welcher den Erziehungsrath ermächtigt, mit Vorbehalt der Genehmigung des Regierungsrathes einen Professor, der durch Alter oder andere unverschuldete Ursachen außer Stand ist, seine Stelle zu versehen, in Ruhestand zu versetzen. Der Erziehungsrath hatte keine Lust, die Katzenpfote zu machen, und gab den guten Rath, man möge eine zweite Professur der Dogmatik errichten, um so den Wünschen des Volkes Rechnung zu tragen (ein offizieller Lieblingsausdruck der Züricher). Das Comité aber verfaßte, nachdem seine Adresse zurückgewiesen worden war, eine Petition, in welcher auch die Wünsche für größern Einfluß der Kirche auf die Schule näher bezeichnet waren und schickte sie an alle Gemeinden zur Berathung und Unterzeichnung. Von ersterer war keine Rede, da die Straußianer entweder nicht in die Gemeindeversammlungen gingen, oder, wo sie sich rührten, zum Schweigen gebracht wurden, und so kam es, daß sich über 39,000 Bürger für die Petition, kaum 2000 gegen sie erklärten. Der Re-

gierungsrath beschloß nun den großen Rath zum zweiten Mal als Richter anzurufen, da ohnehin von zwei Seiten her eine außerordentliche Einberufung desselben verlangt werden wollte (auf das Begehren von 24 Mitgliedern muß er außer der gewöhnlichen Zeit zusammentreten). In diesen letzten Tagen erschien auch das bekannte Sendschreiben des Dr. Strauß an die Herren Hirzel, Hitzig und Orelli gerichtet, aber seinem ganzen Inhalte nach für das Volk und vorzüglich für dessen Vertreter bestimmt. Auch die Studirenden regten sich, beriethen eine Petition an den großen Rath im Sinne der durch Fernhaltung des Professors Strauß gefährdeten Lehrfreiheit, beschlossen den Herren Hirzel und Orelli eine Serenade zu bringen, welche in Berücksichtigung möglicher Ruhestörungen unterblieb, und erließen ein Danksagungsschreiben an den letztern, der im Erziehungsrathe „für den begeisterten und begeisternden Lehrer Dr. Strauß" gestimmt, dessen Sendschreiben bevorwortet, überhaupt zu den eifrigsten Beförderern seiner Berufung gehört und sich geäußert hatte, seit Lessing sei unter den Deutschen kein schärferer Denker aufgestanden als Strauß.

Unter diesen Auspicien nun trat der von der Regierung zu einer außerordentlichen Sitzung einberufene große Rath am 18. März zusammen, um einen von diesen vorzulegenden Bericht und Antrag zu berathen, und sich über zwei Motionen auszusprechen, deren eine von 24 Mitgliedern eingebracht die Hochschule, die andere von 26 — das Volksschulwesen betraf. Der Präsident Jonas Furrer, ein Advokat, welcher bei diesem Anlasse auch in die Theologie hineingepfuscht und in einem Aufrufe an das Volk den Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus sehr scharfsinnig auseinandergesetzt hatte, indem er als Grundlage des erstern den todten Buchstaben, als die des andern den Geist der Bibel angab; dieser besagte Präsident eröffnete die Versammlung mit einer Rede, in der er unter andern darauf hinwies, daß zu gleicher Zeit auch das Richtenschweiler oder Glaubens-Comité (gleichsam als ein zweiter Rath von Volksrepräsentanten) Sitzung halte. Dem Antrag der Regierung, welcher die Sanktion des großen Rathes für das vorgeschlagene Auskunftsmittel der Pensionirung zu erhalten bezweckte, stellte Bürgermeister Hirzel den seinigen entgegen, der auf Aufrechthaltung der Ernennung drang, und in Errichtung einer zweiten Professur und Suspendirung der Einberufung hinlängliche Berücksichtigung der Volkswünsche fand. Regierungsrath Bürgi endlich wollte durch Aufhebung der Hochschule den Knoten zerhauen und das Volk radikal beruhigen. Eine Majorität von ungefähr 20 Stimmen entschied, daß die Frage wegen Aufhebung der Hochschule nicht in die Berathung über den Regierungsantrag hineingezogen werden solle, was man insofern als eine Niederlage der Radikalen ansehen konnte, als sie gehofft hatten, auf diese Weise die Verhandlungen

Digitized by Google

zu verwirren, und indem sie diesen Antrag als den einzigen verfassungsmäßigen Weg darstellten, auf dem man Strauß fern halten könne, ihre Gegner in eine fatale Alternative zu verwickeln. In der Diskussion über den Regierungsantrag wurde vorzüglich die Volksbewegung vielfach angegriffen und vertheidigt, und da man den Strom nicht ignoriren konnte, welcher das Land überfluthet, so stellte man seine Quellen als trüb und vergiftet dar. Es war komisch, diejenigen, welche so oft das Dogma von der Volkssouveränetät als das Alpha und Omega ihres politischen Glaubensbekenntnisses proklamirt hatten, sich jetzt winden und krümmen zu sehen, um den Konsequenzen desselben zu entschlüpfen, und Herr Keller stand nicht an, die Doktrine Guizots vom **pays légal** auf den vorliegenden Fall anzuwenden und zu erklären, der Erziehungs-, Regierungs- und große Rath sei eben das Volk, und habe sich schon einmal und unwiderruflich für Strauß ausgesprochen. Oberrichter Füßli faßte die Sache von einem Gesichtspunkte auf, der meines Erachtens jetzt der richtigste war, und suchte zu beweisen, daß der große Rath die Aufrechthaltung des Beschlusses seiner eigenen Ehre, der Ehre und dem Ansehen der Behörden und des ganzen Kantons der Schweiz und dem Auslande gegenüber, der Gerechtigkeit gegen die Wissenschaft und Dr. Strauß schuldig sei. Zugleich bemühte er sich die Radikalen gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit zu rechtfertigen, indem er sich selbst gegen ihn verwahrte. Es handelte sich eigentlich nur darum, den Kopf mit Anstand in die Toga zu hüllen, bevor man fiel, da es schon vor dem Beginne der Diskussion nicht zweifelhaft war, die übergroße Mehrzahl der Mitglieder des großen Rathes werde stimmen, wie das Volk es wollte, um so mehr, als die persönliche Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit der Berufung und den durch Ehre und Gerechtigkeit gebotenen Beharren auf derselben federleicht wog gegen die Furcht vor einem Bürgerkriege. Mit einer Majorität von mehr als 100 Stimmen billigte der große Rath den Bericht und Antrag des Regierungsrathes, und schon am nächsten Vormittage wurde von diesem und dem Erziehungsrathe die Pensionirung des Professors Strauß beschlossen und ihm ein Ruhegehalt von 1000 Schweizerfranken (900 wäre das Minimum gewesen) zugesichert.

Wenn die Radikalen, nachdem die Frage über Strauß auf diese Weise entschieden war, den Antrag wegen Aufhebung der Hochschule doch noch brachten, obwohl sie früher erklärt hatten, sie stellten ihn nur, weil sie in ihm das einzige verfassungsmäßige Mittel zur Entfernung des Doktors sähen, so geschah es hauptsächlich, um sich an ihren Gegnern zu rächen, ihre gefährdete Popularität wieder zu gewinnen und zu befestigen, und einer Malice gegen die Universität Luft zu machen. Fiel die Hochschule, so konnte dies als ein der Stadt und der Aristokratie oder besser, dem

Conservatismus beigebrachter Schlag gelten, die Bewegung erschien im Lichte einer Reaktion gegen alle Wissenschaft, man erwarb die Sympathie jener ehrenwerthen Klasse von Repräsentanten und Repräsentirten, welche derlei Gegenstände mit dem Ellenstab messen und nach dem Preiscourant beurtheilen, man hatte sich endlich an jenen albernen deutschen Professoren gerächt, welche sich nicht zu Werkzeugen des Radikalismus hergeben wollten, und eine Stellung einzunehmen suchten, wie sie der Wissenschaft und ihren Priestern überall gebührt. Darum schrie man jetzt, eine Hochschule ohne Lehrfreiheit sei schlimmer als keine, und als diese Argumentation nicht recht anschlagen wollte, abortirte man mit der Motion, welche der Regierungsrath Bürgi vor den großen Rath brachte, den seine Partei als „Sturmbock" benutzte, weil ein Rest von Ehrgefühl die Koryphäen abhielt, sich durch Stellung derselben zu brandmarken. Diese Motion trug in dürren Worten auf Aufhebung der Hochschule an, weil ihre Leistungen den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, und hatte die Naivität, die Stadt fragen zu wollen, ob sie im Falle der Aufhebung den jährlichen Beitrag von 20,000 Franken auch ferner noch zu leisten gesonnen sei. Zur Begründung seiner Motion führte der staatskluge und sehr schalkhafte Herr Regierungsrath als captatio benevolentiae an, daß er zwar von der Sache nichts verstehe, aber seine unmaßgebliche Meinung dahin gehe, daß die Hochschule wenn nicht gar nichts, doch im Verhältniß zu dem, was sie koste, viel zu wenig leiste. Man habe bei ihrer Gründung gemeint, sie werde zur schweizerischen Nationalhochschule avanciren, deutsche Studenten würden in Schaaren heranziehen — diese Hoffnungen seien aber alle in's Wasser gefallen, da Basel die seinige behalten, Bern eine errichtet, und die deutschen Regierungen so unhöflich gewesen, die Züricher Universität zu proscribiren. Er hatte die Vorsicht gebraucht, seine Rede aufzuschreiben und abzulesen, wahrscheinlich um vom heiligen Feuer der Begeisterung nicht zu weit fortgerissen zu werden, und als er geendet, setzte der Vandale sich nieder. Andere Redner, denen wir die Schande ersparen wollen, ihre Namen hier gedruckt zu lesen, stimmten in den Pöbelruf ein, indem sie gerade durch ihre Argumentation bewiesen, daß eine Universität, an der wenigstens die Logik gelehrt wird, ein wahres Bedürfniß für den Kanton Zürich sei. Der Kostenpunkt war das Steckenpferd, auf welchem diese Herren herumritten, welche gewohnt sind, die höchsten wie die niedersten Interessen des menschlichen Lebens auf den armseligen Leisten ihrer eigenen Bornirtheit zu schlagen und die doppelte Buchhaltung als den Kulminationspunkt aller Weisheit anzusehen. Freilich läßt sich das Soll und Haben einer wissenschaftlichen Anstalt nicht in Züricher Gulden und Schillingen berechnen, ihre Resultate lassen sich nicht gleich in Waarenballen packen und in Magazinen aufspeichern, aber wer das Facit

Digitized by Google

zu ziehen weiß, freut sich des namhaften Ueberschusses, welcher der Humanität aus den Gedankenfabriken zu Gute kommt. Unter denjenigen, welche am 19. März die Sache der Wissenschaft vertheidigten, übernahm es vorzüglich Herr Eduard Sulzer, die ökonomische Seite zu würdigen und es kostete ihm wenig Mühe, in den Angaben, auf welche sich der Herr Regierungsrath Bürgi sehr viel einzubilden schien, einige allerliebste Rechnungsfehlerchen nachzuweisen. Wenn er äußerte, daß ihn, falls er einen solchen Antrag gestellt, Schamröthe übergossen haben würde, wenn der Regierungsrath Hirzel in gerechter Indignation gegen solchen Vandalismus aufflammte, und denjenigen, der sich damit gebrandmarkt, indirekt einen Barbaren, Unmenschen, Kannibalen nannte, so übten sie nur ein gerechtes Strafamt aus, und selbst die Seite, von der jener Antrag ausgegangen war, mochte fühlen, daß sie einen schuldigen Rücken zerfleischten. Die Herren: Professor Dr. Bluntschli, Oberrichter Ulrich, Bürgermeister Hirzel, Professor Schweizer, Bürgermeister Heß, Altbürgermeister von Muralt, Erziehungsrath Meyer, Regierungsrath Dr. Hegetschweiler, Obergerichtspräsident Fiesler, Stadtrathsvizepräsident Gysi-Schinz beleuchteten die Frage von allen Seiten, indem sie dieselbe von dem Gesichtspunkte der Wissenschaft, des Rechtes, der Freiheit, der Politik prüften, die Sophismen der Gegner unbarmherzig aufdeckten, und sie so in die Enge trieben, daß sie am Ende, den gelehrten Herrn Motionsteller an der Spitze, erklärten, sie seien weit entfernt, eine Aufhebung zu beabsichtigen, und wünschten nur, daß eine Commission niedergesetzt werde, um die Verhältnisse der Hochschule zu prüfen, allfällige Modifikationen, und nur, wenn die Anstalt unverbesserlich sei, ihre Aufhebung vorzuschlagen. Dies konnte den Freunden der Universität nur erwünscht sein, da es sich allein auf diese Weise hoffen ließ, den wiederholten Angriffen auf dieselbe, welche nothwendig nachtheilig auf ihr Gedeihen wirken mußten, endlich ein Ziel zu setzen; und obwohl einige unter ihnen wünschten, daß diese Commission in Folge einer andern Motion ernannt würde, und darum gegen ihre Erheblichkeit stimmten, so wurde diese doch mit Mehrheit beschlossen, und eine aus 9 Mitgliedern bestehende Commission gewählt, welche dem großen Rathe bis zur nächsten Sommersitzung Bericht über die Hochschule abstatten sollte*). Auch erklärte der große Rath am letzten Tage die Motion über das Volksschulwesen für erheblich und ernannte eine Commission von 11 Mitgliedern zu ihrer Begutachtung.

F. E. Pipitz.

*) **Bekanntlich ist seitdem das Bestehen derselben außer Zweifel gestellt worden.**

Digitized by Google

Hanseatische Briefe.

1.

Wer die fragmentarische Hansa unserer Zeit, Lübeck, Hamburg und Bremen mit allen Tendenzen und Combinationen, zuvörderst das republikanische Centrum und den Nerv des öffentlichen Lebens beachtet, wer dann den Blick über das ganze aus der Vogelperspective schweifen und solche Totalauffassung mit Deutschland und deutscher Strebekraft rücksympathisiren läßt; der sei im hanseatischen Dreiblatt des bittersten Tadels gewärtig. So war es immer, so wird es lange sein. Als Beurmann die gellende Tuba blies, zeterte Bremens ehrliebende Bürgerschaft ein lautes „Kreuzige" und „den Verrath am Vaterlande," seufzte Lübeck über gemißbrauchte Gastfreundschaft; — als Hamburg vor Kurzem sein Spiegelbild sah, bewies es durch befangene Anschauung der eigenen Dimensionen, daß es, obwohl weniger als die alterthümlichen Schwestern, doch zur Kategorie jener Hansa gehöre, die, aus zäher Materie die zähe Liebe zur Herkömmlichkeit entwickelnd, dem progressiven Princip der Zeit hartnäckigen Widerstand leistet und jeden Beobachter ihres Thuns und Treibens polternd zurückstößt. Das schäbigste Philisterium der Reichsstadt hat Bremen, wie Lübeck durch die französische Epoche zur renovirten Freiheit herübergezerrt; Hamburg emancipirt sich, weniger vom klaren Selbstbewußtsein durchdrungen, als mit kaustischer Beitze von Außen. Ihm fehlt harmonische Ineinsbildung, organisches Ineinanderfassen der Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, um, durch äußere Umstände in seinen Zuständen begünstigt, doch kein Wechselbalg des leidigen Zufalls, sich mit vollem Wissen zum Hochpunkte der Zeit zu geleiten, um, was die Aeußerlichkeit fördert, nicht wieder durch Stabilität der Innerlichkeit zu bewältigen, den Gährungsproceß des Fortschrittes jedes Mal unterdrückend, nicht wieder zur geistlosen Masse, dem Urstoff der Hansa, zusammenzusinken. Materialismus ist das hanseatische Lebenselement; aus ihm brodelt der momentane Scheinpatriotismus, ächt hanseatisch, doch selten deutsch, aufgerührt durch jede Schrift, worin die Ammenmilch des Vorurtheils nicht materiell als Fleisch und Blut incarnirt, das hanseatische Maaß nicht zum Weltmaaß gemacht wird.

Land und Meer im Mittelalter durch merkantilisches Faustrecht beherrschend, vom Wogendrang der Cultur umbrandet, stürzte ein zuckender Hüne, der hanseatische Städtebund. Ohne organische Einheit, durch materiellen Vortheil der einzelnen Glieder nur locker geknüpft, durch Handelsegoismus und Jalousie die eigne Kraft zerspaltend, war die Hansa, als Materie, von der Zeit, als dem Geiste, bewältigt. Die

Städte suchten den Herrendienst und das Wappen der Fürsten; Lübeck aber, Hamburg und Bremen schwuren auf den Trümmern der Feudalmacht zum neuen Bunde, und haben ihn ehrlich, männlich gehalten. Als Europa dem Sturm aus Westen erlag, beugten auch sie sich; als Deutschlands neue Aera begann, erhoben sie das dreifache Schild mit dem Adler, den Thürmen, dem Schlüssel und heißen seitdem die freien Städte im zersplitterten Vaterland. Aber kein noch so keck aufspringender Zeitpunkt wird dieser stabilen Freiheit zeitgemäße Organisationsbestrebung entlocken, wenn ihre Tendenz, wie heutzutage in Lübeck und Bremen, übersättigt vom unverdauten Stoff des Feudalismus, zusammengerafft auf den Trümmern der alten Hansa, in „Recessen" leblos verfestet und vom Wiener Congreß anerkannt, ohne Fortentwickelung zu jenem Jahrhundert reagirt, worin derbe Gesammtmassen, stetige Corporationen und vielgliedrige Kasten, nie aber in selbstbewußter Freiheit erstarkte Individuen zum Ausbruch gekommen. Unsere Zeit, in den Windungen der Revolution um das Princip der sich fühlenden Individualität bereichert, muß nach modernem Begriff die Freiheit der Hansa bezweifeln, theils da der wesenhafte Kern ihrer Gesammtheit, die äußere Macht der mittelalterlichen Hansa, zum 19ten Jahrhundert in keiner Beziehung übergegangen, vielmehr vom Culturgang durchbrochen, theils da der neuentwickelte Freiheitsbegriff einer unabhängigen Individualität in ihr durch traditionelle Formeln des Mittelalters in Ketten gelegt ist; besonders aber: weil die Hansestädte sich zum starren Materialismus, zum individuellen Kaufmanns- nicht zum individuellen Freiheitsprinzip bekennend, von der Linie unserer Gegenwart, von organisirter Freiheit auf falsche Bahnen der mechanisirten Freiheit geschleudert werden müssen. Und wahrlich, so ist es; vorzüglich in Bremen und Lübeck. Der Staat, dem Handel geopfert, sucht auf Stelzen ein vages Justemilieu und verliert auch dieses vom Kaufmannsprinzip an die Sümpfe des Egoismus geleitet. In nothgedrungener Passivität, für Deutschland von negativer, nur materieller Bedeutung, vom Auslande als Staat ignorirt, als respectables Handelshaus geachtet, conserviren sich die Hansestädte eine von merkantilischer Schmiegsamkeit und materiellem Egoismus so tief durchdrungene Freiheit, daß ohne dieß Lebenselement der ganze Staatskörper zur Mumie einschrumpft. Lübeck ist alt, blutarm und voller Runzeln, das phlegmatische Bremen hat Embonpoint, Hamburg, wo es eben dem Handel gilt, Ausdauer und Muskelkraft. Weiß der Handel, ein allgegenwärtiges Fluidum, die Poren des Weltindividuums gleichmäßig zu durchdringen, so wird er, Impuls zu grotesker, ausdauernder Strebekraft, wunderbar wirken, als verstockte Masse dagegen in isolirten Städten verfestet, durch Spießbürgerthum und Geldstolz scheinbar vergehn;... sein hohes Cultur-

Digitized by Google

princip, im Krämeregoismus verschlammt, bricht erst im dritten und vierten Gliede als strahlendes Sonnengold durch alle Reactionen der kleinen menschlichen Natur. Fast ohne Consumtion und Production, Creaturen des Handels, empfangen die Hansestädte, materielles Behagen abgerechnet, eben durch ihn mehr Schatten als Licht, mehr Atonie als Elasticität; die Triebfeder des Mechanismus stellt sich als Speculation mit den Interessen eines nur durch Kaufleute existirenden Corpus heraus. Dem Kaufmann, da er rein menschliche Bestrebung im Handel und Gewinn auflösen muß, sind die Hansestädte Zion, dem Gelehrten, falls ihn brodwissenschaftliches Handwerk nicht sättigt, dem Literaten ein Golgatha, wo er, um nur zu leben, in sich zurückleben, im engherzigen Bremen, im zünftigen Lübeck noch Krämern nachstehn, im speculativen Hamburg ohne Einfluß auf die Interessen der Menge vereinsamt umherirren muß. Solche Duodezrepubliken, basirt auf wandelbares Kaufmannsprincip, bald durch äußere Zufälligkeit poussirt, bald in sich stagnirend, kranken an innerer Hohlheit, an äußerer Abhängigkeit und schlagen den Gährungsproceß der Zeit jedes Mal nieder. Bremen gestattet dem Ausland, wozu hier auch Deutschland gehört, möglichst wenigen Einfluß, erstarrt aber deshalb aus geistiger Impotenz in nebelhafter Mystik, im kaltsinnigen Phlegma; ... das freie Bremen ist der Punkt, wo Deutschland im Handelsegoismus gänzlich zersetzt wird, wo man für deutsche Interessen, falls sich kein Handelsgeschäft in Taback und Colonialwaaren, kein Auswanderungstransport extrahiren läßt, harthörig scheint, wo altbremisches Herkommen deutsche Strebelust hoch überwuchert. Hamburg, auf dem Cothurn seines Welthandels stolz einherschreitend, leidet demungeachtet am Einfluß einer häßlichen Anglomanie und dankt es wohl nur der grotesken Masse, so heterogenen Prinzipien, wie hier sich, wenn nicht concentriren, durchschneiden, daß Kleinbürgerthum vom Forum zur Innerlichkeit, in's sociale Schneckenhaus zurückweicht, daß cosmopolitischer Firniß, den Krämergeist, der sich fort und fort reproducirt, übertüncht hält. Lübeck zehrt nicht wie Bremen am eignen Dachsfett, denn es ist mager geworden. Gewaltsam rüttelt die Zeit an den morschen Pilastern der entthronten Königin, aller Größe baar verblutet dort langsam in convulsivischen Zuckungen ein stolzer Reichsadler unter dem Aar aus Nordland. Aengstlich sieht diese Stadt, wie einst ihr Welthandelsmonopol, jetzt auch die Handelsmacht an der Ostsee verschwinden, sieht Kiel, Wismar, Stettin jugendkräftig, strebelustig emporblühn und hofft, statt selbsthandelnd dem mittelalterlichen Zunftrigorismus das Schlangenhaupt zu zertreten, statt die inneren Hemmketten des Handels zu sprengen, auf — Rußland. Was wäret ihr, freie Lübecker, ohne die Alexandra, den Naslednik, ohne russisches Gold und den gnädigen Selbstherrscher aller Reußen? Was

möchtet ihr thun, wenn nicht das Schwanken des zitternden Handels und dänische Jalousie den lethargischen Schlummer verscheuchte? — So wandelt jede Stadt den besonderen Weg; Bremen ein phlegmatischer Mynher, Hamburg im Surtout à l'Anglaise, Lübeck am russischen Krückstock; — sich mit herrlichen Institutionen, mit Freiheit schminkend, brechen überall die Symptome eines Materialismus hervor, der, niemals wie z. B. in Wien gemüthliches Genußleben, von egoistischen Krämerzwecken umrankt wird. Das Handeln gilt in der Hansa nur dem Gewinn; die Gesammtheit zeigt sich als Conglomerat materieller Substanzen ohne Bindemittel des Geistes.

Ein „hochedler, hochweiser Rath," die gesetzgebende und vollziehende Macht in einem Körper, wählt sich in Lübeck und Hamburg durch sich selbst, ohne Zuthun der freien Bürger, denen Bremen wenn keinen reellen doch formellen Antheil am Wahlact gestattet. Ich bitte Sie, in dieser monarchischen Doppelmacht nach republikanischer Bürgerfreiheit zu suchen. Dem Rath gegenüber steht die „ehrliebende" oder „erbgesessene" Bürgerschaft, in Hamburg durch drei an allgemein kirchliches, kein Zunftverhältniß geknüpfte Collegien, besonders vom ersten der „Oberalten" auf energische Weise repräsentirt, in Bremen durch den Bürgerconvent und den ständigen Ausschuß desselben „das Collegium der Aeltermänner" immer noch besser als in Lübeck von eilf Collegien: einer Kaufleute- und Krämercompagnie, Schonen- Nowogorods- Bergen- Riga- Stockholmfahrern, der Schiffergesellschaft, Brauerzunft und sechsundsiebenzig Aemtern vertreten. Dem Gelehrten, weil er die Individualität keinem Zunftzwang geopfert, ist jeder Antheil an Verwaltungsinteressen genommen. — Der Kaufmann, der Krämer, der Bürstenbinder tritt durch die Gilde mit dem Gemeinwesen in formelle Communication, den zünftigen Bürgern werden bürgerliche Ehrenämter anvertraut, der Gelehrte, ihm gebührt Obedienz, wenn der hocheble Rath mit demnach und alldieweil decretirt. Es gehört zur Charakteristik der Freiheit, daß sie gerade den Bürger, der das Gemeinwesen zur Gegenwart durchführen könnte, ganz ignorirt, Schustern und Schneidern, welche im niedrigen Sehkreis auf mittelalterliche Zunftformeln trotzen, unglaubliche Vorrechte sichert und somit nur morsche Innungen, keine sich freistreckende Individualität anerkennt. Nach der französischen Katastrophe, als die Völker im Schlachtendonner mannbar geworden, begann Lübeck versprochnerweise die Revision seiner verbrauchten Verfassung; in fünfundzwanzig Jahren ist alles eingeschlummert, nicht durch die welthistorischen Julitage geweckt worden!! — Durch nichts gewitzigt, ist man zum Feudalismus der vorigen Jahrhunderte zurückgekehrt; oder wäre es etwa zeitgemäß und republi-

kanisch, daß Bauern der Republik Unterthänigkeit schwören? Daß zwanzigtausend Landleute jeder Repräsentation, wie Monarchien dieselbe gestatten, jeder Stimme im Staate entbehren? Daß ein hochedler Rath auf Dörfern noch „Rauchhühner,“ den Tribut der Leibeigenschaft, fordert? Gewiß nicht. Wenn aber Lübeck, die Vaterstadt des berüchtigten Johann Ballhorn, seine Verfassung ändern will, so möge es dieselbe nicht verballhornisiren, sondern wahrhaft verbessern. In Bremen sind die Würfel endlich geworfen. Die Bürgerschaft, wähnt sich emancipirt, glaubt ihren bremischen Republikanismus verbrieft und versiegelt, als wäre das Staatsgewand, dessen Modernisirung da und dort versucht ist, ein neues geworden, als hätte sich schon der Senat seines ultraaristokratischen Princips wirklich entäußert und kümmert sich so wenig um Gemeinwesen, daß noch vor wenigen Jahren durch besondere Verfügung das Erscheinen von mindesten funfzig Bürgern auf dem Convente sicher gestellt werden mußte! Der Rath bedarf selten der Bürgerschaft, die Bürgerschaft selten des Rathes; — „Tafel und Buch“ wie „neue Eintracht“ mittelalterliche, den Bremern durch Gewalt abgepreßte Verträge, gelten noch jetzt als Grundpfeiler eines Freistaats und entheben Rath und Volk der lebendigen Wechselberührung. Hamburg hat Rath und Bürgerschaft, Spannkraft und Gegengewicht, mit ziemlichem Glücke verbunden.

Ein Conglomerat von Juristen und Großhändlern, verzweigt der Senat seine Mitglieder durch alle Administrationen und Gerichtsstuben, wo zuweilen chaotischer Wirrwarr herrscht; in Lübeck z. B. existirt eine „Wette“ die Medicinalbehörde par excellence, welche den Brodpreis bestimmt. — Viel Volk lebt in den modrigen „Kellern“ der freien Hansestädte, nennt seine Väter die „Herren“ und müht sich, im Servilismus das republikanische Selbstgefühl verschlammend, um nichts als das tägliche Brod; reiner Freiheitsbegriff, insofern er in's Reale übergeführt werden kann, findet in solchen auf absoluten Materialismus ohne den potenzirenden Alkohol begründeten Kleinstaaten spärliche Nahrung; republikanische Individualitäten werden durch Herkommen und Aemter, durch die Coterie der Familie und bürgerliche Existenz leicht gedämpft, das barocke Gebäu, dessen Salons Patricier, dessen Kellerspelunken Plebejer bevölkern, bleibt unangetastet und hat die Stürme der französischen Katastrophe, die Donner der Julirevolution überstanden — vergessen.

Mit dreizackigen Steingiebeln blickt die Hansa in's strebende Deutschland; Ruine der Vorzeit im altdeutschen Baustyl zeigt sie auf der zerbröckelten Zinne das Banner der feudalistischen Republik, wie sie sich hier noch immer mit den oberflächlichsten Renovationen herausstellt. Jahrhunderte haben das Wappen verlöscht, mit gewaltigem Sturm zog

die Zeit durch die knarrenden Hallen, zerfetzte die Fahnen, zerbrach die Pilaster: das Monopol des hanseatischen Handels. Donner auf Donner, Zeiten auf Zeiten wälzten sich über die Trümmer des gigantischen Städtebundes, Säulen stürzten, Lübeck aber und Bremen stehn starr und versteinert auf dem Sokkel des Feudalismus. —

2.

Weil der Materie zuviel, des Geistes leider zu wenig ist, producirt sich im Körper der Hansa, so zu sagen, das Contagium der materiellen Unnatur, prädominirt als ungegohrene Substanz und liegt in Bremen vorzüglich zu Tage, wo man auf dem Stroh des Herkommens fault, als Hamburg durch kaustische Kaufmannsspeculation, Lübeck durch das lästige Jucken seines Handels geweckt werden mußte. Das solide Bremen handelt mit Cigarren und Wallfischthran, mit Wein, Zucker und Caffee, es fühlt sich materiell behaglich und hat's in der Tasche, nicht hinter den Ohren. Gutmüthigkeit im Allgemeinen, Starrsinn im Speciellen, wo Altbremen angefaßt wird, schleimiger Pietismus und eminente Grobheit, Geldstolz und Wohlthätigkeitssinn, Schläfrigkeit und Egoismus sind echt bremische Ingredienzen; — lebenswarmer Patriotismus dagegen, der seine Fibern noch über das Weichbild der Stadt bis an's Herz des großen Vaterlandes herausstreckt, bürgerlicher Gemeinsinn pulset nirgends, theils da er nicht zur Kategorie des Bremischen Schlendrians gehört, theils da er, wie 1832, bestraft wird, als ein Bürger, als Republikaner in der Republik redend, vom hochedlen Rathe gerichtlich verfolgt werden sollte! Daß Bremer Patrioten einem Franzosen, weil er am 18. October v. J. nicht illuminirt hatte, die Fenster zerworfen, war ein echt bremischer Schwabenstreich; — übrigens haben die exaltirten Bremer durchaus keinen Grund, für die wiedererlangte Freiheit ein Talglicht zu brennen.

Der Handel, ohne bremische Monotonie, ohne die Fallsucht Lübeck's die unmittelbare Wechselverbindung mit Deutschland, welches auch hier seine höhern Interessen absetzen möchte, das wirre Chaos, woraus da und dort eine spiritualistische Tendenz emporschießt, haben Hamburgs Culturzustände gezeitigt, entrücken sie aber nur selten dem starren Materialismus der Hansa, so lange sich unter cosmopolitischem Ueberwurf das Contagium der Hansa: der materielle Egoismus, der bruske Geldstolz, die Kleinbürgergesinnung entwickelt, so lange die reinhamburgische Natur im Handel einzig und allein vom egoistischen Gewinn, in Literatur wie Kunst vom halbmateriellen kitzelnden Genuß, nicht vom reingeistigen Princip electrisirt wird. Wo mit Intressen bezahlt wird, zeigt

man Interesse, man sondirt das materielle Fundament zu finden, man rechnet, den Calcul durch materielles Facit zu schließen. Der Welthandel in seiner vergeistigten Beziehung zur Welt und zu Deutschland besonders, die Tendenz der Literatur und Kunst, so fremdartigen Fasern reichen nie bis in's echthamburgische Herz hinab; von der Aeußerlichkeit aber, also einer zufälligen Beimischung durchweg abstrahirend, Hamburg aus cosmopolitischen Gewändern schälend und die Innerlichkeit suchend, fand ich als Endresultat meiner anatomischen Analyse, die ich hier nicht reconstruiren darf: unsere Deutsche Weltstadt sei innerlich nur hanseatisch. Die Verfassung ist nicht so verwittert, als in den sich gehenlassenden Schwestern, doch niemals rein von aristokratischer Säure.

Bremen, um die Verstockung des Mechanismus selbst zu erkennen, ist zu störrisch und denkfaul; — Hamburg, mit der Toga der Weltstadt auf den Schultern, imponirt durch gelungenen Faltenwurf und läßt das hanseatische Contagium sorglos von Stufe zu Stufe bis in's unterste Volk herabschleichen, wo es dem Psychologen als massige Grobheit und Arroganz, wie nirgend in Deutschland, in höhern Regionen als umschleimter Materialismus, crasse Ultra-Positivität begegnet. Wenn kein Original, so ist Hamburg doch originell durch burleskes Farbengemisch, Contraste der Situationen und schillernden Farbenglanz, Lübeck aber, wo es vom russischen Grau und feudalistischen Schwarz in's Colorit der deutschen Gegenwart sophistisch überspielt, — Hamburgs Copie. Seine todte steinerne Herrlichkeit, die schiefen wankelmüthigen Thürme, sein ehrwürdiges Rathhaus, dieses Grabmal der Hansa, und selbst die unzähligen Schönheitspflaster der Gruben und Straßen sind höchst originell, die alten Patricier am Kirchenpfeiler sind Originalgemälde, die modernen — keineswegs. Einige frequentiren „stille Stunden" um gottesfürchtig zu werden, andere stiften Mäßigkeits- und Bibelvereine, wollen die Heiden bekehren, andere rabotiren in Theegesellschaften über Assekuranzprämien, Häringe und lübeckſche Civilisation; — zur Republik freilich, wo man im gothischen Dunkel unter Wappenschilden der Vorzeit das Jahrhundert vergißt, spielt diese zwitterhafte, mystische Theecultur nur in den nebelhaften, verschwimmenden Farben des Nepotismus, in den abgekarteten Combinationen der Familie über.

Und jetzt führe ich Sie in die Katakomben der Hansa, in den Bleikeller Bremens, wo unter all den verschrumpften Zuständen zuerst das Coteriewesen, der vergelbte Nepotismus gesehn wird.

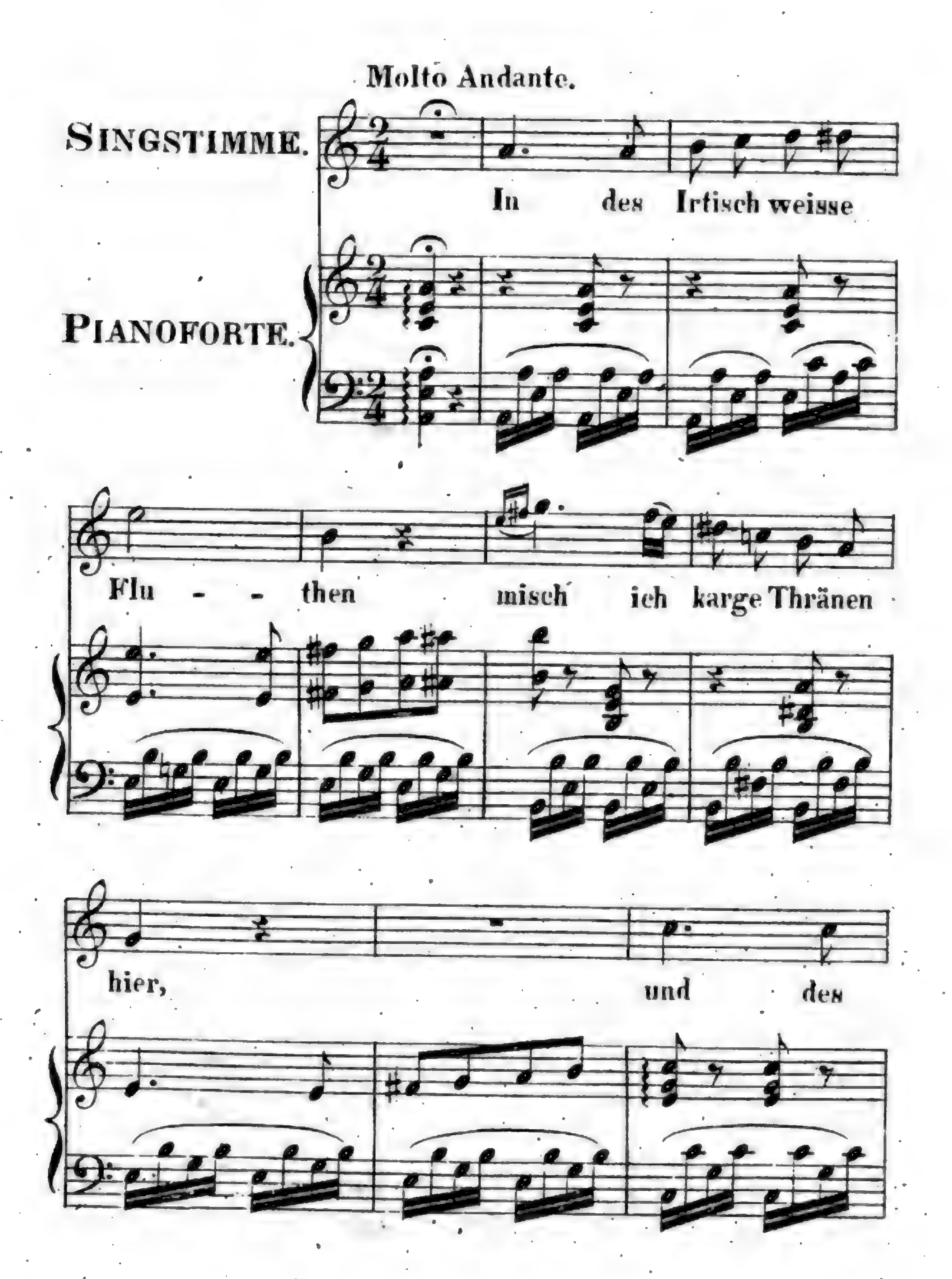
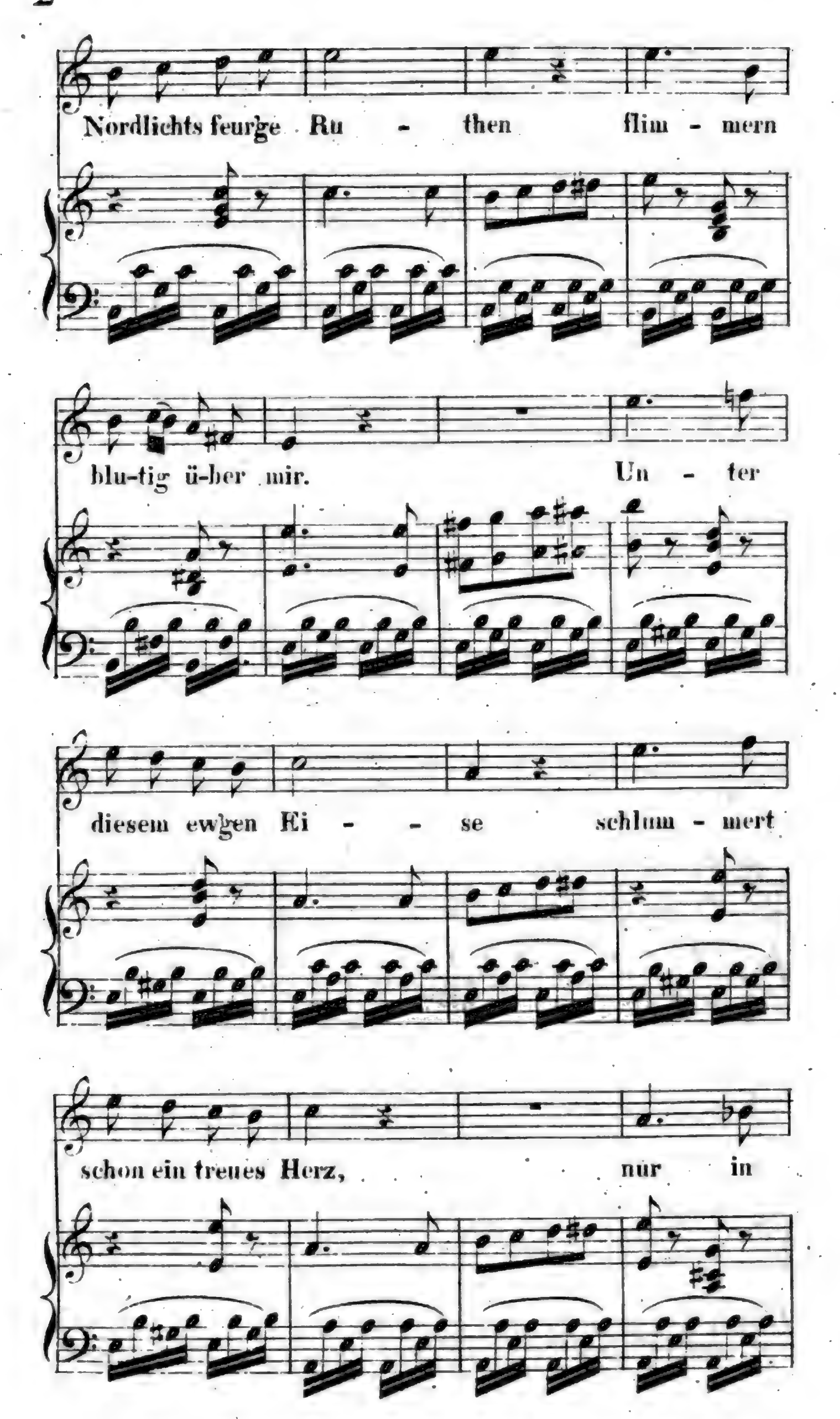
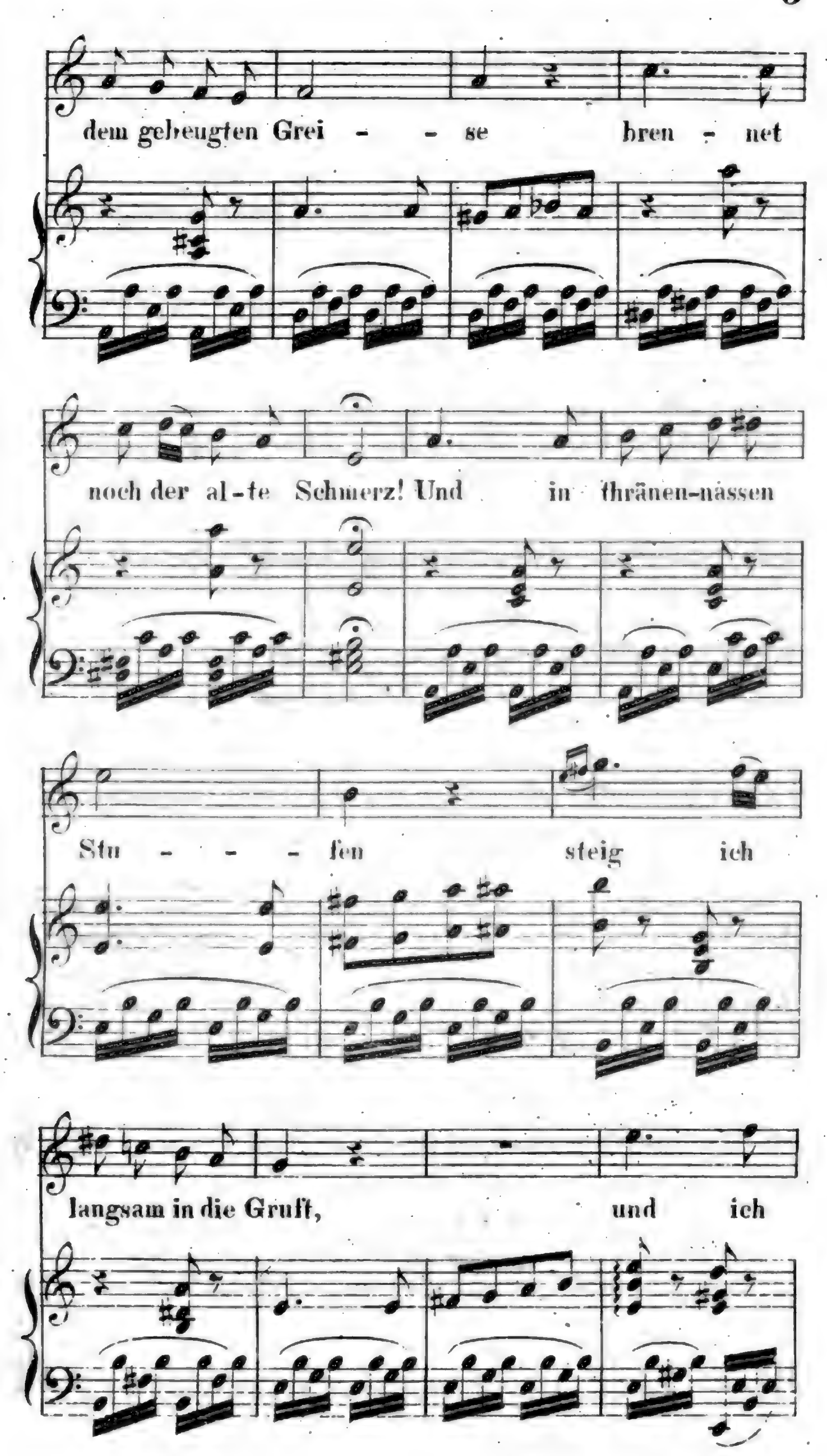
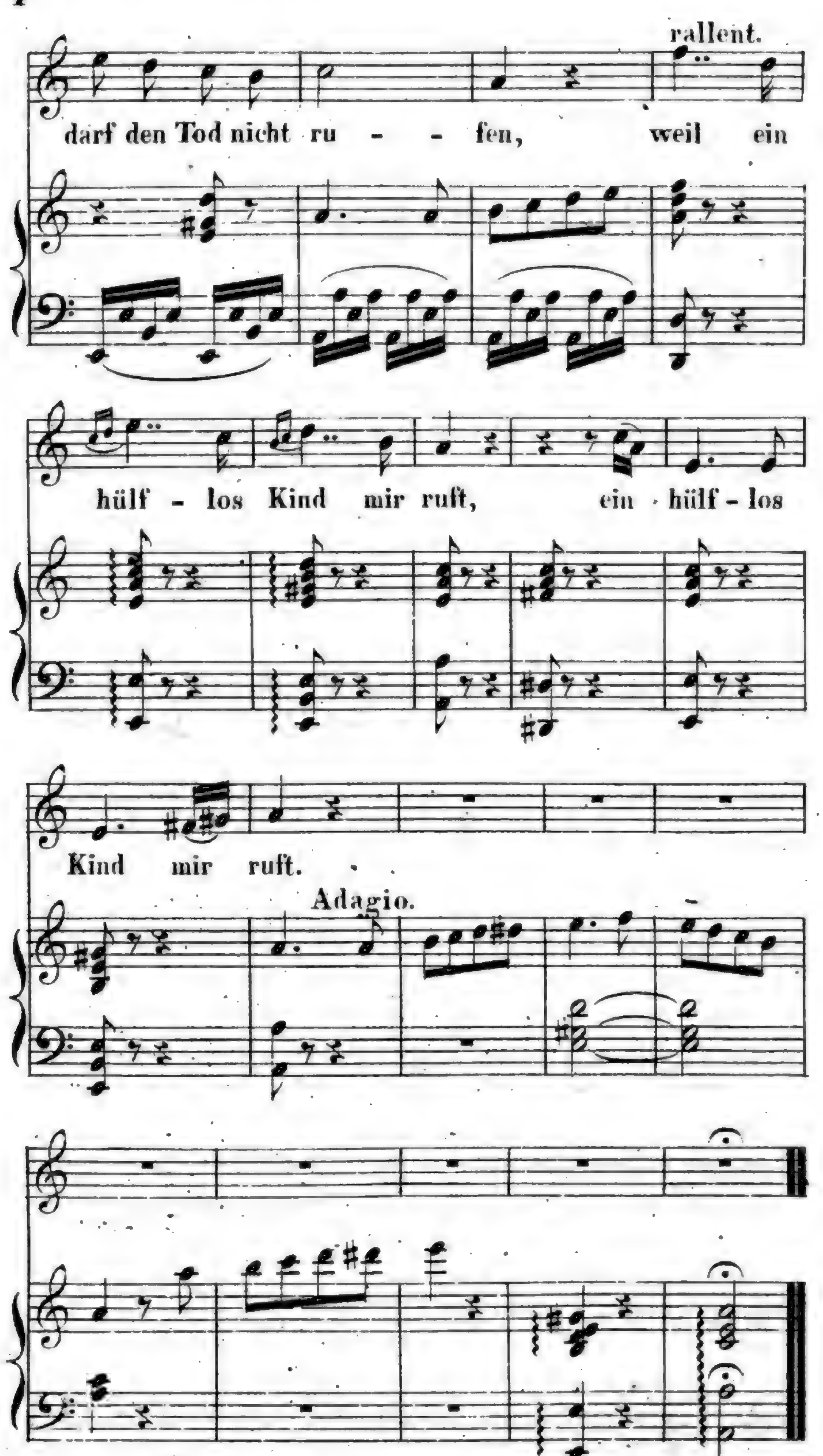
Solches Fraubasenthum, wenn gleich mehr oder minder die verzeihliche Erbsünde aller Republiken, ist in der Hansa die überwüchsige Schmarozerpflanze am Staate, der arthritische Auswuchs des egoistischen Materialismus, dem Corpus alle Gelenkigkeit raubend. Je unmerkli-

cher die aqua tofana die Gesammtheit durchdringt, desto sicherer führt sie zum Tode, der, je schleichender er naht, desto dauernder festhält. „Gute" und „angesehene" Familien haschen polypenartig nach dem Staatskörper, der mit sämmtlichen Magnificis recht eigentlich aus ihnen hervorgeht, bilden, abgesehen von allen Zünften und Corporationen, die das Herkommen heiligt, Staaten im Kleinstaate, formiren die Reaction, spinnen die feinsten Intriguen am Theetisch und führen unvermerkt zur Öffentlichkeit über, was öffentlich niemals ihr Werk genannt werden kann noch darf. Jene alten seit Jahrhunderten Stadt und Staat umrankenden Geschlechter sind in Hamburg erloschen, in Lübeck finden Sie wenige, in Bremen die meisten. Ob auch die Hansa weder Adelspatente noch Ordenszeichen, weder Staats- noch Hofräthe sondern als non plus ultra den „hochweisen, hochedlen Rath" und das schlichte Bürgerthum anerkennt, ob auch das Volk im falsch verstandenen Republikanismus einerseits den Adel bespöttelt, so bückt es sich andererseits um so knechtischer vor „Herren," vor Magnifizenzen, Weisheiten, Patriciern und Geldoligarchen, die, gleichen Rang vindizirend, mehr durch Geld als jene durch bestäubten Ahnenglanz und göttliche, zum Titel herabgewürdigte Weisheit bezwecken. Alles läuft zum Hauptnerv, zum Materialismus mit der durchnebelten, krämerischen Ichsucht zurück. Das höchste der Republik: der kräftig in und für einander wirkende Gemeinsinn, das progressive Princip der selbstbewußten Freiheit, die unmittelbare Wechselbeziehung der freien organischen Individualität zum freien Gesammtorganismus und umgekehrt, dies ist, weil einseitiger Privatzweck, gieriger Egoismus am Individuellen wie am Ganzen schlingt, zur Hyperbel geworden; heterogene Kräfte fassen sich nie, es möchte denn äußerliche Nöthigung jedes Ich und so unbewußt das Ganze aufstacheln, im Centrum des Gemeinwohls, dem Glanzpunkte einer republikanischen Verfassung, zusammen, wahrhafte Republikaner, Gegner des schlammigen Coteriewesens, Enthusiasten für's Ganze, bleiben vereinsamt, zersplittern die Kraft und versinken im Strudel des Alltags. Je höher Familien wuchern, desto kraft- und saftloser das Ganze, desto abstracter die zeitgemäße Umgestaltung der Hansa, die Freigebung der Individualität, die Ausrottung des Egoismus; denn beide, ob sie auch scheinbar in einander überlaufen, stehen sich feindlich entgegen: die erste entspringt im geistigen Selbstbewußtsein, der andere schlägt von materiellen Außenzwecken auf's Ich zurück und mordet das geistige Individuum: die Freiheit. Die Clique der Familie, im hergebrachten Schlenbrian eingenistet, brütet nur im Schlenbrian, renovirt wo möglich das Flickwerk und überwacht, aller Orten selbst im Volk, die Interessen, Intentionen des willenlosen Haufens, der sein höchstes, seine materielle

Existenz im hermetisch geschlossenen Freistaat, in ihr bevormundet sieht. Mit Beschränkung darf ich die sog. guten Familien als Prätorianer der Hansa bezeichnen; — sophistisch zu den Interessen des Gesammtkörpers überspielend, verweben sie sich nie mit demselben, umadern die Gesundheit, kräftigen, wo der Egoismus nicht leidet, umspannen im Nothfall als Netz und siegen, vor der Oeffentlichkeit stets auf der Flucht, wie das Volk der Parther im Fliehen. Im Theedampf wird das Miasma des Coteriewesens liegen, dort wenigstens geht der erste Entwickelungsprozeß vor sich und schlägt zum Nepotismus herüber, den ich jetzt zu verfolgen gedenke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexand. Soltwedel.

LIED
VON
E.T.A.HOFFMANN.

Nordlichts feurge Ru - then flim - mern
blu-tig ü-ber mir. Un - ter
diesem ewgen Ei - - se schlum - mert
schon ein treues Herz, nur in

dem gebeugten Grei - - se bren - net
noch der al-te Schmerz! Und in thränen-nässen
Stu - - - fen steig ich
langsam in die Gruft, und ich

rallent.
darf den Tod nicht ru - - fen, weil ein
hülf - los Kind mir ruft, ein hülf - los
Kind mir ruft.
Adagio.

Der Freihafen.

Zweiter Jahrgang.

Viertes Heft.

Digitized by Google

Der

Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft.

Zweiter Jahrgang.

Viertes Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

I. Briefe Wilhelm Waiblingers aus Italien in die Heimath. . . . . S. 1

II. Die schwäbische Brüdergemeinde. Von H. M..z. . . . . = 36

III. Englische und deutsche Zuchthauseinrichtung. Von Dr. Kruse. . . . = 62

IV. Ludwig Tieck und die deutsche Romantik. Von Rudolf Kausler. Zweiter Artikel. . . . . = 74

V. Leben, Liebe und Leiden Torquato Tasso's. Mit Bezug auf die handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti. Von Fr. Förster. . . . . = 106

VI. Julius der Dritte. Vorgeschichtliche Novelle. Aus dem ersten Theil bis 1850. Aus dem zweiten Theil nach 1850. Von M. Champ Eternicht. . . . . = 134

VII. Weihnachtssegen. Novelle von August Kahlert. . . . . = 157

VIII. Hegel und die christliche Freiheit. Von F. A. Märcker. . . . . = 192

IX. Literaturblätter.

Die Russen in Deutschland. Von H. Koenig. = 210
Literarische Notizen. . . . . = 237

X. Correspondenzblätter.

** Aus Stuttgardt. Zum Denkmal Schillers ein Nachtrag. . . . . = 240
Hanseatische Briefe Nr. 3. Von Alex. Soltwedel. . . . . = 250
(Aus Ungarn.) Eugen von Beóthy und der Bischof von Großwardein. . . . . . = 261

I.

Briefe von Wilhelm Waiblinger *).

Aus Italien in die Heimath.

1.

Rom, den 2. Juli 1827.

Liebster Vater! Ich antworte Dir auf Deinen durch G. erhaltenen Brief, und denke es werde Dir, der Mutter

*) Das Andenken des genialen Waiblinger wird durch die Gesammtausgabe seiner Schriften, welche endlich, einem längstgehegten Wunsch gemäß, in Stuttgart vorbereitet wird, seine würdigste Erneuerung finden. Man wird auch seine Briefe, von denen wir hier eine kleine Auswahl vorläufig mittheilen wollen, nicht ohne Interesse lesen. Er schrieb sie an seine Eltern aus Italien, wohin ihn ein dunkler Drang nach Leben und Poesie getrieben hatte, nachdem er von mancherlei Ueberdruß und tragischer Unlust gespornt, sich gewissermaßen eine freiwillige Verbannung von der Heimath auferlegt. Von den früheren Verworrenheiten seines poetischen Genius, die er besonders im „Phaeton" und in den „Drei Tagen in der Unterwelt" wie in manchen kleinern lyrischen Poesieen ausgeströmt hatte, begann auch der so gewaltig ringende Waiblinger in Italien auf das Herrlichste zu genesen. Eifrig war er hier bemüht, sich eine regelmäßig geordnete und gesicherte Existenz zu gewinnen und die Aeußerlichkeiten des Daseins mit dem innern Streben und Schaffen in einen harmonischen Einklang zu bringen. Wie er in diesen Briefen

und meinen Geschwistern nicht unangenehm sein, Nachrichten von mir zu erfahren. Denn, wie ich höre, bewegen sich die verschiedensten Gerüchte über mein abentheuerliches, von so vielen Schicksalen beunruhigtes Leben im Vaterlande, und die meisten darunter sind so verläumderisch und unsinnig, daß sie wohl ein zärtliches und für mein Bestes so warm besorgtes Herz, wie das Deine, in Gefahr bringen können, an meinem Fortkommen zu verzweifeln. Ich habe auch wirklich 6 Monate hindurch so wunderbare, zum Theil schreckliche, einem andern tödtliche Erfahrungen gemacht, daß es wohl zu verzeihen wäre. Ich bin dreimal wie durch eine übernatürliche Fügung des Himmels da, wo Jeder vielleicht von minder fester Denkungsart verzagt wäre, am Rand des Unglücks gerettet worden. Die niedrigsten Menschen waren be-

an seine alten Eltern darüber schreibt, läßt einen Blick in sein edles und liebenswürdiges Gemüth thun, welches letztere gerade bei seinem Lebzeiten nicht immer, wie er es verdiente, erkannt war. Wenn in diesen Mittheilungen, die aus so kindlicher und reiner Hingebung herfließen, zuweilen das pecuniäre Interesse bei geistigen Bestrebungen allzu sehr an die Spitze gestellt scheint, so muß man bedenken, wie hier wohl auch die Absicht zum Grunde lag, beschränkt bürgerliche, obwohl im Gang der Welt auf ihr gutes Recht sich stützende Anforderungen zu beruhigen! Der neue Aufschwung, den Waiblinger's Leben und Dichten in Italien nahm, war ihm leider nur so kurze Zeit gegönnt! Die meisterhaften Schilderungen italienischen Lebens und Volkscharakters, die er in den beiden Jahrgängen seines Taschenbuchs begonnen, werden ihn aber als unvergängliche Zeugnisse seines großen Talents überleben. Für die Gesammtausgabe seiner Schriften hätten wir den Wunsch, daß man auch die früheren excentrischen Producte seiner Jugend, wie unreif und verletzend sie immer sein mögen, doch nicht von der Sammlung ausschließe, weil sie charakteristisch für Waiblinger's Entwicklung wie für modernes Schaffen und Streben überhaupt sind.

D. Red.

schäftigt meine Lage zu untergraben, und mir den Untergang langsam zu bereiten, und Verläumdungen, die jenseits der Alpen im Gange sind, thaten ihr Möglichstes, mir alle Hülfsquellen abzuschneiden. Die Deutschen, die sich hier herumtreiben, sind der Auswurf unsers Vaterlandes, betrügerisch und gefährlich, zwar nicht wie die Römer mit dem Dolch, aber mit giftigen Intriguen und Ränken, denen noch schwerer auszuweichen ist als jenen. Darum ist mir die wüthendste Bande von römischen Sackträgern lieber, als meine Landsleute, und ich sondere mich nach und nach von ihnen ab, daß mirs bange ist, wenn ich nur deutsch reden höre. Mit G. allein verkehr' ich, und ein einziger Umgang ist ein mir ziemlich theuer gewordener gutmüthiger Mensch, ein Maler, mit dem ich ausschließlich näher zusammentrete und mit dem ich sogar zusammen wohne. Auf diese Weise gewinne ich auch im Italienischen, da dieser Maler ein Parmigianer ist.

Nun habe ich Aussichten, daß es mir nach und nach besser ergehen wird. Es ist auch Zeit, denn ich weiß gewiß, daß Tausende in diesen schweren Prüfungen erlegen wären. Meine sehr hoch angewachsenen Schulden, die mir am Ende ein schlimmes Ende zuziehen wollten, bin ich in Stand gesetzt worden, alle ehrlich zu bezahlen, und ich athme nun wieder frei. Ich könnte Dir Dinge erzählen, Ereignisse, die mir widerfahren, die so wunderbar und abentheuerlich sind, daß man sie mir schwerlich glauben würde. Gott sey Dank, daß ich ihren Folgen so ziemlich entgangen bin, und meinen zahlreichen Feinden den Triumph ihrer Bosheit über mich entzogen habe. C.... hat mir seit 7 Monaten nichts mehr geschickt, aber es ist gut, daß man

Digitized by Google

auch ohne seine Geldsäcke leben kann. Du kannst Dir leicht denken, wie unzählige Pläne ich in mir herumwälzte, wie viele Versuche ich machte, mir eine für den Augenblick wenigstens ausreichende Lage zu sichern; unterdessen ist mir einiges gelungen und ich habe Quellen von Dresden aus. Eine Arbeit größerer Art, die ich in einigen Wochen beginne, und die mit dem Ende dieses Jahres mit Gottes Beistand vollendet werden kann, möchte mich vielleicht bedeutend fördern, so daß ich mit ihrem Ertrage das nächste Jahr nach Sicilien reisen kann. Auf den Winter sind mir Lectionen bei Engländern versprochen, wo die Stunde einen Scudi einträgt. Natürlich muß ich dabei Italienisch reden, und dazu macht mich mein Parmigianer Freund, Francesco Scaramuzzi fähig. Unterdessen betreibe ich noch hundert andere Pläne, denn wer auf der Welt sich wie ich blos durch sich selbst durchschlagen will, und vom bloßen Glücksstern nichts zu hoffen, und zu erhalten gewohnt ist, sondern alles mit angestrengter Willenskraft und ausdauerndem Streben erringen muß, der muß den Blick nach den vielseitigsten Richtungen wenden, und nicht verzagen, wenn auch hundert Versuche mißlingen.

Ich habe nun eine Wanderung von drei Wochen durch das päpstliche Gebiet und seine paradiesischen Gebirge gemacht. Hier habe ich Dinge gesehen, die mir fast eine unwiderstehliche Sehnsucht erwecken, unter diesem milden Himmel zu leben und zu sterben. Meine Vorstellungen fand ich weit übertroffen, und ich drang, zum Theil in Gegenden ein, wo wenig Reisende hinkommen, und wo ehedem die großen Räuberbanden hausten, z. B.

in den Felsgipfeln von Olevano, wo erst noch vor einigen Jahren ein Graf gestohlen wurde. Es geschehen zwar neuerdings wieder eine Menge Mordthaten, hier in Rom alle Wochen einige, und bei Viterbo und Ronciglione ist eine Bande von Räubern: aber ich habe auf der andern Seite eben in jenen wilden unbesuchten Waldgebirgen von unbeschreiblicher Schönheit solch' gute liebe Leute getroffen, und bin in Olevano mit einer Familie Namens Brathesi so gut und traulich geworden, daß ich nur auf einen neuen Wechsel warte, um die nun mit entsetzlicher Kraft vorrückende Periode der Hitze drüben ein Kreis der guten Menschen, in der Umgebung der schaurigsten erhabensten Natur und der gesundesten Luft zu umgehen. Man lebt auch sehr billig dort, und ich war schon den ersten Tag in der Brathesischen Familie wie einheimisch. Zudem sind die schönsten Weiber der Welt in den Gebirgen von Pubiaco, Olevano und Albano. Vor einigen Wochen strich ich 8 Tage lang in den Kastanien-, Oel- und Lorbeerwäldern von Frascati und Albano herum, immer den Blick auf das mittelländische Meer, und sah das Blumenfest in Anzano, eine Feierlichkeit, die zumal in dieser überschwänglich reizenden Natur, in dieser übersprudelnden Ueppigkeit südlichen Wachsthums, auf den blumenbestreuten Straßen der dreitausendjährigen Stadt an die Fabelzeit, an das Elysium erinnerte, eine Täuschung, die durch eine Versammlung der Schönheiten der Albaneserinnen und Genzanerinnen, die bekanntlich die ersten von Italien sind, zu einem unvergeßlichen Entzücken und zu einer Art von lieblicher Wahrheit erhoben wird.

Wir haben nun eine Hitze, von der Ihr keinen Be-

griff habt. Des Morgens um 6 Uhr brennt die Sonne schon, und man schwitzt den Tag über wie im Backofen. Nun kommt die Aria cattiva, jene Sciroccoluft, die für die Fremden so ungesund ist, daß die Meisten erkranken, die nicht ins Gebirge gehen. Das Fieber ist einem am Halse, ehe man's glaubt, und dann gute Nacht auf vier Wochen. Ich habe noch nicht das Geringste verspürt, und fühle mich gesund wie ein Fisch im Albanersee. Ich suche mir diesen Zustand durch eingezogene regelmäßige Lebensart zu erhalten, bei der ich mich sehr wohl befinde. Die Hauptsache ist, wie ich finde, daß ich im Wein weder zu viel noch zu wenig thue; ich trinke daher jeden Tag mein abgemessenes Quantum, über das ich nur bei besondern Gelegenheiten, aber auch hier mit Vorsicht, hinausgehe. Uebrigens ist die Hitze nicht gut für die Arbeit, und nun, da sie mit jedem Tage anwächst, und bis zu Ende Octobers brennt, so befürcht' ich, keine Herculesarbeiten liefern zu können. Ich gehe eben deßwegen ins Gebirge, was mir viel nützt für jene Arbeit. Meine Bergreisen haben mir schon 300 Fl. eingetragen. Ich werde etwas schreiben was den Deutschen ganz neu und unerhört sein wird.

In Rom gibt es jede Woche neue Wunder. Das Frohnleichnamsfest, wo eine Prozession durch die Hallen des Petersplatzes zog, war für uns Neulinge ein Mirakel. Sodann das Fest von Peter und Paul, den Schutzherren von Rom, ließ uns zweimal die Girandola, das prachtvollste Feuerwerk der Erde, und die Beleuchtung des größten Baues in Europa bewundern. Diese Woche beginnen die Stiergefechte im Mausoleum des Augustus.

Ich habe mich nun auch in der Kleidung ein wenig

wieder herausgeputzt. Es ist alles entsetzlich theuer in Rom bis auf den Wein und den Kaffee, Limonade und Gefrornes. Ein paar Sohlen halten 14 Tage. — Unlängst war ich auch im Monte Compatri und M. Porcio, wo man um 3 Kr. einen köstlichen Wein trinkt. Er ist wie Champagner.

Aber es ist Zeit, aufs Capitol, ins Museum und in die Gallerie zu gehen. Einige Worte aus dem Herzen aber zuvor noch an Dich, lieber guter Vater! Du scheinst tief bekümmert zu sein, und mein Inneres sagt mir mehr als gut ist, daß ich alle Schuld daran trage. Ich habe Dich in jenen Zeiten meiner Irrungen und Leidenschaften, meiner unklaren Bestrebungen, und meines meist selbst herbeigezogenen Unheils so betrübt, daß mir schon mehr als eine trübe Stunde daraus erwachsen ist. Glaube immerhin, daß es nie mein Wille war, daß ich wohl erkannte, was ich Deinem Vaterherzen schuldig war, und daß mich nur der nicht bekämpfte, aber am Ende sehr nachdrücklich bestrafte Sturm meiner wilden Leidenschaften verführen konnte, so manche bitterschwarze Wolke in Dein Leben zu bannen. Das seh ich nun mit einer Scham ein, die mir noch eine schmerzlichere Strafe ist, als jenes vielfach veranlaßte Unheil, das ich stiften mußte. Am Ende glaubt' ich meinen nagenden Schmerz über zärtliche Verluste nur durch unordentliche Genüsse betäuben zu können, und das wäre für manche hinreichend gewesen, sie für ihre edle Bestimmung zu zernichten. Ich bin hier geworden wie ein anderer Mensch, und das Anschauen all des Großen und Erhabenen, die Erinnerung an jene unzähligen unsterblichen Männer, die in der ewi-

gen Roma lebten, hat mein Wesen umgekehrt. Ich ringe nach Mäßigkeit, Ordnung; Ruhe wird mir nie werden, aber Ordnung vielleicht. Erfreulicheres und Wahreres kann ich Dir nichts über mich schreiben, obwohl Deine liebevolle Geduld und treue Nachsicht, Deine edle Aufopferung, Deine für mich oft so schmerzlich empfindliche und nur im Rausch des Irrthums vergessene Entsagung mehr verdiente. Glaube diesen Worten, die dir Dein ältester Sohn aus der Stadt der Cäsaren in die Heimath sendet. Noch kann ich Dir nur so dankbar, nur durch Empfindung und Gefühl, nicht durch That und Handlung erkenntlich sein, aber wenn der Himmel meinem eifrigsten Streben nicht gar zu ungünstig ist, so erhört er gewiß meinen sehnlichsten Wunsch, daß er mir außer der Erreichung meines Ziels als Dichter, auch das als Mensch gestatten, und mich in den Stand setzen möge, wenn auch nicht mehr dem liebenden Vater, doch dem in eine bessere Welt aufgenommenen, in seinen Kindern zeigen zu können, wie sehr er Dir und meiner guten treuen Mutter heitere und frohe Tage und ein langes Leben wünschend, verharrt, als treuer Wilhelm.

2.

Rom, den 3. October 1827.

Ich will den Grund, geliebte Eltern, warum ich noch keine Antwort von Euch habe, keinem traurigen Ereignisse, sondern nur dem Zufall und Eurer Abneigung zum Schreiben überhaupt beimessen, und Euch von meinem Schicksal Nachricht geben, indem ich hoffe, daß Ihr Euch Alle gesund befindet. Der in Rom so gefährliche Monat

August äußerte seine schlimme Wirkung auch auf mich. In diesem Monat ist fast kein Haus in Rom, wo sich nicht eine Person übel befindet und allenthalben erhält man am ersten Glückwünsche. Auch ich bekam das Fieber, das einen hier zuweilen Vierteljahre lang nicht verläßt und zu Skeletten macht; wiewohl meine starke Natur und strenge Diät es nicht gefährlich werden ließ. Ich benutzte nun einen ankommenden kleinen Wechsel, um augenblicklich Rom zu verlassen und ging wenige Tage in das elysische Albano und sodann in mein theures Olevano hinüber, ins wild entzückend schöne Sabinergebirge. Dort auf den pyramidalischen Felsen, unter Feigen, Oliven und Traubenwäldern lebt ich drei Wochen bei einer guten Familie, wo ich schon längst wie in der Heimath bin. Allzu große Anstrengungen im Gehen verursachten aber leider, daß das Fieber wieder etwas zurückkehrte. Die liebe Brathesi sorgte für mich wie für ihren Sohn, und ich genaß in einigen Tagen wieder. Es war dies ein Aufenthalt zum Entzücken. Ihr habt keine Vorstellung von dieser Natur —, von dieser südlichen Welt, von diesem blauen Himmel, diesen goldnen Abenden, diesen violetten Bergen, diesen üppigen Wäldern, worin man Stunden lang unter Traubenbäumen, Feigen und Kastanien wandelt. Ich bin fast mit dem ganzen Dorf bekannt, das an seinen schauerlichen Felsen nur wie angeblasen ist, und wo man wie überall in den Gebirgen hier zehn Häuser über einander stehen sieht. Ich strich in der ganzen Nachbarschaft umher, und es gefiel mir besonders auf dem entzückenden Civitella, wo nach dem Anschein nur Adler hausen sollten, so hoch in den Lüften hängt's auf dem Fel-

sen, und die Aussicht auf die Sabinergebirge, auf die Apenninen, auf die neapolitanische Bergkette, und das mittelländische Meer hat ihres Gleichen nicht auf der Welt. Auch dort war ich in einem Privathause, bei einer braven armen Familie Namens Generosa. Es sind keine Gasthöfe hier in diesen wilden entlegenen Gegenden; denn man sieht nie einen Fremden, als zu weilen einen Maler, der sich von Rom aus hierherwagt. Man kann hier nur zu Fuß gehen, oder, was gewöhnlicher ist, auf Eseln reiten und die Fremden haben besondere Furcht vor den Räubern. Vor fünf Jahren war auch eine Bande in diesen Bergen, die wenigstens etliche Hundert Brigantini zählte. Ich hörte noch unzähliges von ihnen, und eine Menge Menschen, die beraubt wurden, oder gefangen, und mit Pistol, Messer und Flinte bedroht, erzählen mir abentheuerliche Dinge.

Die römischen Soldaten konnten nicht Meister werden, und es gab Handgemenge, wo Viele das Leben ließen. Auch ein deutscher Künstler wurde geraubt, ins Gebirge geschleppt und genöthigt, 2000 Scudi innerhalb acht Tagen herzuschaffen, wenn er nicht gemordet werden wollte. Nun ists aber sicher, außer daß die Leidenschaft, die Rachsucht, die Wuth des rohen Volks zuweilen entsetzliche Mordthaten verursacht, die nicht bestraft werden. Denn hier ist gar keine Polizei. Die Carabinieri fürchten sich vor den Einwohnern, die immer mit der Flinte auf dem Rücken ausgehen. Ich habe einen Leichnam noch in frischem Blute auf gangbarer Straße bei hellem Tage gefunden, der eine halbe Stunde vorher mit drei Kugeln niedergeworfen wurde. Sein Weib hatte ihn umbringen las-

sen, weil er sie zwei Stunden vorher beim Ehebruch ertappte. Dem Mörder geschah nichts, es wurde gar nicht nach ihm gefahrdet, und ich habe vier Personen gesprochen, die ihn schießen sahen. Das ist hier gewöhnlich: 1½ Tage darauf kam der Giudice von Cirazano und ließ den Leichnam wegtransportiren. In einer Osteria zeigte man mir einen alten Mann, von dem man sagte, daß er ehemals ein lustiger und flinker Kerl gewesen und fünf Menschen erschossen habe. Selbst einer von meinem Hause, der ein guter Mensch ist, und mit dem ich viel umging, hatte in der Wuth schon einmal Jemand erstochen.

Ich trennte mich ungern von Olevano und hatte noch besondere Gründe dazu. Meine Brathesi wollten mich durchaus nicht gehen lassen, und als ich sagte, daß ich nun gehen müsse, weil ich kein Geld mehr hätte, so wollten sie, daß ich nun erst bliebe und boten mir an, soviel sie hatten. Der alte Prediger, der Onkel, ist ein allerliebster Greis. Aber ich riß mich los, denn ich fand es selbst nicht mehr für mich geheuer. Es kostete Kampf, bis ich fortkam, und die ersten Tage in Rom hatte ich gränzenlos Heimweh nach dem himmlischen Olevano. Denn ich wills Euch nur gestehen, die schönste Sabinerin, die ich je in Italien gesehen, ist auf die abentheuerlichste Weise mit mir in so nahe Verhältnisse getreten, daß ich sie fast heirathen sollte. Die Mädchen in Italien müssen wie Nonnen und Sklavinnen leben, und dürfen kaum aus dem Hause. Allein eine Frau, die ich kannte, zeigte sie mir vom Fenster aus, und sagte, daß das die Schönste von Olevano sei. Das will viel heißen, denn bekanntlich sind die Weiber in diesen Gegenden die reizendsten. Man

traf sich in der Messe, man traf sich bei der Tante, ich schrieb Gedichte, ich gewann. Aber weiter wollte ich nichts als Spiel in der Phantasie. Jedoch wurde mir jämmerlich zugesetzt, und dennoch müßte ich, wenn ich ja ans Heirathen einmal denken wollte, eine Deutsche nehmen, deren gutes redliches Herz zu belohnen beinahe Pflicht ist. Freilich ist Nazzarena gar zu engelschön, als daß sie mir gleich aus dem Kopfe wollte. Ihr solltet einmal die Landestracht dieses Volks sehen, Ihr glaubtet Feenköniginnen, Elfen, Fabelwesen zu sehen! Auch Nazzarena geht Albanesisch gekleidet. —

Wie's in Zukunft ergehen wird, weiß der Himmel, es gehen Briefe hin und her, und die Sabinerin wird nächsten Monat ins Kloster nach Rom kommen, um mir nahe zu sein. Hier soll der Verabredung nach intriguirt werden, und ich hätte alsdann eine Nonne zur Geliebten, bis es mir einfiele sie zu heirathen. An das denk' ich aber nicht. Von den Gefahren, die dies Abentheuer verursachte, will ich Euch lieber schweigen: das siebzehnjährige Mädchen ist schon von Dutzenden begehrt worden, ohne daß es einer erlangt hätte, und darum hätte ich mit der Eifersucht dieser wüthenden Menschen viel zu schaffen gehabt, wenn ich nicht schnell abgereist wäre. Nun hat's aber nichts mehr auf sich. Ich habe Euch diese Sache mitgetheilt, weil ich befürchten muß, daß es nicht immer verborgen bleiben wird, und ist es einmal in Rom bekannt, so wirds zuverlässig mit tausend Entstellungen und allem verläumderischen Unsinn nach Deutschland wandern, und zu Euren Ohren kommen. Darum besser, daß Ihr es wißt, und daß Ihr Euch überzeugt, es ist weiter nichts,

als ein unschuldiger Traum, der vielleicht sich verwirklichen könnte.

Meine Umstände können sich nämlich bald sehr verbessern. Unter den tausend Plänen, die ich ersonnen und versucht, ist mir endlich einer eingefallen, von dem alle sagen, denen ich ihn mitgetheilt, daß er gelingen müsse und in dessen Erfüllung nur ich Mißtrauen setze, weil ich der bösen Erfahrungen schon zu viele, zu bittere gemacht. Ich habe bereits deßwegen nach Neapel, Berlin, Dresden, Leipzig geschrieben. In etlichen Monaten muß sichs entscheiden. Geht dieser Plan ins Werk, und es kann fast nicht fehlen, so ist mir ein sorgenfreier Aufenthalt in Italien für mein ganzes Leben gesichert, und ich bleibe frei ohne Amt, ohne Sklaverei, kann dieß Jahr in Syracus, das nächste in Venedig, das dritte in Messina, das vierte in Rom, und in Neapel und mit Einem Wort da leben, wo mirs gefällt. Wiewohl dieses einsame ewig wandernde Leben immer noch für mich sein Anziehendes hat, so fänd' ich doch in schwachen Augenblicken nicht übel, wenn ich mich in Rom festsetzte und in Gottes Namen ein Weib nähme. Ich ersparte viel, hätte nicht für meinen Leib zu sorgen und in Summa — ich hätte ein Weib. Vorher ging ich aber noch auf ½ Jahr nach Sicilien, durchreiste die ganze Insel, schiffte vielleicht nach Malta tief ins mittelländische Meer hinein, und kehrte über Calabrien und Neapel nach Rom. Freilich wäre meine Ehe keine ruhige; denn ich müßte die Signora Nazzarena, oder wer sie wäre, jedes Jahr auf Monate verlassen und reisen. Was sagtet Ihr dazu, liebe Eltern, wenn mein Plan sich erfüllte und ich Euch um eine solche

Einwilligung bäte, wenn ich endlich nach Jahren einmal mit meiner Olevanerin Euch besuchte? —

Doch das ist nur Plan und weiter nichts. In jedem Fall bleibe ich noch etliche Jahre in Italien. Es ist wahr, ich fände in Dresden jetzt vielleicht das beste, ehrenvollste Auskommen. Denn die Dresdener Gelehrten halten sammt und sonders große Dinge von mir, haben mich neuerdings wieder um eine Theilnahme an einem Blatt ersucht, und haben mich bisher hier erhalten. Wär' ich unter ihnen, so wollt' ich bald im Haber sitzen. Allein ich kann mein süßes Rom noch nicht, vielleicht nie lassen. Es wäre mein Tod, es wäre mir, als müßt' ich aus dem Leben scheiden. Jeden Tag wird mirs theurer. Kommt also mein Plan nicht zu Stande, so find' ich durch allerlei Schriftsteller Arbeit und Vergleichung griechischer Handschriften im Vatican für die Frankfurter Gesellschaft schon mein Brod so lange, bis es besser kommt. Man muß Geduld haben und zufrieden sein, daß man in der schönsten Stadt des Erdballs lebt. Wo es hernach hingeht, das liegt in der Hand des Schicksals, welches, wie ich ahne, noch wunderbar mit mir spielen wird. Soviel ist gewiß, daß ich in Würtemberg nie ein Amt suchen werde. Ich habe längst gelernt zufrieden zu sein, wenn ich nur heute zu essen habe, und zwar recht gut; für morgen sorgt der Genius immer wieder; wenigstens ist mirs noch immer so gegangen; und ich habe, während alles draußen glaubte, daß ich in Verzweiflung sei und am Hungertuch nage, meinen herrlichen Frascatanerwein getrunken, und mein gutes Mahl genossen. Ich tauschte nicht mit C...., wenn ich leben müßte wie er. Nun

erst habe ich die wahre himmlische Kraft des Weins kennen gelernt, da ich den besten und mit Maß trinke. Ich habe die Unmäßigkeit jeder Art verabscheuen gelernt, und finde mich wohl dabei. Wenn auch oft die Zukunft schwer auf mir liegt, und ich des Abends, wo ich gewöhnlich jetzt zu Hause bin, schwermüthig und von den Sorgen etwas gedrückt werde, so sag' ich zu meinem Francesco — trinken wir einen Foglietto Wein: sodann wird einer geholt, behaglich geschlürft und alsbald kehrt die Ruhe wieder. Den Tag über arbeit' ich über Hals und Kopf und gebe Abends meinem Italiener eine Stunde im Englischen. In etwa vier bis fünf Wochen könnet Ihr in der Dresdner Abendzeitung etwas von mir lesen, das die Mama in Verzweiflung und den Papa in die Gefahr bringen wird, sich todt — zu lachen. Es heißt: das Abentheuer von der Sohle, oder die Capitolinische Visite!

Wenn mir nur F.... mein Geld schickt! Ich habe jetzt schlechterdings Geld nöthig, und er ist mirs schuldig. Es sind 200 fl. Ich bin nun ein Jahr aus und habe gegen 900 fl. gebraucht, die Geduld abgerechnet, die ich haben mußte, bis ich sie bekam, und die nicht zu bezahlen ist. Meine Garderobe ist nun freilich im Zerfall, und ich muß mich von Kopf zu Fuß kleiden, was ich unter 130 fl. nicht kann. Bin ich nur erst einmal durch diesen Winter, dann ists Eis gebrochen. Es kommt gewiß noch gut. Wenn mein Plan zu Stande kommt, dann bin ich im Flor. Ich habe E.... gebeten, mir die 20 Louisd'or von Fr. einzutreiben, und im Nothfalle sie mir zu borgen.

E.... ist der einzige im Vaterland, der mich nicht betrogen, der treu bei mir verharrt. Ich hoffe, es ihm

dereinst noch lohnen zu können. — Am Geburtstag des Königs hab' ich bei meinem Gesandten gespeist. Er traktirt übrigens nobel mit Sicilianischen, Neapolitanischen, und Französischen Weinen und einem trefflichen Mahl, wo ich auch zum erstenmal wieder deutsche Küche fand. Es ist sonderbar, man merkts erst, wenn man entfernt ist, wie viele Menschen hinwegsterben. Ich habe nun schon eine Menge Todesfälle von Bekannten gehört. M... hat sich erschossen? Behaltet die Geschichte in Olevano ja geheim, und sagt Niemand davon. Die Würtemberger brauchen nicht zu wissen, was ich treibe... Grüßt mir die lieben Geschwister. Gott gebe Euch einen heitern Winter, erhalte Euch gesund und zufrieden, erleichtere Euch die Sorgen, erfreue Euer Alter, belohne und segne Eure Liebe und Güte, und erfülle diese heißesten Wünsche Eures treuen Sohnes

Wilhelm.

3.

Rom, den 25. December 1827.

Geliebte theure Eltern! Ich schreibe Euch an dem schönen Tage, da alle Welt sich der Geburt eines beglückenden Retters erfreut, und die rührenden Erinnerungen an die heitere Kindheit mir die Gaben zurückruft, die mir Eure elterliche Liebe so oft und so unvergeßlich gespendet hat, am Christtag. Gestern erhielt ich Euer theures Schreiben, das mir so süß und willkommen war, als je ein Christgeschenk. Es traf sich schön, und ich dachte gestern immer an Euch, ja Ihr erschienet mir im Traum. Was

auch sollte mir Wertheres und Heiligeres im Schlafe vors innere Gesicht treten, als Eure ewig geliebten Züge, gute Eltern? Ihr glaubt nicht, wie viel sich das beste lauterste Feuer meines Herzens mit Euch beschäftigt, und wie sich Euer Bild immer gold'ner in dieser Flamme entfaltet. Weiß ich ja doch nun erst, wie lieb ich Euch habe, und wie treu und ergeben ich Euch sein will. Ich könnte nicht enden, wenn ich Euch die wehmüthigen Empfindungen schildern wollte, welche in dieser im Vaterlande so stillen Zeit meine Seele bewegen, ich kann Euch nur sagen, daß ich ein Stück meines Lebens darum gäbe, wenn ich Euch in dieser Stunde mit Thränen ans Herz sinken könnte. Ihr redlichen ehrwürdigen Wohlthäter! Die herzlichste Bitte, die ich je zum Himmel gewendet, wird mir gewiß noch erfüllt werden, und sie ist keine andere, als das Glück eines frohen Wiedersehens, eines thätigen Dankes für Eure unsägliche opfernde Liebe und Güte! In dieser Zeit, da sich mein Schicksal so glücklich zu gestalten scheint, war Euer Andenken reger als je in mir, denn ich kann hoffen, daß ich Euch noch Rosen ins Alter streuen kann, obgleich für jetzt nur noch die Blüthen davon entknospet sind. Aber sie reifen sicherlich im Frühling meines Italiens, und die Früchte will ich getreu mit Euch theilen. Gott gebe, daß die Feste der Weihnachten heiter verfließen, und daß Ihr nicht blos älter, sondern glücklicher und beruhigter werdet! Dieser Winter ist entscheidend für mein ganzes Leben. Ich weiß, daß Eure heißesten Wünsche mein Glück von Oben erflehen, und die Gebete frommer Eltern sind voll wunderbarer Wirksamkeit. Ich fühle Kraft und Stärke in mir, Großes durchzusetzen.

Wenn ich nur gesund bleibe! Das Fieber kehrt manchmal zurück, aber im Ganzen bin ich rasch und munter. Ich habe mir ein neues Logis gemiethet, das ein Wunder von lieblicher südlicher Einsamkeit ist. Ich bewohne mit meinem Francesco die freundlichsten Zimmer, und habe alte, aber lustige, wohlhabende Hausleute. Den ganzen Tag scheint mir die Sonne ins Zimmer, und ich habe bei dem trefflichen Wetter den ganzen Winter keine Kohle nöthig. Die reizendste Aussicht eröffnet mir eine Seite! Ueber Pomeranzengärten, die nun eben reif werden, und zu Tausenden aus dem Laub lachen, seh' ich die stolzen Palläste, die dem Papst Residenz waren, den monte cavallo, den fast 1700jährigen Thurm des Nero, von dem herab der Wütherich über die Flamme der Stadt hinsah, die er anzünden ließ, die prachtvollsten Pinien- und Lorbergärten die Riesenbögen des alten Friedenstempels, die Palläste der Cäsaren, 2000jährige Ruinen, das Colosseum und die Campagna bis ans mittelländische Meer. Von der andern Seite erstreckt sich eine stundenlange Straße, von der Basilica St. Maria Maggiore und ihrem ägyptischen Obelisk bis hinauf zum monte Pincio, eine Menge Citronen und Pomeranzenbäume, in die Bäder des Kaisers Diocletian, der vor 1600 Jahren lebte. Dabei hab' ich alle Bequemlichkeit, ein wahrhaft fürstliches Bett, und eine schöne Nachbarin, mit der man zum Fenster hinausplaudert. Hier bring' ich den Winter zu, ohne zu wissen, daß es Winter, arbeite über Hals und Kopf und erwarte ob es mir gelingt, das nächste Jahr auf die griechischen Inseln zu gelangen.

Die römischen Weihnachten verstreichen nicht so stille

wie bei Euch. Ich gäbe ich weiß nicht was, wenn der liebe Vater oder Carl so etwas sehen könnte. Es übersteigt allerdings alle Vorstellung von Pracht und Glanz. Am heiligen Abend, um Sonnenuntergang donnern die Kanonen auf dem Mausoleum des Adrian. Um Mitternacht kommt der Papst und alle Cardinäle sammt dem ganzen Hofe in die meinem Hause benachbarte Basilika. Man meint ins Feenreich versetzt zu sein, wenn man in diese ungeheuren Hallen voll zauberischer Lichter, voll Gold und Purpur eintritt. Die gewaltigen Decken sind golden, der Schatz, den der König von Spanien nach der Entdeckung America's dem Papst schenkte, ist daran verschwendet. Die Sinne schwinden einem unter solchen Eindrücken von schimmernden Hallen, Kapellen und Altären, von Juwelen und Purpurvorhängen, Blumenkränzen und Teppichen. Vier reich vergoldete Purpursäulen, deren eine an die 40 Schuh Höhe mißt. Wogender Himmel über dem flammenden Altar, dahinter der Thron des Papstes, umher die Fürsten der katholischen Christenheit, die Cardinäle in ihren Purpurmänteln und die griechischen Erzbischöfe mit ihren goldnen Kronen, und die ganze tausendfarbige hohe Geistlichkeit: alle Besinnung raubt noch dazu der himmlische Gesang, dem bekanntlich kein andrer auf der Welt zu vergleichen ist.

Heute früh war ebenfalls eine der blendendsten Functionen, die ich je sah, so daß ein Deutscher, der bei mir war, trotz seinem Haß gegen den Katholizismus fast außer sich gerieth und meinte, es sei ein überschwenglicher Glanz. Man trug den Papst unter dem Himmel in Procession in der Kirche herum. Etwas muß ich Euch

doch sagen: Ihr wißt, daß sich Alles zu Boden wirft, wohin er kommt. Nun begegnet er mir außen mit seinen sechs Hengsten in Gold und Edelsteinen, er sieht mich stark an, ich knie nieder, und er giebt mir den Segen. Alle Kirchen, an denen er vorüber kommt, läuten ihre Glocken, und in Rom sind gegen 400 Kirchen.

Es ist noch nicht entschieden, wie es mit mir geht, in jedem Fall steh ich gut und sicher: wohin, das ist noch nicht gewiß. Ja es ist sogar möglich, daß ich die Redaktion des Morgenblattes bekomme, dann müßt' ich freilich von Italien für jetzt scheiden, aber ich hätte alsdann *** Fl. Besoldung und nichts zu thun, als noch andere *** Fl. zu verdienen. Das ist jedoch Lottospiel und ich glaube es wird nicht gewinnen. Ich bleibe auch lieber in Italien, und meine große Land- und Meerreise möcht' ich nicht lassen. Wenigstens ¾ Jahr will ich darauf verwenden, wenn das Geld reicht und die Türken und Seeräuber mich nicht hindern. Das wird sich finden. Für's Erste hab' ich so viel zu thun, daß ich nicht aus dem Hause sollte, und dennoch muß man immer wieder etwas sehen. Ich habe noch kaum die Hälfte von Roms Kunstschätzen kennen gelernt, der Reichthum ist unermeßlich, und 400 Kirchen in solcher Entfernung sind kaum zu durchwandeln. Ueber L. — bin ich sehr unruhig: er hat mir in Stuttgart einen Streich gespielt, den ich ihm nie verzeihe: er hat's wahrscheinlich aus guter Meinung gethan, aber die Menschen sind oft so dumm, daß sie da schaden, wo sie in ihrer Einfalt zu nützen glauben.

Vor einigen Tagen kam eine gewisse Frau v. K..., Tochter des Geh. Rath v. J.... hier an, und brachte

mir Briefe. Sie ist im Haus des Oesterreichischen Gesandten, und ich komme zuweilen hin. Mein Lieblingsumgang seit 5 Wochen ist der treffliche Graf v. Platen, der wieder von Neapel zurückkam, und mit dem ich täglich brüderlich zusammen bin. Auch ihn hat E.... betrogen, aber wir lachen ihn aus. Die Mama hat schlimm Haus gehalten mit einem gewissen Geheimniß in Olevano, das ich ihr anvertraut, und ich werde in Zukunft solche Abentheuer nicht mehr über die Lippen bringen. Vor Kurzem fragte der Geh. Rath S. — von Berlin nach mir in Rom, und wollte mich besuchen. Ich hoffe eine nützliche Verbindung durch ihn. E.... schreibt mir nicht, ich weiß nicht warum. Die Sachsen halten mir am besten ein, und der herrliche Hofrath Winkler in Dresden, mit dem ich schon seit drei Monaten correspondire, ist in der That mein thätiger Freund. Er will mir meine Sammlung römischer Gedichte zum Voraus bezahlen, und sie dann verkaufen. Diese müssen Glück machen, der Almanach und mein Roman muß es vollenden. — Die Kleider anbetreffend, so hab' ich mir längst einen bequemen warmen Pelzrock gekauft, und sehe nun sogar flott aus, ja gerade wie mein Graf Platen. Ihr habt keinen Begriff von den vielerlei Dingen, die mich beschäftigen; die Correspondenz kostet freilich viel: ich habe vorigen Monat gegen 13 fl. für Briefe bezahlt. Aber es thut nichts, wenn nur auch ein Wechsel ankommt. Ich will sehen, wie ich der lieben Mine bis Ostern ein Confirmations-Geschenk zusenden kann. Es gehen einige Deutsche bis dahin ab, diesen will ich's anvertrauen, und es wird alsdann freilich erst ein paar Monate später eintreffen. Ott-

Digitized by Google

mar soll nur fleißig arbeiten und lernen: wenn ich einmal zurückkomme, muß er Latein verstehen, wie Cicero, und Carl ein Banquier sein wie Rothschild und Torlonia. Den Kronthaler will ich schon bezahlen: heute kann ich nicht, und morgen auch nicht, aber vielleicht bis Ostern. Ich denke bei jedem „Vergib uns unsre Schulden" an ihn und ich wollte der liebe Gott würde ihn statt meiner bezahlen. Auch E.... soll seine 100 fl. wieder haben. Gute Nacht, liebe Eltern und Geschwister. Ich will schlafen, bis meine schöne Nachbarin unruhig wird, und von ihrem Geliebten in Paris mit mir plaudern will. Der heilige Vater mag auch froh sein, daß er nun mit Singen, Segnen, Beten, Laufen, Getragenwerden und Knien zu Ende ist, und ich lebe doch besser und froher, als er, obgleich eine von den unzähligen goldnen Kronen, Hüten, Sceptern, Mänteln, Schleppen u. s. w., die man ihm voraustrug, zu meiner Zufriedenheit gereichen könnte!

Den 28. Decmbr. Ich setze meine Epistel fort und schließe sie. Die Feiertage verflossen mir vergnügt, wenn gleich nichts gearbeitet wurde. Aber beim bloßen Spazierengehen läßt sich hier unzähliges lernen: überall Ruinen, Meisterwerke der Malerei, Baukunst und Bildhauerei. Ich lege mich mit Macht auf die Kunst, und studire sie historisch, und denke dereinst viel damit zu gewinnen. Wir haben nun seit einem Monat ununterbrochen schönes Wetter, und man lebt wie im Frühling. Heute wurde ich mit Veilchen beschenkt. Im Februar blühen schon die Mandelbäume und noch sind alle Gärten um mein Haus voll Orangen. — So ein Spitzbube

von einem Doctor *** ist mir 300 fl. schuldig und läßt mich warten. Ich lebe aber wie immer wohl und ohne Noth, esse und trinke, was mir gefällt. Trotz einem ziemlich regelmäßigen Leben brauch' ich doch des Monats gegen 25 Scudi. Dabei geht mir dann auch gar nichts ab, und ich mache mir gute Stunden. Credit habe ich genug.

Jetzt genug, meine Geliebten! Theilt dem guten A. diese Nachricht mit und grüßt sie alle herzlich. Gebt mir Euren elterlichen Segen für das kommende, für mich so verhängnißvolle Jahr, denn mit diesem will ich alles unternehmen. Euch aber wünsch' ich alles Schöne und Freundliche, was der Himmel so guten und edlen Wesen nur gewähren kann. Walte Gott über Euch, theure Geliebte, geb' er Euch Gesundheit, frischen Muth, Vertrauen, und langes Leben, stärk' er Euch in widrigen Fügungen und mache Euer Alter glücklich und ungetrübt.

Euer Wilhelm.

4.

Rom, den 8. Januar 1828.

Geliebte Eltern! Eh' Ihr nur vielleicht meinen Brief v. Decbr. v. Js. empfangen, send' ich Euch schon einen andern nach, und hoffe, daß Euch das Porto nicht gereuen wird. Ich acht' es für meine heiligste Pflicht, die Freude meines Herzens Euch zuerst mitzutheilen, da Ihr die Kunde meines Unglücks einst mit so vieler Theilnahme und Liebe aufgenommen. Endlich heitert sich der Himmel über mir auf, und es ist meinen ununterbrochenen

Anstrengungen gelungen, mir eine Zukunft vorzubereiten, welche eben so reich an Ehre und Ruhm, als nach und nach vielleicht an äußern Vortheilen ist. Ich habe nicht Zeit, mich weiter zu verbreiten, und erzähle Euch alles kurz. Fürs Erste, was gewiß und bestimmt ist.

Fürs Jahr 1829 erscheint bei Reimer in Berlin ein Almanach, Hesperien, von mir, wofür mir der Verleger bereits 1200 fl. angewiesen, und eine Erhöhung dieser Summe zugesagt hat. Ich habe aber dabei die Zeichnungen für die Kupferstiche und einige Honorare zu bezahlen. Bis April muß alles fertig sein, und bis September erscheint das Buch. Zugleich druckt Reimer meine Sammlung römischer Gedichte. Geh. Rath S. hat mein Trauerspiel verlangt, und will es in Berlin aufführen lassen. Also ist in jedem Fall reichlich für mich gesorgt, auch eine heitere Zukunft in Italien vorbereitet, und meine Reise nach Neapel, Calabrien und Sicilien möglich und sicher gemacht. Nun hat mir C... zum zweiten Mal geschrieben, und unter der Bedingung, daß ich für ihn arbeite, mir eine vollkommene Herstellung unsers Vernehmens und die Erfüllung meiner finanziellen Wünsche versprochen. Was aber das Erfreulichste ist, ob es gleich noch der Zukunft anheim gegeben bleibt, das ist ein Antrag, welcher meinem innigsten Freund Graf v. Platen hier von Berlin aus gemacht worden. Man verlangt ihn zum Redacteur eines Theaterjournals mit jährlichen 2500 Thlr. Da ihm aber der König von Baiern erst kürzlich geschrieben und ihn fesseln will, so kann ers nicht annehmen, und will es mir übertragen. Er hat bereits nach Neapel und Berlin deßwegen geschrieben, und es ist nun

zu hoffen, daß mir die schönste Laufbahn zur Ausbildung als dramatischer Dichter eröffnet wird. Ich hätte gegen 5000 fl. Besoldung, wovon ich die Mitarbeiter honorirte und dennoch vielleicht fast 2500 fl. für mich hätte.

Freilich hab' ich nun so viel zu thun, daß ich zitt're, nicht vollenden zu können. Am neuen Jahr hab' ich eine kleine Meerreise gemacht, war in Ostia, dem alten Seehafen, wo die Flotten der Weltbeherrscher lagen, und brachte mit einer Gesellschaft lustiger Italiener, die meine Freunde sind, den letzten Tag des vorigen Jahrs und den ersten des laufenden an den Ufern des mittelländischen Meeres zu, das wir von einem fürchterlichen Sturm bewegt sahen. In einer Entfernung von vielen Stunden sahen wir bei Nacht im Mondschein bergähnliche Wogen herbeischäumen, und da wir in Fiumiccino, dem jetzigen Hafen, kein Bett fanden, mußten wir, trotz unsrer Märsche den Tag über, Nachts um 9 Uhr noch die 18 Miglien nach Rom antreten. Wir liefen die ganze Nacht durch und waren halbtodt vor Schwäche. Drei Stunden vom Meere hörten wirs noch entsetzlich brausen. In einigen Tagen hab' ich für meinen Almanach eine zweite Reise zu machen, und zwar ins Neapolitanische, auf das Vorgebirg der Circe, wo nach der Sage Ulysses vor 3000 Jahren landete und die Zauberin Circe fand, deren Grotte man heute noch zeigen will. Auf diesem Gebirg, das eine Halbinsel ist, hat man die Aussicht auf die pomptinischen Sümpfe, über das mittelländische Meer, die Küste Italiens bis Toscana, die Inseln Sardinien und Corsica und die Eilande Neapels, Ischia und Procida. Ich lasse meine Novelle für den Almanach hier spielen. Ich weiß

nicht, wie ich fertig werden soll. Wird aus der Stelle in Berlin nichts, so bleib' ich aber in Italien, und trete nach Ostern meine große Land- und Seereise an, die sich wo möglich auf die ionischen Inseln erstrecken soll, wenn die Seeräuberei bis dahin aufhört, und die Türken auf bessere Gedanken gebracht sind. Find' ich hingegen ein englisches Schiff, so hats keine Gefahr.

Glaubt mir aber, und komm ich nach Berlin, so vergeß ich nicht, was ich Euch schuldig bin, theure Eltern, erste und letzte Freunde meines Lebens, und ich will trachten, es Euch an den Geschwistern zu vergüten. Wenn ich nicht so eine entsetzliche Bangigkeit vor den Fesseln der Ehe hätte, so würd' ich alsdann wohl über kurz oder lang heirathen; denn ich sehe nur zu sehr ein, daß ich ohne Weib immer ein unordentlicher Mensch bleibe und viel verschleudern werde.

Der preußische Minister Bunsen interessirt sich sehr für mich: er ist gegenwärtig in Berlin und hat mir dort Gutes gestiftet.

Ihr könnt Euch vorstellen, daß ich vergnügt und heiter lebe und daß mir in Hinsicht auf Umgang, Gesellschaft und Freunde nichts abgeht. Das Einzige fehlt mir, daß ich Euch nicht zu Zeugen und Theilnehmern des besseren Schicksals machen kann, das sich jetzt für mich zu entwickeln scheint. Wie die Zeit verstreicht! Ich kam im J. 1826 hier an und nun schreibt man schon 1828. Jetzt hat der Carneval begonnen, und ich bin des Abends immer in dem Theater. — Gebe der gute Gott, daß sich mein schönster Erdenwunsch erfülle, Euch in diesem Jahr recht innige und tiefe Freude zu machen. Theilet die

gute Nachricht mit, wo noch einige Liebe zu mir vorhanden ist. Ich weiß freilich wohl, außer Euch werden wenige Herzen in der Heimath mehr für mich schlagen, aber ich kümmre mich nichts mehr darum, und werde, wenn ich dereinst einmal zurückkehre, auch niemand weiter besuchen außer Euch. In Würtemberg mag ich nie mehr leben. Sollte Gott meinen theuern lieben Vater früher zu sich nehmen, um ihn für sein edles Herz zu belohnen und die Gebete seiner Kinder zu erhören, so kenne ich keine andere Pflicht mehr auf Erden, als meine Mutter zu mir zu nehmen, ihr heitere Tage zu machen und des Vaters zu denken. Lebet wohl,

Euer Wilhelm.

5.

Rom, den 24. Februar 1828.

Geliebteste, theuerste Eltern: Ihr seid mir noch die Antwort auf zwei Briefe schuldig, und ich send' Euch schon den dritten zu. Die Ursache ist, daß ich nothwendig einige Exemplare von meinen Schriften haben muß! Laßt also unverzüglich ein Exemplar des Büchleins: Drei Tage in der Unterwelt von Franckh kommen und sendet mirs nebst 2 Exemplaren der Erzählungen aus Griechenland und dem Phaeton zu, zusammen also 4 Theile, und zwar nicht ganz eingepackt, sondern blos mit Kreuzumschlag, wie man die Zeitungen versendet. Diesen Gefallen werdet Ihr mir thun; ich habe den unvorsichtigsten Streich auf der Welt begangen, daß ich nicht einen Koffer hierher nahm. Denn wie es jetzt scheint, werde ich

noch lange in Italien bleiben, und zwar unter immer besseren Umständen. Ich habe nun durch die Berliner Gelder mehr als 300 fl. Schulden bezahlt und eben so viel liegt noch baar vor mir. Es wird mir wahrscheinlich nicht mehr fehlen, und die Zeit der Prüfung scheint vorüber. Ich habe mich aber auch unsäglich bemüht und mancher wäre verzweifelt. Desto mehr genieß ich nun die Ruhe und mein lächelndes Glück. Auf meine große Land- und Meerreise, die ich meiner übermäßig vielen und drängenden Geschäfte wegen vor Juli schwerlich antreten kann, werd' ich etwa 1000 fl. verwenden. Dabei rechn' ich auf C.... nicht, ob er mir gleich gestern erst wieder geschrieben, daß er mir die Hand reiche. Ich antwortete sogleich; ja Sie geben mir die Hand, aber die leere! Die Berliner und Sachsen haben mir ihn entbehrlich gemacht. Aber dennoch wird er mir Geld schicken. Er wird erstaunen, wenn er meinen Almanach angezeigt findet. Die Reise tret' ich so spät an, fürs Erste wegen meiner vielen Arbeiten und sodann weil man in Sicilien und Calabrien nur des Winters reisen kann. Graf Voß, der Minister in Neapel geworden, bringt mir mein Trauerspiel hierher, damit ichs sogleich für den Druck einrichte. Bin ich damit fertig, so gehts den Vulkanen und Zauberinseln zu. Ihr könnt Euch denken, wie viel ich zu thun habe. Der Carneval hat mir leider 10 Tage geraubt, denn ich habe mich tüchtig divertiren wollen, und bin von Mittag bis Morgens auf dem Corso in Theatern, Osterien und Maskenbällen herum geschwärmt. Dieß ist unstreitig das schönste und reizendste Fest auf Erden. Gegen 80,000 närrische Menschen in einer Stra-

ße von zwei Miglien lang, unter dem Regen von Zuckerbonbons und Blumen! Solch ein Tag ist mehr werth, als Jahre in Eurem Schwaben. Aber man muß bekannt sein und gut Italienisch reden. Ich hatte meine schöne Maske am Arm, und oft zwei und war ein Narr wie andere. Jetzt sind die 40tägige Fasten. Ich esse aber Fleisch, soviel ich will. In sechs Wochen nach Vollendung meines Almanachs geh' ich wieder in's Sabinergebirg, um mich zu erholen.

Gott erhalte Euch nur gesund und froh, das ist der einzige Wunsch

Eures treuen Wilhelm.

6.

Rom, den 1. Mai 1828.

Geliebte Eltern! Von einer drei Wochen langen Reise ins Neapolitanische Gebirg zurückkommend, habe ich Euren Brief sammt den Büchern erhalten. Zuvörderst nehmt meinen Dank für Eure Güte und gewährt mir die Bitte, mich in Zukunft nicht mehr ein halb Jahr auf ein Schreiben warten zu lassen. Nun aber will ich Euch erzählen, und meine Lieben! ich kann Euch in kurzen Worten zusammen fassen, daß ich mich recht im Innersten glücklich fühle, und daß ich alle Ursache habe, es auch äußerlich zu seyn. Eine Hoffnung um die andere geht in Erfüllung, meine Verhältnisse haben mit diesem hesperischen Frühling die schönsten Blüthen ausgeschlagen, und ich bin nun vielleicht auf immer, zum wenigsten aber doch auf lange Jahre gesichert. Seit Monaten leb' ich

in einem niegefühlten Frohsinn, und ich bin nun in die Lebensepoche gekommen, wo der Mensch nach verwehten Stürmen der Jugend in Mäßigung und Vorsicht genießt und wirkt. Dazu ist freilich äußere pecuniäre Sicherheit erforderlich, und der Himmel hat mir sie endlich gegeben. Reimer in Berlin ist ein herrlicher Mann, er hat mir bis jetzt — vor dem Empfang des Manuscripts — . . . Fl. geschickt und ich arbeite dafür nur zwei Monate. Es ist möglich, daß mir am Schluß dieses Jahres gegen 1800—2000 fl. eingegangen sind. Es ist mir noch nie vorgekommen, daß ich immer so 400—500 fl. baar im Schrank habe, wie jetzt, und Gott gebe, daß es so bleibe. Für jetzt hats allen Anschein. Denn schon hat Reimer wieder die Zeichnungen für den Almanach aufs Jahr 1830 bei mir bestellt, und ich kann ihn also fortsetzen. Sogleich nach Neapel abzugehen, und meine große Reise anzutreten, davon hält mich jetzt nichts mehr ab, als eine angefangene Arbeit, die ich vorher vollenden möchte, weil ich doch alsdann 6—8 Monate lang in der Welt über Land und Meer herumpilgern muß. Ich habe Hoffnung, den Vesuv speien zu sehen. Man glaubt allgemein, daß er auf den Herbst großen Lärmen machen werde.

Die drei Wochen, die ich auf der Reise war, gehören unstreitig zu den schönsten meines Lebens. In einer Gesellschaft junger Männer von vorzüglich feiner Bildung, welche sich einige Jahre in Paris aufgehalten, und mir sämmtlich werthe Freunde geworden sind, unternahmen wir die beschwerlichste Reise ins wilde Abruzzogebirg, an den höchsten Schneeberg Italiens, den Velino an dem See von Fusino nach Alba longa und Tagliacozzo, wir

sahen das ungeheure Riesenwerk des Kaisers Claudius, den Wasserkanal, den er 25,000 Palmen durch den Berg ziehen ließ, und tausend interessante Dinge.

Jene Gegenden sind wild und rauh, und dennoch von der schönsten italienischen Farbe verklärt. Der See ist eine entzückende Wasserfläche voll Dörfer und Städten an den violetten Ufern, und so klar wie ich noch nie, selbst in Italien eine Fluth gesehen. Wir wurden in jenen Berghöhen, wohin nur wenige Reisende durchdringen, weil es beschwerlich, und durch die Räuber höchst gefährlich ist, wie Meerwunder angesehen, die ganze Einwohnerschaft verfolgte uns hinterher, und wir speisten immer vor dem halben Dorfe. Oft trafen wir kaum einen Bissen schlechte Nahrung, in Avezano aber, einem Dörfchen am See, wurden wir so gut in einem Privathause aufgenommen, daß wir uns vier Tage in dieser überschwänglich reizenden Natur aufhielten, und uns nur mit Schmerz von dem lieblichen Ort trennten, an den uns noch dazu unsere einzig schönen jungen Wirthinnen fesselten. Die Namen Clorinda, Gemma und Palmira werden mir immer ein freundliches Andenken an eine Gegend bleiben, wo nach der Meinung der Leute Abruzzesische Banditen hausen. Wir kamen über Berge von drei Stunden zu steigen, und wateten selbst durch Schnee von drei Schuhen, während auf der Sonnenseite des furchtbaren Gebirges Millionen Hyacinthen und Zeitrosen blühten. Nach unzähligen Abentheuern und Genüssen in beständiger Heiterkeit und gesellschaftlicher Lust, ohne das geringste Unglück, wiewohl nicht ohne manches Ungemach gelangten wir wieder in den römischen Staat zurück,

schwärmten in meinen Lieblingsorten, Subiaco, Civitella und Olevano noch viele Tage, zogen sodann in die Volskergebirge nach Cosi, und verweilten uns zwei Tage in dieser wahrhaft himmlischen Fels- und Blumenstadt. Hier unter unzähligen blühenden Aloen, unter Oliven, Cypressen, Myrten und Palmen steht der unvergleichlich schöne Tempel des Hercules aus dem grauesten Alterthum in einem paradiesischen Garten, von dem aus das ganze unendliche Meer, das Cap der Circe, die drey Ponzainseln und die pomptinischen Sümpfe sich ausstrecken. Sofort gings über das Albanergebirg wieder nach Rom zurück, nachdem wir noch den Feuerwein von Genzano tüchtig gekostet. Die Hitze drückte uns in den letzten Tagen mit einer Glut, wie sie nur selten bei Euch im August ist.

Diese drei Wochen lebten wir unter fortwährendem Gesang der Nachtigallen, denn der April ist unser Mai und dieser Sängerinnen giebts hier im Süden Millionen. Ich fühle mich so unsäglich glücklich, daß ich Angst hatte es möchte mich zu Hause ein Schlag von Bedeutung treffen, der mir die genossene Freude zernichte. Aber ich traf einen Brief von Reimer, der mir Geld schickte, und Eure Worte, liebe Eltern. So will ich denn nun diese unvergeßliche Wanderung in einer Reihe von Briefen beschreiben.

Wenn ich die Reise antrete, und wie weit sie ihr Ziel ausdehnen wird, ist noch ungewiß. Reimer zeigt sogar Lust, mich nach Griechenland reisen zu lassen. Wahrscheinlich geh' ich in acht Tagen, oder später aufs Land, nach Civitella, ein unbeschreiblich reizendes Felsendorf im Sabinerland, anderthalb Tagreisen von hier, und vollende

daselbst in Ruhe und Frieden und in der Nähe des schönen Olevano meine Arbeit. Mit dem Anfang der großen Hitze aber, im July spätestens, reis' ich ab, bleibe zwei Monate in Neapel und Sorento und auf den Inseln Ischia und Capri, durchziehe sodann Calabrien, gehe nach Tarent und Reggio, dem äußersten Ende Italiens, setze von da übers Meer nach Sicilien, durchstreife die ganze Insel, verweile mich einige Zeit in Syracus und Catania, und dann — der Himmel weiß, was dann geschieht. Ich habe den Almanach zu schreiben wo, das weiß ich nicht? vielleicht auf einer der griechischen Inseln, auf Zante, vielleicht in Neapel oder in Florenz, oder in Rom, und zwar vielleicht mit meiner schönen Olevanerin. Denn um Euch die Wahrheit zu gestehen, es will mich oft bedünken, daß es doch besser wäre, wenn ich eine Frau hätte. Mein Auskommen scheint jetzt unzweifelhaft zu sein und ich lebe hier nicht unter 400 Scudi des Jahrs, allein, oder mit einem Weibe, das ist dasselbe. Ich komme in ein geordneteres Leben, der Liebeshändel bin ich nach und nach satt, und eine Italienerin wäre im Stande, mich auch geistig zu fesseln. Die Zucht auf dem Lande ist groß unter den Mädchen, und ich glaube keine wohlgerathene, bessere finden zu können, als jene Sabinerin. Ich hatte seit einem Vierteljahr aus vielen Gründen das Verhältniß abgebrochen, besonders aber, weil ich Nazzarenen im Kloster zu ihrer Ausbildung wissen wollte, und der Vater es nicht gestattete.

Als ich neulich in Olevano war, hat mich das schöne Kind doch wieder gefangen, und zwar so, daß ich ernstlich daran dachte, ihre dringenden Wünsche zu erfüllen, und

sie zu heirathen. Aber ich bin vorsichtig in diesem Punkte, und die Ehe hat etwas Banges und Schreckliches für mich, so — daß ich mich noch bedenken werde, und die Reise durch Land und Meer vielleicht den Gedanken wieder zerstört. Uebrigens meine Sehnsucht nach einem ruhigen und geordneten Leben ist groß, und, daß ich in der Ehe nicht zum Philister werde, dafür sorgt das feurige, italienische Blut und die beständigen Reisen, die ich jährlich nach allen Seiten zu machen habe. Wenn ich Euch dann einmal besuchte, und meine Olevanerin vorstellte, müßte sie schon ein wenig Deutsch verstehen. Euren Rath bitt' ich mir aus, versichere aber aufs Ernstlichste, daß Ihr nicht zu befürchten habt, ich werde einen unbedachtsamen Schritt begehen, sondern, daß eine solche Verbindung das Werk reiflicher Ueberlegung wäre. Das Mädchen ließe sich von mir weiß der Himmel wohin führen. Schreibt mir aufrichtig was Ihr darüber denkt, seid überzeugt, daß ichs beherzigen werde, und beunruhigt Euch nicht im Geringsten. Ich habe acht Monate zu reisen, und der Kopf wächst einem leicht anders. Daß Ihrs verschweigt, versteht sich. — Zum Unglück ist G... abgereist, während ich am Lago di Fucino war und ich konnte zu meinem Leidwesen nichts übersenden. Dir, lieber Vater, will ich die Dose erst in Neapel kaufen, wo noch viel seltenere Dinge zu haben sind; sie muß von der Lava des Vesuvs oder des Aetna seyn. Durch meinen Almanach hoff' ich dem König von Baiern ein Vergnügen zu machen, da er für Italien sehr eingenommen ist. — Alle Tage wird der Kronprinz von Sachsen erwartet. Ich werde ihm durch seinen Begleiter, Director Hartmann, der

mir einen Brief von Hofrath Winkler bringt, vorgestellt werden. Den Fürsten Taxis hab' ich bei Graf Platen kennen gelernt. Letzterer ist leider von hier abgereist. Der Neapolitanische Minister, Graf Voß, hat mir mein Trauerspiel von Berlin gebracht, um es für den Druck zu corrigiren. Wenn der preußische Minister Bunsen wieder zurückkommt, will ich ihm den Hof machen, er will mir wohl und hat mir letzthin 25 Ducaten für Reimer geschickt. Lauter gute Aussichten. Gott erhalt' mich nur gesund auf der Reise. Eure Antwort adressirt nur hierher. K.. schick' ich einen Wechsel. — Wär ich in einer Stadt von Handelsverkehr, so wollt' ich Carl bald unterbringen. Aber in Rom giebts nur Pfaffenhändel!

Lebt wohl, geliebte Eltern,

Euer Wilhelm.

II.

Die schwäbische Brüdergemeinde.

Von H. M . . z.

Es war ein trüber Sonntag Morgen, als ich Stuttgart verließ. Dampfend stiegen die Nebel aus dem Thale auf, ich mochte sie als Symbol meines heutigen Beginnens nehmen.

Kaum hatte ich eine Stunde auf der Straße nach Ludwigsburg zurückgelegt, als ich links in den Wald zu lenken hatte. Alles in stiller Sonntags Ruhe; die Bäume troffen, über den Gräsern hing drückende Nässe, kein Wunder, wenn es mir selbst etwas Kopfhängerisch zu Muthe ward, als ich meine erste Station, die „Schlotwiese" erreichte. Das ist ein vereinzeltes Gehöfte zu einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder bestimmt. Sie ist im pietistischen Sinne gegründet und geleitet. Die Kinder traf ich still, geordnet, reinlich an; was ich beobachten konnte, durfte keine üble Stimmung hervorbringen.

Um so schneller gings vorwärts durch den Wald. Hie und da zeigt sich ein einzelner Pilger; einige blasse, ascetische Gesichter streichen mit einem salbungsvollen guten Morgen vorbei, doch die meisten gehen still und andächtig vorüber, obwohl sie den etwaigen Gruß zu erwiedern nicht vergessen.

Der Wald ist durchschnitten und mitten durch das flache Thälchen führt eine einfache Straße zu dem nahen ringsumwaldeten, klösterlich abgelegenen Dorfe. Es ist Kornthal, das schwäbische Herrnhut.

Wer je die tiefe Innerlichkeit des schwäbischen Naturells, die Fülle von Gemüth in diesen schroffen, zähen, grobschrötigen Naturen erkannt hat, wird keinen Augenblick anstehen, hier eine ganz besondere religiöse Tendenz zu ahnen. Und in der That mögen wenig Länder und Stämme sein, in denen sich das religiöse Bewußtsein so regsam und kräftig findet. Die Religion gehört zur Substanz des Stammes. — Wie jede Religion als Glaube ausschließlich ist, so wird, je fester der Glaube, je mehr er mit der Persönlichkeit verwachsen ist, schon die geringste Modification in Meinung und Lehre zu einem tiefgreifenden Unterschied sich gestalten. Hat ja doch der Schwabe überhaupt nicht so leicht den freien Ueberblick, der in schnellem Herüber und Hinüber nicht blos divergirende Ansichten sondern selbst Extreme zur Einheit zurückzuführen weiß. Da ist er viel zu langsam, an dem einmal Angenommenen hält er unerschütterlich fest. Eben darum zerreißt sich das Bewußtsein selten in die Gegensätze, zu denen ein leichteres Naturell sich so gerne überspannt. Die innere Gediegenheit, das gründlich in sich gefestete

Bewußtsein geht nicht so leicht irr, mit sicherm Takte hält es im tiefsten Innern die Wurzel der Wahrheit fest, und dann mögen Zweige und Blätter in die reichsten Unterschiede sich entfalten — die Einheit, das Herzblatt des Gedeihens bleibt unverletzt. Nur hieraus lassen sich die religiösen Phänomene erklären.

Es kreuzen sich in dem kleinen Lande unter dem Gesammtnamen der Pietisten, deren man über 30,000 zählt, die verschiedensten Schattirungen. Farblose Pietisten, — Arndts, Bengels, Dann's, Hofackers, Knapps Verehrer und Freunde; Oetingerianer und Frikerianer mit mystisch-spekulativer Tendenz; Herrnhuter; Michelianer — Anhänger eines Michael Hahn (Michele genannt), der in seinem zwanzigsten Jahre eine dreistündige mit großer Wonne verbundene Erleuchtung erlebte, welche sich einige Jahre nachher wiederholte und volle zwei Jahre dauerte. Er hielt hierauf Erbauungsstunden und schrieb bis in sein sechszigstes Jahr (†1819) eine Reihe noch jetzt zu tausenden sich verbreitender theosophisch-ascetischer Schriften; endlich Prägizerianer, von einem Pfarrer dieses Namens sich herschreibend, deren Hauptbuch die Apokalypse ist.

Glaube und Hoffnung, Buchstabe und Geist, Gesetz und Evangelium — Alles ist hier repräsentirt. Die einen glauben als Wiedergeborne nicht mehr sündigen zu können, die andern wollen nur Sünder sein und von der Gnade leben; diese halten sich an ihre Gesetzesgerechtigkeit; jene rühmen sich der Freiheit der Kinder Gottes; diese warten auf das tausendjährige Reich, jene schwärmen für den süßen Bräutigam ihrer Seele; diese kleben am Buchstaben des Symbols, jene geben allein der Schrift

die Ehre. In dieser bunten Mischung, sollte man denken, müßte aller Friede gestört, alle Einheit zerrissen sein — allein eben das Nebeneinanderstehen so vieler Richtungen ist die Gewähr für eine jede. Der innere Einheitspunkt für alle aber ist das treue Festhalten am biblisch-christlichen, und auf diesem reinen Glaubensgrunde erbauen sie sich in und neben der Landeskirche, von der sie sich nicht trennen, und von der sie sich unter einer humanen, weisen Regierung nicht zu trennen brauchen. Wie der Schwabe überhaupt weniger nach außen organisirt ist und lieber in stiller Eingezogenheit dem Hause, der Familie lebt, so prägt sich auch diesen religiösen Gemeinschaften ein häuslicher, familiärer Charakter auf, welcher geräuschlos nach innen lebt und wirkt.

Nur ein einziges Mal drohte der Kirche ein entschiedenes Schisma. Vor ungefähr zwanzig Jahren sollte ein neues Gesangbuch und eine neue Liturgie eingeführt werden. Auch wenn das neue in seinem supranaturalistisch-rationalistischen Zuschnitt etwas vor dem Veralteten voraus gehabt hätte, so war der Gedanke, das Althergebrachte, durch Gewohnheit Geheiligte, in's Herz und Gedächtniß Gewachsene nun mit einem Schlage wegwerfen zu müssen, für das einfältige, treuherzige Bewußtsein von vernichtender Wirkung. Ihm ist die Form zu sehr mit dem Inhalt identisch; das ist bei allem Glauben so, mit dem Heiligthum wird der Heilige vernichtet, zerbrich die Form und du suchst umsonst dem schlichten, in die Sache verwurzelten Sinne den Inhalt zu retten.

So erhoben sich die frommen gegen jene liturgische Revolution und mehr als sechzig Familien wollten lieber

ein Vaterland als eine alte Litanei aufgeben. Ein tüchtiger Mann stellte sich an die Spitze und errang sich und den Seinigen eine sichere, von dem Staate nicht blos geduldete, sondern garantirte, ja privilegirte Existenz. Seit 1819, wo die Kolonie sich in Kornthal ansiedelte, blüht die Gemeinde bei trefflicher Organisation und Verwaltung, bald wurde es der Mutter zu enge und seit mehreren Jahren erblüht ihr in Wilhelmsdorf eine wichtige Tochterkolonie.

Die Gemeinde bildet einen freien, in sich geschlossenen Organismus; sie hat das Recht, nur diejenige Kirchenordnung, Liturgie und Disciplin zu handhaben, welche ihrer Ueberzeugung nach mit dem göttlichen Worte übereinstimmt; denn nicht überall, so ist ihr echt protestantischer Grundsatz, sind dergleichen Ceremonien von Nöthen, wenn nur das Evangelium lauter gelehrt und die Sakramente recht vertheilt werden. Prediger und Schullehrer werden gewählt und Kirche und Schule ist nicht der Aufsicht des Konsistoriums, sondern unmittelbar der Regierung unterworfen. An Eidesstatt gilt Ja und Nein; zur Vermeidung der Prozesse unter sich besteht ein Friedensgericht; der Zunftzwang ist aufgehoben, obgleich jedes Gewerk nur von Einem getrieben werden darf; die innere religiöse und polizeiliche Ordnung handhabt der weltliche Vorstand in Gemeinschaft mit dem geistlichen; eine Missions- und Bibelanstalt, eine Leihkasse, eine Armenpflege, ein Erziehungs- und Rettungsinstitut für Kinder sind integrirende Theile des Gemeindeorganismus.

Ein großer Dorn im Auge des positiven Staatsrechts, diese Gemeinde! Aber muß denn regiert werden

auch wo es nichts zu regieren giebt? Wenn eine Gemeinde in ihrer Verfassung, welche auf einer gediegenen sittlich-religiösen Basis beruht, die Gewähr für Recht und Ordnung leistet, wenn sie Gott giebt, was Gottes ist und dem Könige, was des Königs, sollte man ihr da das Recht einer selbstständigen Existenz nicht gönnen? Gewiß, diese Gemeinde hat einen Triumph über das Allerweltregierungs- und Bevormundungssystem gefeiert und liefert in einem tadellosen Bestande einen Beweis für die Kraft wahrer evangelischer Freiheit und zeigt die politische Freiheit in der That nur im Gefolge der sittlichen als möglich. Es ist ein Sieg des modernen Geistes über seine feudalen Anhängsel, ein Sieg der freien Subjektivität über den Dogmatismus der gewöhnlichen kirchlichen und politischen Katechismen. Zugleich ist es ein Zeugniß für die Elastizität des Protestantismus — das katholische Dogma hätte nichts eiliger zu thun gehabt, als die Ketzer wo nicht zu verbrennen, so doch zu verdammen und zu verbannen. — — „Aber wenn es alle Gemeinden so machten?" Es wird nicht geschehen und wenn auch, so wäre es wohl so übel nicht! „Was sollte dann aus dem Staate werden?" Wenn Regierung und Staat identisch ist, wäre es schlimm, aber wenn der Staat ein Organismus des sittlichen Geistes ist, so geht es euch nichts an, wo und wie er sich seine Organe bestellt. Könnt ihr euch keinen andern Staat denken als umsponnen mit dem Netz der Bureaukratie, als zusammengehalten von jenem Beamtengewebe, dessen Fäden und Federn sich nach dem Takte der Schloßuhr bewegen, jenen Mechanismus, der in seiner Aeußerlichkeit nie mit dem Volke zu einem in-

nern Organismus verwachsen kann? Vielleicht gehört die Idee eines solchen sittlichen Organismus, der in sich selber bis in's einzelnste gegliedert zu dem großen Ganzen einer sittlichen Weltordnung sich abrundet, zu den erlaubten philosophischen Träumen. Die Presbyterialverfassung, der sich die unsrer Gemeinde so vielfach nähert, ist ohnehin eine geschichtliche Thatsache und hat wohl noch eine Zukunft vor sich. — —

Die Kornthaler Gemeinde lebt sicherlich ein tüchtigeres, geordneteres Leben als Millionen andere unter den Augen des Militairs, der Polizei und der Spione. „Auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist," will sich diese Gemeinde keineswegs sektirerisch aussondern, sie nimmt aus der Landeskirche ihre Geistlichen und giebt ihr Zöglinge zurück; die christliche Kirche überhaupt besteht ihr aus der Versammlung aller Gläubigen und daher verpönt sie grundsätzlich allen Religionshaß.

Man kann sich die Wichtigkeit einer solchen Gemeinde für den Pietismus denken, sie ist in der That sein Asyl, seine Pflanzschule. Neue Einbürgerungen zwar sind von Seiten der Gemeinde sehr erschwert, wie sie sich auch die Ausschließung nicht zusagender Glieder vorbehält, aber das Mekka der gläubigen Pilger ist Kornthal von jeher. Doch dürfen die Sakramente nicht mehr an die Mitglieder benachbarter Gemeinden ausgetheilt werden. Am stärksten ist die Wallfahrt am Osterfeste, wo ein Morgengottesdienst auf den Gräbern Sinn und Gemüth feierlich anregen muß. Die Gäste werden freundlich aufgenommen, wenn sie es darauf anlegen, sonst steht ein stattli-

ches Wirthshaus zu Gebot. In dieses zog auch ich mich zurück, nachdem ich das in's Gevierte regelmäßig gebaute Dorf mit seinen geraden, reinlichen Straßen und einfachen, soliden Häusern besichtigt. Der Gastwirth darf in einem und demselben Zimmer nur einen Schoppen Wein an den Gast verabreichen, was darüber ist, wäre vom Uebel. Doch sollen, so ließ ich mir erzählen, durstigere Brüder dadurch zu ihrer Rechnung kommen können, daß sie sich in einem andern Zimmer wieder einen Schoppen reichen lassen und sofort bis die Zahl der Zimmer und Schoppen voll ist.....

Nirgends war es mir heute noch möglich geworden, ein Gespräch anzuknüpfen, auch hier nicht. Die Wortkargheit des Schwaben war mir zu bekannt, als daß ich daraus spezielle Consequenzen gezogen hätte. Die Leute gingen still ihren Gang und harrten gelassen und ruhig der Glocke. Eben so still und sinnig verhielt sich die Masse der Kirchgänger, welche in der meist dunkeln Landestracht nicht mehr und nicht weniger sonntäglich geputzt als anderswo, sich auf dem Vorplatze versammelten. Umsonst suchte ich nach den hohlen Augen, nach den eingefallenen Gesichtern, den blassen, gesenkten Köpfen; es trug sich Alles so einfach und gelassen, so gesetzt äußerlich, so einfach innerlich wie es allerdings von diesem gesunden Landvolk zu erwarten war. Nur die sitzende Lebensart hegt auch hier jene mystische Blässe und mit Leichtigkeit waren die bleichen Schuster- und Schneidergesichter aus der nahen Residenz herauszukennen.

Die Glocke läutet zur Kirche und alsbald füllen sich die wohlgeordneten Bänke und Empore. Wir sind in

einem modernen Betsaal, weiße Wände, ohne Schmuck und Gemälde. Die eine längere Wand nimmt die Männerempore ein; ihr gegenüber befindet sich in der Mitte der andern Wand ein einfacher Altar auf einer Erhöhung mit runden hölzernen Stufen, er vertritt zugleich die Stelle der Kanzel. Auf seinen zwei Ecken steht das Crucifix und das Kreuz mit der ehernen Schlange, Symbole der Sünde und Gnade, in deren Gegensatz sich das Bewußtsein der Gemeinde vorzugsweise bewegt; hinter dem Altar sitzt auf einer Bank der Geistliche in einfachem schwarzen Fracke, ihm zu beiden Seiten längs der Wand hin der weltliche Vorstand mit dem Gemeinderath. Rings vor den Stufen der Estrade sitzen die Schulkinder, weiter zurück die erwachsenen Söhne und Töchter, weiter im Fond der Kirche die Frauen. Von der Decke hängen drei einfache Kronleuchter herab zum Gebrauche beim heiligen Abendmahl, das regelmäßig um die andere Woche am Sonnabend Nachts gefeiert wird. Auch darin weicht der Ritus von der Landeskirche ab, daß die Feiernden Wein und Brod, nachdem es der Geistliche gesegnet, unter sich herumreichen.

Der Gottesdienst beginnt mit einer Cantate, die von jüngern Personen auf der Orgel unter Musikbegleitung gesungen wird. Hierauf beginnt der Geistliche aus seinem Gesangbuche ein Lied Satzweise vorzusprechen, das so zur einfallenden Orgel von der ganzen Gemeinde, die ohne Bücher ist, nachgesungen wird. — Diese Einrichtung erscheint unschön, unzweckmäßig, aber charakteristisch. Was ist schöner und ergreifender, als wenn an heiligem Orte der Choral mit seiner unendlichen Gewalt

dahin fluthet und mit ureigener Kraft das Gemüth zum Himmel zieht. Da ist nur ein Gefühl, nur ein Ton, jedes Herz erschließt sich und strömt in gehaltenem Rhythmus sein Tiefstes und Frömmstes aus. Und kann es erbauend, belehrend sein, wenn mir der Inhalt so vorgebröckelt wird, wenn ein späterer Satz den frühern vollenden soll und so am Ende der Anfang vergessen ist? Aber dieses langsame, deutliche Vorsprechen und schülerhafte Nachsingen entspricht ganz der schwäbischen Art, ganz diesem Pietismus, der im verständigen Bibelworte, in der einfachen evangelischen Lehre vom Glauben, einer mystischen Erbaulichkeit und Ueberschwenglichkeit fremd dem praktischen, zweckmäßigen, faßlichen huldigt und daher auch die Kirche zur Schule macht, um sich sein Wissen und Glauben deutlich und ausdrücklich zusammenzubuchstabiren.

Von dem Vorgesprochenen erinnere ich mich folgender Stelle:

„— — — — Höchster Priester"
Komm, so tödt' und schlachte hin
Meinen Willen, meinen Sinn;
Reiß mein Herz aus meinem Herzen
Soll's auch sein mit vielen Schmerzen —
Trage Holz auf den Altar
Und verbrenn mich ganz und gar.
— — — — — — — — — — —
Also werd' ich noch auf Erden
Gott ein liebes Opfer werden."

Allerdings eine eigene, doch durchaus praktische Richtung: Das Fleisch ist nichts nütze, der Eigenwille muß geopfert werden, wenn der Geist der Gnade erscheinen soll. Das ist nicht jene energielose Herrnhuter Kopfhängerei, jene unsinnige, unschöne Blut- und Wundenliebelei des „Brü-

derkirchleins," wie sie z. B. in folgendem Liede aus dem Gesangbuch der Brüdergemeinde (Nr. 636) in aller Monstrosität sich findet:

Was ist die lieblichste Figur
Des Schönsten aller Menschen Söhne?
Es ist die ganze Positur
Des Lamms in seiner Leidens-Schöne;
Das ist die lieblichste Gestalt,
Davon der Braut das Herze wallt;
Sie funkelt uns in unsern Herzen,
Wir weiden uns in seinen Schmerzen,
Wir sehn im Geist das Marterlamm
Und sehen unsern Bräutigam.

Der Blick in seine Nägelmaal,
Der uns einmal das Herz genommen,
Die unverdiente Gnadenwahl,
Durch welche wir dem Feind entkommen,
Des Lämmleins ew'ge Bundestreu
Die sei uns heut und ewig neu.
Im Schrein, daraus das Blut geflossen,
Erhalte uns der Freund verschlossen,
Bis wir ihn einst leibhaftig sehn,
Den Bräutigam so wunderschön!

Von Derartigem hält sich der gesunde Schwabensinn entfernt, davon zeugte auch der nun folgende Vortrag. In einfach verständiger Sprache, hie und da fast zu populär, in trockener, vertraulicher Rede erklärt der Geistliche seinen Text, oder deutet ihn wohl hie und da auch ein wenig seltsam aus, wie wenn er „Höhe, Breite, Tiefe, Länge" allegorisch auf das Verhältniß des Christen zu Gott bezieht, oder das menschliche Herz, wenn es inwendig christlich erleuchtet ist, mit der Stiftshütte vergleicht, welche inwendig mit prächtigen Teppichen von „Scharlaken und Rosinroth" verziert sei, aber außen mit Dachs- und Widderfellen..... Das Lehrhafte verdrängt das Rheto-

rische fast ganz, kaum einigemal wird ein höherer Aufschwung versucht, obgleich Gefühl und Gemüth in dem treuherzigen Tone sich nie verleugnet. Alles wurde unmittelbar praktisch gewendet und in schlichter, zutraulicher Ansprache den Zuhörern wie in der Kinderlehre nahe gelegt.

Aufregend, effektvoll, ergreifend ist dieser Gottesdienst nicht, für Sinn und Phantasie fand ich keine Nahrung. In der That, ich hatte es doch anders erwartet. Freilich durften jene Ausbrüche einer glühend gereizten Phantasie, jene puritanischen Donner, jene systematischen und methodischen Krämpfe anderer Sekten eben so wenig als die unmännliche Zerflossenheit kopfhängerischer Schwärmerei bei einer Natur gesucht werden, welche gewohnt ist, in festem Schritt und Tritt ihre Wege zu gehen, und in nüchterner Verständigkeit den Gehalt des Gemüthes zu verarbeiten. Dieser stete Wechselprozeß, mit dem sich Verstand und Gefühl durchdringt, hindert eine einseitige Verfestung und löst jeden Versuch zu Fixirung des gesunden Verlaufes in die einfache Dialektik erbaulicher Belehrung auf. Die gottfreudige Zuversicht auf die Rechtfertigung des Sünders in Christo ist der einzige Grundton, welcher das tief innerliche Bewußtsein durchzittert. —

Wenn man dieser Gemeinde ihren Christus nähme! — mit diesem Gedanken trat ich den Rückweg an auf der Straße nach dem nicht weit entfernten Ludwigsburg. Dr. Strauß und Kornthal — welch' eine ungeheure Kluft! Und darf sie denn nicht ausgefüllt werden, wenigstens durch ein gemeinsames Streben nach Tugend und Wahrheit? Nein, antwortete ihm Hengstenberg, äußeres Wohl-

verhalten thut's nicht, ein Anderer ist's, der Herzen und Nieren prüft, und verflucht ist, heißt es, wer sich auf seine Gerechtigkeit verlässet. Nur das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden.... Das ist der fürchterlichste, durch Mark und Bein schneidende Gegensatz, der uns im Gewirre der Meinungen und in der Gewohnheit des Tages nur selten zum Bewußtsein kommt.

Ich konnte nicht leugnen, daß der Pietismus das christliche Dogma in achtungswürdiger Treue und Consequenz festhält. „Nun, sehen Sie, entgegnete ein indessen zu mir getretener junger Mann, dessen pietistische Richtung mir wie sein wissenschaftliches Talent noch von der Akademie her selbst aus freundlicher Annäherung bekannt war; sehen Sie, wie ungerecht man den Pietismus beurtheilt und behandelt. Was ist Pietismus, worin besteht er; wie wenige seiner Verfolger kennen ihn weiter als von seiner Oberfläche? Man hält die Absonderung, das Conventikelwesen für wesentlich, und sieht nicht auf das Innere. Auf jenes verzichte ich, ich halte es für nicht wesentlich und suche jederzeit die brüderlichste Annäherung, aber man stößt uns zurück, man schmäht und verfolgt uns, als ob es nicht der einige reine Christusglaube wäre, den wir zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens machen, der Glaube, den das Wort Gottes uns schenkt, den Luther, der Mann Gottes uns wieder errungen. Was ist da Schlimmes, was Gefährliches, was Verächtliches?" —

Allerdings, gar nichts, entgegnete ich, aber was das Wesen des Pietismus betrifft, so ist er dualistisch, daher der Form nach einseitig. Dualistisch, denn er scheidet zwi-

schen Fleisch und Geist, Welt und Gott, Erde und Himmel auf eine Weise, als ob Fleisch, Welt und Erde Nichts und in reinem Gegensatz zu Geist Gott und Himmel wäre, und wendet sich daher auf eine einseitige Weise Letzterm zu, was denn nothwendig eine Absonderung aus der argen Welt d. h. eine Verdammung und Verbannung alles dessen zur Folge hat, was im Erstern nicht lauter Schlimmes und das Letztere nicht ohne jenes Erstere möglich finden kann. Daher glauben Sie mir, Sie sind inconsequent, wenn Sie das Ausschließliche und Private des pietistischen Lebens und Treibens für unwesentlich halten. Luther's Gemeinschaft der Gläubigen und Spener's ecclesiola in ecclesia sind zweierlei. Warum so ausdrücklich Profession von seinem Christenthum machen, warum auf seinen Glauben besonders patentirt und privilegirt sein wollen? Glauben nicht andere auch, ohne damit vor allen andern Gläubigen etwas voraus haben zu wollen? —

„Ich gebe die Einseitigkeit der Richtung zu, aber Sie sind sicherlich billig genug, besondere Bedürfnisse besondern Individualitäten einzuräumen. Christus ist dem Pietisten allezeit nahe, er ist ihm Hauptsache, auf ihn schaut er allein, was ist aber verdammliches an denen, so in Christo Jesu sind? Und sollen sie ihr theuerstes Gut von roher Hand verletzen lassen, sollen sie auf dumpfes Blei schlagen, wenn sie den Glockentönen der Wahrheit lauschen möchten? Was bietet ihnen die Gesellschaft, die Welt für die heiligsten Interessen? Wer will es verargen, wenn sich hier wie überall die gleichen Gesinnungen zusammenschließen, wenn es nur sonst ohne Tadel und

Schaden geschieht? Die Freiheit des Gewissens darf auch hier nicht verletzt werden. — Was aber nun das andere betrifft, so halten sie nur fest an der Bibel, welche lehrt, daß das Fleisch widerstrebet dem Geist, und daß nur der Glaube, nicht an die Welt, sondern an Christus selig mache." — — —

Auch darüber ist das fortgeschrittene Bewußtsein wie es sagt, hinaus; Welt und Gott, Geist und Fleisch schließen sich nicht aus, sondern ein, keines ohne das andere, sie sind nicht einerlei aber in Einheit; nicht der Teufel, sondern Gott hat die Welt geschaffen, sie ist nicht ungöttlich. Auch der Mensch darf nicht dualistisch zerrissen werden, er ist von Natur ebensowohl gut als böse; die Tugenden der Heiden sind nicht blos glänzende Laster und wenn wir in der Erscheinung Christi die innerste und tiefste Offenbarung des Geistes, die Menschwerdung des Logos selber feiern, so ist er nur innerhalb der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes, dessen Spitze er ist, dessen Eigenstes und Letztes, dessen innerlichstes und höchstes Besitzthum er an's Licht gebracht hat. Das Bewußtsein, das in Christus der Menschheit aufgegangen ist, das Licht, das er entzündet, strahlt in den mannichfaltigsten Radien aus, erscheint in unendlichen Reflexen, in einer Fülle von Charismen, die alle im Geiste Christi wurzeln und alle auf ihn zurückführen, wenn auch in anderen Formen. Sie erfassen diesen Geist im Glauben und Millionen mit Ihnen, aber andere im Wissen, andere im Handeln und tausende mit ihnen — wer heißt Sie diese als nicht auf dem wahren Wege zum Heile begriffen verdammen? Oder

müssen Sie das nicht, wenn der Glaube allein zum Heile führt?

„Ich verdamme Niemand, selbst wenn er das Heil noch nicht in Christo gefunden." — Wenn er es aber auf anderm Wege sucht und findet? — „Es giebt viele Wege, aber alle müssen zuletzt auf die eine Bahn des Glaubens kommen, sonst führen sie irr." —

Sagen Sie lieber, es giebt ein Ziel, aber vielerlei Wege, und noch mehr Formen und Weisen, sich ihm zu nähern. —

„Das einzige Heil ist Christus, der einzige Weg zu ihm der Glaube. — Was ist Heil? doch wohl die Versöhnung und Einigung des Menschen mit Gott, dem Absoluten; der Mensch bedarf eines absoluten Halt- und Mittelpunktes, dieser bietet sich unmittelbarer Weise im religiösen Glauben dar, in welchem das Absolute als dem Subjekt gegenwärtig und innerlich Eins errungen und bewußt wird. Aber dieses Bewußtsein wird auch noch von andern Seiten des Geistes aus errungen. Vermöge seiner geistigen Organisation ist Einem nicht das unmittelbare Bewußtsein der Versöhnung im religiösen Gefühl und in der religiösen Anschauung Bedürfniß, sondern sein auf die Vermittelung angelegter Geist ergreift die absolute Idee in schöpferischer That oder in der Schärfe des philosophischen Gedankens und sucht mit frommem, tüchtigem Streben sie so viel an ihm liegt, im sittlichen Leben zu realisiren. Es gab wohl auch eine Zeit, da er selig in seinem Glauben war, aber da kam der Gedanke und zernagte ihm seine Seligkeit, er suchte zurückzustürmen in den Glauben seiner Kindheit, doch je mächtiger er ausgriff, je ge-

waltsamer er das Vergangene zurückrufen wollte, desto weiter entfernte es sich. Das war eine Zeit der Verzweiflung und war vom Zweifel der Rückweg zum Glauben abgeschnitten, so gab es nur den Weg vorwärts in die energievolle Erfassung der Idee, um sie mit der Thatkraft des strebenden Geistes im Gedanken zu ergreifen und in der That zu realisiren. So erringt er die Einheit mit dem unendlichen Geiste, gewinnt an diesem seinen Halt und seine Fülle, seine Kraft und sein Leben, so ist er auf dem Wege des Heils, so sein Bedürfniß befriedigt. —

„Mit nichten, erwiedert der Freund, weder im Handeln noch im Erkennen giebt es ein Letztes, ein Bleibendes, je mehr Einer thut, desto mehr giebt es zu thun, jemehr Einer forscht, desto unnahbarer erscheint die Idee und noch keine That hat das Absolute gethan, noch keine Philosophie hat das Letzte und keine ist als die Letzte gefunden.“ — Allerdings besitzt der Glaube das Absolute einmal für allemal in ruhigem Genusse seiner Seligkeit, wenn — keine „Anfechtung“ ihn beunruhigt; der Forscher dagegen darf nie ruhen, die That sich nie genügen, aber eben diese Unruhe, dieses unablässige Streben ist selbst Genuß, die Augenblicke, da dem begeisterten Blicke sich eine Aussicht in das Reich des Geistes eröffnet, und der begeisterten That ein Griff in's Absolute gelingt, da der Gedanke den Gedanken erfaßt, der Geist sich als sein Eigenstes entgegenkommt, und der Wille sein Eigenstes zur Wirklichkeit schafft, das sind Momente der Seligkeit — mehr Werth als tausend Jahre seliger Langeweile nach gewöhnlicher Vorstellung — das sind Versöhnungsfeste des Geistes. Und was das Erringen eines Letzten und

Fertigen betrifft, so hat ja auch der Gläubige sich immer wieder seines Objektes durch feierliche Begehungen zu vergewissern und in sittlicher Beziehung kann ein unablässiges, redliches Ringen und Kämpfen weder der vom Glauben noch der von der Idee begeisterte Wille entrathen. —

„Jene geistigen Genüsse schließt der Glaube nicht aus, sie sind nur Radien des Centrums, das der Glaube einnimmt, und dieser begeistert sich nicht an einer abstrakten Idee, sondern erwärmt und belebt sich an der lebendigen Erscheinung des Gott-Menschen.“ —

Eine abstrakte Idee ist keine, ich meine die concrete, lebendige Idee, welche das Gemüth im Innersten ergreift, der sich der ganze Mensch mit religiöser Begeisterung hingiebt, und von der er Muth und Kraft zum Vollbringen empfängt. Die Menschwerdung der sittlich-religiösen Idee in Christus, aber natürlich in der Umschränktheit seiner Lebenssphäre wird auch der philosophischgebildete anerkennen und feiern. In ihm hat sich der endliche und unendliche Geist absolut auf religiöse Weise geeinigt, er ist die fleischgewordene Idee der Religion; der religiöse Glaube an Gott muß mit dem an Christus zusammenfallen. In dieser Unmittelbarkeit ist er das Princip eines ganz neuen Geisteslebens geworden, der ganze Geist ist neugeboren, zunächst in unmittelbar religiöser Beziehung. Darum schöpft von ihm zunächst die Religion die Idee des Absoluten, aber ebenso vermittelt sich ihm die That und die Wissenschaft. Sie werden gern zugeben, Goethe und Shakespeare, auch Schiller waren keine guten Christen, und doch sind sie Dichter des christlichen Geistes, der durch Christus zum Bewußtsein gekommenen absoluten Idee.

So ist der christliche Geist in jeder Beziehung eine Thatsache, ein Besitzthum nicht blos der Kirchenhistorie, sondern der Weltgeschichte. —

„Das, was vom christlichen Geiste in das allgemeine Weltbewußtsein und in die allgemeine Zeitbildung übergegangen ist, ist wenig genug und reicht niemals aus für die höchsten Aufgaben der Religion und Sittlichkeit.“ —

Was noch nicht geschehen, kann und muß werden. Die unendliche Vertiefung des Geistes in sich, wie sie seit Kant auch zum philosophischen Bewußtsein gekommen und durch Fichte namentlich zu einem so mächtigen Moment geworden ist, darf nie mit jener Gott- und Geistverlassenen Weltlichkeit und Fleischlichkeit des vorchristlichen Lebens verglichen werden. Die Bibel mußte den Geist blos religiös fassen und ihn dem Fleische gegenüberstellen, aber die Religion ist nur eine Erscheinungsform des Geistes, und zwar die unmittelbare in Gefühl und Gemüth; derselbe Geist hat sich nun auch in der That und in der Wissenschaft zu entfalten gesucht, und das Herausleben des religiösen Geistes in diese andern Formen ist der Hebel der Geschichte, nicht, wie die Pietisten wollen, das Herausleben aus denselben in das Dogma. — Das Weltliche und Geistliche ferner dualistisch scheiden, heißt die Reformation verleugnen, welche alle, auch die protestantische und pietistische Hierarchie gerichtet hat. Alles was wir sind, tragen wir vom Christenthum zu Lehen, und darum, sofern wir im Elemente des Wahren, des Guten, des Schönen zu stehen uns bewußt sind, fühlen wir uns vom christlichen Geiste umweht, fühlen wir uns als Glieder der christlichen Kirche, wenn wir auch ihre Dogmen fallen las-

sen müßten. Oder ist denn unerbittlich extra ecclesiam nulla salus! —

„Nulla!“ sofern, „um die Reformation nicht zu verleugnen“ Kirche und Glaube identisch ist. Ich verwerfe die Wissenschaft nicht, sie soll mir Rechenschaft von meinem Glauben geben, aber ihn nicht zerklauben; ich lasse ein tüchtiges sittliches Streben gelten, wo es sich zeigt, aber nur der Glaube macht selig, nur er gibt Kraft und Freudigkeit zum Guten, die wir aus uns selber nicht nehmen können; — Also ist die Wissenschaft die Magd des Glaubens und — „Still, unterbrach er, sehen Sie auf die vielen trefflichen Männer, die nach einer leichtsinnigen, im Leben und Wissen der Welt verschwendeten Jugend oft so plötzlich auf den Weg des Heils geriethen, daß Böswillige und Skeptische solche rasche Uebergänge zu verdächtigen suchen. Allein denken Sie an Paulus, Luther, Augustin, Franziskus, Bernhart, Fenelon ꝛc. — was lange in ihnen gährte, brach endlich mit Geist und Körper erschütternder Gewalt hervor. Das sind nicht die oberflächlichsten Gemüther, welche sich so — ich sage entwickeln, denn an einem Vermittlungsprozeß fehlt es weder vorher noch nachher. Ich will Ihnen, fuhr er wärmer fort, auch meine innere Geschichte erzählen. Sie ist nicht so rasch und hat vor Tausend andern nichts voraus. Auch ich hatte eine Zeit, da die Kritik, der Zweifel mit seiner kalten Kraft gegen den warmen Glauben der Jugend sich erhob; ich studirte mit aller Macht Philosophie, las Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und las mehr als ich verstand, aber ohne Befriedigung. Ich rang mit der Verzweiflung, mit dem Tode, da wies mich ein freundlicher Lehrer auf

das Wort Gottes hin. Ich las und konnte nicht genug lesen; Schritt vor Schritt erweiterte sich die Erkenntniß, Sünde und Gnade lag nicht mehr wie Hölle und Himmel von einander, der Himmel stieg zur Erde herab und Friede und Freude in meine zerquälte Seele. Der größte Lügner wäre ich, wenn ich sagte, es wäre nicht so. Ich konnte mein Glück kaum fassen, ich war mit meinem Gott, mit mir selbst wieder Eins geworden und die Opfer des glühendsten Dankes stiegen von dem Altar meines nicht mehr in den Qualen der Hölle, sondern von dem milden Feuer himmlischer Liebe brennenden Herzens. Glauben Sie mir, der Glaube macht selig!....

Gern drückte ich dem Freunde die Hand, wie sollte ich ihm nicht glauben, wie sollte ich die tausend Beispiele, die mir die Geschichte unserer Kirche, vor Allem in ihren drei großen Koryphäen darbietet, vergessen; o ich kann mir es denken, welch' eine unendliche Wonne sich in das Herz ergießt, wenn der hoffende, bittende Blick des Glaubens „Gnade" auf den Lippen des göttlichen Richters liest, Gnade durch Jesus Christus, Freiheit von Sünde und Tod. Ich bin weit entfernt von der Flachheit, welche Ihrem Gott das Begnadigungsrecht abspricht, zwischen dem Begriff von Liebe und Gerechtigkeit marktend — als ob „Gott nicht größer wäre als unser Herz." Ich fühle was Paulus meint, wenn er seinen Galatern zuruft: „wie waret ihr damals so selig? Ich bin euer Zeuge, daß, wenn es möglich gewesen wäre, ihr hättet eure Augen ausgerissen und mir gegeben." Ich kann mir namentlich das Entzücken einer schwärmerischen weiblichen Seele denken, wenn sie sich der Sünde ledig mit ihrem Heiland in heiliger Liebe vermählen darf —

wenn ich aber darnach kein Bedürfniß habe, weil ich nicht dafür „organisirt" bin, wie ja selbst Paulus erklärt, dem Einen sei gegeben zu glauben, dem andern zu wissen ꝛc.; wenn mich der unendliche Geist würdigt, auf anderm Wege, in anderer Form mir nahe zu treten und Friede für meine Seele und Kraft und Freudigkeit für die Aufgabe meines Lebens zu schenken? —

„Es ist kein Heil und ist auch kein anderer Name gegeben, in welchem wir könnten selig werden, denn allein Jesus Christus. Seiner bedürfen wir alle, ohne ihn sind wir Alle verloren. Und wenn Sie mir tausendmal versichern, wie Sie auf dem Wege der Idee die Versöhnung gefunden — ich weiß von keiner andern, als durch das Blut Jesu Christi. An sie glaube ich, sie habe ich erfahren und — expertus credit Rupertus." .....

Wir schieden. Aufs neue ward es mir klar, wie Glauben und Wissen geschieden sind und bleiben. Der Glaube gehört dem Gefühle, dem Gemüthe an, er ist wesentlich weiblicher Natur. Paulus, Augustin, Luther bewiesen ihre Manneskraft nicht in der Ergreifung, sondern in der Vermittlung des Glaubens und seiner Vertheidigung durch die Macht des Gedankens und den Muth der Rede. Phantasie und Gefühl sind die Agentien des Glaubens, die Unmittelbarkeit der Vorstellung sein Element. Diese waren daran schuld, wenn der Freund „mehr las, als er verstand;" nicht an der Fähigkeit, sondern an der konsequenten Kraft des Gedankens fehlte es ihm, darum fiel er in das Element des Gefühles zurück. Glauben und Wissen kann sich nicht mit einander vermählen, ohne daß eines von beiden zu kurz kommt. Ja ausschließlich

muß der Glaube sein, und nur die Liebe darf auch im Unglaubigen den Bruder toleriren. Wollte der Glaube noch ein anderes Heil außer ihm gelten lassen, er würde sich selber vernichten. Er ist das Gefühl des Einsseins mit dem Absoluten, im Gefühle aber giebt es nur entweder Ja, oder Nein, keine Vermittlung, kein „sowohl als auch." Form und Inhalt ist ihm Eins. Der Glaube weiß das Absolute als nur im Glauben existirend, wie dasselbe auch in der schöpferischen That, in der sich wissenden Idee erfaßt werden kann, davon hat der Glaube keinen Begriff, weil nicht die Idee, sondern die faktisch-geschichtliche Wirklichkeit auf der Stufe der Vorstellung, nicht der Gedanke, sondern die Phantasie und das Gefühl seine Sphäre ist. — Das Wissen dagegen kommt aus dem Glauben und hat ihn zu sich erhoben: darum muß und darf der Wissende gegen den Glaubenden jede Rücksicht üben. Er muß den Glauben als eine nothwendige Form des absoluten Bewußtseins anerkennen, er muß tolerant sein, und darf nie ein Heiligthum mit schnödem Schimpf und Spott anzutasten wagen, wenn er nicht die Ruhe einer Seele, den Frieden eines ganzen Lebens, seine eigene Würde und Stellung zu vernichten Gefahr laufen will. Kommt aber der sich so nennende Glaube nicht mit der Liebe, sondern mit dem „Kreuziget, Kreuziget ihn" entgegen, so mag der Nichtglaubende von solchen Schriftgelehrten und Pharisäern sich nicht blos mit den Händen, sondern auch an den Füßen annageln lassen. — Wohl giebt es einen Begriff von Toleranz, welcher mit Gleichgültigkeit und Indifferentismus identisch ist, aber der ist nicht wahr.

Wahrhaft kann und muß ich eine Existenz toleriren, wenn ich ihrer Nothwendigkeit bewußt bin, der Wissende muß dieß unbedingt in der Dialektik des Begriffs sich zurecht legen, der Glaubende erkennt die Nothwendigkeit einer Existenz in der Liebe, wenigstens der göttlichen an, und tolerirt sie auch.

Glaube daher, wer glauben kann, gewiß, der Glaube macht selig. Wenn aber eine Natur einmal nicht für die Unmittelbarkeit des Gefühls und Gemüths organisirt ist, hat er entschiedenen Beruf zu geistiger Vermittlung, so wird ihn der Zweifel hinausführen zu dem lichten Ziele des idealen Wissens und Strebens. Freilich scheint die Mehrzahl der Geister vorzugsweise für die äußern Bezüge des Lebens und des stofflichen Wissens eingerichtet, in der Relativität der Verhältnisse befangen, fühlen sie nur momentan das Bedürfniß des Absoluten, das ihnen dann die Kirche gewähren mag. Tüchtigkeit im Leben und eine ernstliche sittliche Durchbildung muß auch an ihnen geachtet werden und daß auch so Schönes und Großes geleistet werden könne, wer will es leugnen? hier muß der allgemeine christliche Geist seine unsichtbare, stille Kraft bewähren, mit der er nach und nach alle Verhältnisse zu durchdringen sucht. Es leuchtet ein, daß dieß die Klasse der Gebildeten ist, denen das tiefere Bewußtsein nur auf Augenblicke anklingt, und die darum sich doch nicht außerhalb der christlichen Kirche, außerhalb des christlichen Geistes wissen wollen. Diese Klasse oscillirt zwischen Glauben und Wissen, für beide ist sie daher eine große Missionsstätte. In ihr hat sich vorzugsweise das moderne Bewußtsein fixirt und verkörpert, wie es in der Kantischen

Philosophie seinen Ausdruck bekam.... Der persönliche Gott ist unerkannt, und ohne Zweifel unerkennbar, theoretisch thut man so, als ob ein Gott wäre, im übrigen läßt man es dahingestellt sein, da unser Gesicht zu kurz ist. Praktisch aber muß Gott postulirt werden, es stände ja sonst schlimm mit der Welt und mit unserm Wirken in ihr; wer wollte uns denn einen glückseligen Erfolg gewähren; eine Unsterblichkeit muß sein, weil wir hier nicht fertig werden, namentlich den Erfolg unseres Wirkens nie ganz genießen können; eine Freiheit muß sein, weil — wir uns derselben bewußt sind. Dieß ist das Wichtigste, Gott und Unsterblichkeit sind jenseitige Lückenbüßer, aber Freiheit ist eine Thatsache der Gegenwart, und des schaffenden Geistes. So setzt denn das Subjekt die innere Unendlichkeit und Idealität seines Geistes mit freier Selbstmacht in That und Leben heraus. Gott ist nicht draußen, sondern er soll sein als That, als Aufgabe der Freiheit, durch sie ist Gott zu realisiren d. h. die absolute Idee in Wirklichkeit zu setzen. Das ist Moralität, das ist Religion. So ist jene Philosophie die Macht der heutigen Bildung, die innere, unbewußte und meist unverstandene Triebfeder des modernen Kulturlebens, dessen Kultus in dem des Genies besteht, dessen Aufgabe es ist, die Idee in der Menschheit praktisch zu realisiren, das Bewußtsein der Menschen und Völker zu einem allgemein menschlichen zu erweitern, und so einen großen Organismus des Welt- und Völkerlebens zu begründen.

Wie aber wird es mit dem Glauben, mit der Religion und sofern sie für das gewöhnliche Bewußtsein aufs engste damit verbunden ist, mit der Sittlichkeit stehen?

Die Aristokratie des Wissens ist immer auf Wenige beschränkt, nur seltene Genien erfassen das Absolute in schöpferischer That — wie soll es werden, wenn die Vermittlung und Bildung immer unaufhaltsamer einstürmt auf das unmittelbare Bewußtsein, dem der Glaube verschrieben ist? Das Christenthum ist eine ewige Thatsache und die Macht aller Zukunft, wie aber Kirche und Dogma, Glauben und Wissen sich gestalten wird, ob die Gegensätze über dem großen Blachfeld jener indifferenten Mitte sich vereinigen oder vernichten, und wie sie dann einst noch zusammenstoßen werden, fragen wir heute umsonst, daß aber, wenn es geschieht, nur unter großen Krämpfen und ungeheuern Wehen sich eine neue Zeit und ein neues Bewußtsein gebären wird, das mögen wir ahnen.

III.

Englische und deutsche Zuchthaus-Einrichtung.

Von Dr. C. A. W. Kruse.

Ein englisches Zuchthaus.

Auf einer Anhöhe unfern der Stadt Devizes liegt das Zuchthaus von Wiltshire, welches in Form einer Festung erbaut, einen imposanten Anblick darbietet, und die fruchtbare Gegend durch die gefällige, runde Form belebt. Das Gebäude ist ganz neu und von ziemlichem Umfange. Es ist von rothen Ziegeln aufgeführt und gewährt das heitre Bild der holländischen Häuser, an denen die Fugen zwischen den Ziegeln durch Kalkstriche bezeichnet sind; englische Ziegel sind bekanntlich viel härter, frischer und steinigter, als die unsrigen. Von dem Kanale, der an Devizes vorbei fließt und durch 15 Schleusen gehoben wird, ist ein breiter Strom Wassers um die Festung geleitet, und eine schöne, leichte und feste eiserne Zugbrücke führt in das Gebiet, welches zunächst von einer hohen Mauer umschlossen ist, innerhalb welcher sich alle Gebäude befinden, und

welche nur eine Oeffnung hat, der einzige Eingang zur Burg, — das mit doppelten eisernen Thüren verwahrte, von einem Schließer bewohnte Thorhaus. Die Mauer steigt in den tiefen Graben hinab und dient dem Arbeitsgebäude zur fensterlosen Rückwand. Dies ist ein Stockwerk hoch, während das Gefangenhaus selbst zwei, und der Thurm in der Mitte, in dem der Oberaufseher und die Angestellten wohnen, und wo sich auch Empfangsäle, Bibliothek, Apotheke u. s. w. befinden, vier bis fünf Etagen hat. Die Gefangnen können demnach überall den freien Himmel sehen, und sind doch durch einen großen Hofraum vom Wohngebäude der Beamten, und durch einen zweiten von der Ringmauer geschieden, so daß Entspringen unmöglich gemacht ist. Die an der Mauer befindlichen Arbeitsräume werden nur bei Tage und immer unter Aufsicht benutzt. Zwischen ihnen und dem Gefangenhause selbst ist ein großer Raum, der da, wo keine Einrichtungen zur Arbeit getroffen sind, abgezäunt ist, und einen Garten bildet. Im Wohngebäude selbst befinden sich die Wirthschaftslocale im Erdgeschoß, Bäckerei, Brauerei, Küche; eine Treppe hoch die Zellen für die Gefangenen. Aus dem Vorhause führt die breite, steinerne Treppe auf den geräumigen Gang, auf den alle Zimmer ausgehen. Diese gehen alle nach der Seite der Mauer hin, also nach dem äußern Hofe; dem innern Hofe entlang geht der breite Gang. Jedem Fenster dieses Ganges gegenüber ist die eiserne Thüre, die zu einer Zelle führt, und deren obere Hälfte Gitterwerk ist, so daß der Gefangene jeden Augenblick gesehen werden kann, ohne daß sich die Wärter durch Klopfen, Schlüsselgerassel u. dgl. zu er-

kennen geben. Auf diesen breiten Gängen, die mit Tischen und Stühlen versehen sind, befinden sich die Aufseher, die eben, weil sie im innern Bogen sitzen, durch mehrere Thüren zugleich sehen können. Außerdem kann vom Thurme aus, vom sogenannten Inspectionszimmer, das Ganze bestrichen werden, da nur so viele Zellen, als Fenster nach dem, sich bis zum Thurme ausdehnenden, beträchtlichen innern Hofraume gehen. So wird die Aufsicht, deren jede Minute fortdauernde Genauigkeit und Schärfe zu der Disciplin englischer Gefängnisse gehört, auf eine einfache und natürliche Weise gehandhabt, ohne daß man des complicirten Mechanismus des Paintentiary in London anzuwenden brauchte.

In der Zelle, die übrigens Länge, Höhe und Breite eines angemessenen Wohnzimmers hat, kann durchaus nichts Böses vorgenommen werden. Die Thüre ist von Eisen; alles andre von Stein. Die Fenster haben in's Kreuz gezogne Eisenstäbe vor den verschiebbaren Glasfenstern. Boden, Decke und Wände sind von dem trockensten Bricks, roth und frisch angestrichen. Eine Bettstelle von Eisen sichert gegen Ungeziefer. In dieser liegt eine Matratze von Wergenzeug, so gearbeitet, daß es nach jedem Schnitt ausfasert und also in keinem Falle zerschnitten werden kann, um zu Stricken gedreht zu werden, eine wollene Decke, nebst Leintücher, die monatlich gewechselt werden, und Kissen. Alles dieses bringt der Gefangene bei Tage in einer Nische, die in der Schlafkammer in der Wand angebracht ist, unter. Dann dient ihm der eiserne Boden der Bettstelle, die keinen Rand hat, zum Sitz, und eine ebenfalls eiserne Platte, die vom Bette abgeschlagen

wird, zum Tische. So ist in dem ganzen Zimmer nichts Zerstörbares, als das Bett, und zugleich kein Schlupfwinkel für Ungeziefer, da auch für das Aufheben der Kleidung eine Nische in der Wand dient, und zu gewissem Behuf ein steinerner Schornstein mit eisernem Deckel versehen, im Winkel angebracht ist. Boden, Decke, und Wände sind so rein, daß man daran speisen könnte. Die nöthige Temperatur wird bei kaltem Wetter aus dem Heizapparat durch Röhren bewerkstelligt. Licht hat der Gefangene nur bei Tage, dann aber reichlich; er muß aber, wie die Hühner, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schlafen, und hat in den langen Winterabenden nur so viel Licht, als das Gitter seiner eisernen Thüre von dem hellerleuchteten Corridor einläßt.

So sitzen die Gefangenen einsam und sehen sich nur, wenn sie zur Arbeit geführt werden, und in der Kapelle, wo aber Niemand mit seinem Nachbar sprechen darf, widrigenfalls ihm die Erlaubniß, dem Gottesdienste beizuwohnen, entzogen, und er auf häusliche Erbauung angewiesen wird. Hierzu wird reichlich Anlaß gegeben. In jeder Zelle befindet sich eine Bibel, und ein common prayer book und täglich haben sie den Zuspruch eines Geistlichen.

Die nun also gut verwahrten, reinlich, warm und trocken gehaltenen Züchtlinge, denen reichliche Nahrung zu Theil wird, arbeiten täglich, bis zur Ermüdung in freier Luft, und führen demnach ein regelmäßiges Leben. Diese Arbeit geschieht in dem Tretrade (tread mill). An die äußere Mauer lehnt sich ein großes, breites und langes Rad, an dem einzelne Verschläge angebracht sind.

In diese Verschläge werden die Männer einzeln gebracht, und nun arbeiten sie zwei Stunden mit Anstrengung ihrer Kräfte. Die Verschläge sind nach der Seite des Hofes offen, so daß stets frische Luft in denselben. Alle 20 Minuten steigen sie für 5 Minuten ab, um auf einem in ihrem Verschlage angebrachten Bänkchen zu ruhen. Die Einrichtung ist aber so getroffen, daß sie diese Zeit genau inne halten müssen, weil sonst die Maschine stockt, und der Aufseher, der in einigen Minuten die Runde macht, ihre Faulheit merken würde. Treten müssen sie aber nach Kräften, sonst würden sie unter das Rad fallen.

Dies lange Rad dient dazu, eine Mühle in Bewegung zu setzen, die in Wilts allerdings etwas abwirft, weil dort viel Ackerbau, die Kohlen aber theuer, auch wohl kein überflüssiges Gefälle. Doch liegt darin nicht der Vortheil, sondern der Nutzen muß der Nothwendigkeit weichen, daß die Gefangenen eine angemessene, anstrengende Arbeit in freier Luft haben. Weiber treiben auf ähnliche Weise, aber mit den Händen, eine Calandre zur Bereitung der Wäsche, und theilen sich nach Umständen in Haus-Gartenarbeit. Die Tretmühle bietet manche Vortheile dar. Sie ist eine wahre gymnastische Uebung. Indem der Mann mit der Hand sich oben an eine Stange hält, den Tritt bis auf Reichlänge verfolgt und sich dann in die Höhe hebt, ist Arm und Bein in Thätigkeit. Ein anderer Vortheil ist noch, daß Jeder die Arbeit kennt und nichts zu lernen braucht. Kommt er in seine Zelle, so ist er müde; es schmeckt ihm Essen und Trank, er streckt sich hin auf sein Lager, und findet Nahrung für den Geist in seinen Erbauungsbüchern. Der Gesunde und Starke ar-

beitet so täglich sechs Stunden in drei Abtheilungen, ist in seinem Verschlage geschützt gegen Regen und Wind, ohne daß er das Schweigen hätte brechen können. Die Gesundheitspflege ist vortrefflich. Die Nahrung besteht in gutem Brod — wir würden es Weißbrod nennen — und mannigfaltiger Mehl- und Gemüsespeise. Fleisch wird nicht verabreicht — und dies ist in England, wo die Hauptnahrung, selbst der untern Volksklassen, in Fleisch besteht, viel auffallender, als bei uns. Dagegen erhält jeder bei reicher Portion Brod zu Abend, d. i. um sechs Uhr, eine Portion Bier. Um den Beweis zu liefern, daß die Menschen körperlich zunehmen, wird in dem Register, welches über die Gefangenen geführt wird, das Gewicht derselben beim Eintritt, so wie beim Austritt notirt; und der Director legte mir das Buch vor, um mich zu überzeugen, daß die Leute an Gewicht in der Regel bedeutend zugenommen hatten. Wenn ein Sträfling ankommt, wird er gereinigt, gebadet — ein horrendum für einen Eckensteher — und mit der Kleidung der Züchtlinge: gutes Hemde, Strümpfe, Schuhe, graue Hose und Jacke (im Winter auch Unterjacke) von grobem, aber dickem und sanftem wollenen Zeuge, angethan. Die Männer werden wöchentlich dreimal rasirt, und monatlich wird das Haar verschnitten. Bei dieser speciellen Sorge für die körperliche Pflege, stößt man keineswegs auf die bleiche Farbe, die in unsern Zuchthäusern, mit welch beredter Zunge sie auch sonst die Humanität unsrer Regierung verkündigen, fast allgemein ist. Woher sollte auch die Stubenphysiognomie bei Leuten kommen, die in freier Luft arbeiten, und denen die größte Reinlichkeit, die viele Minutiosität nennen wür-

den, zur Pflicht gemacht wird — ja das einzige ist, was man von ihnen außer der Arbeitszeit noch fordert.

Der Gefangene hat alles, was Leibesnothdurft erheischt, er hat es besser, als der Arme. Seine Strafe besteht, außer dem Verlust der Freiheit, in der Abgeschlossenheit und im Schweigen, dann in der Regelmäßigkeit, die für mauvais sujets immer eine Strafe ist. Beide haben das mit einander gemein — les extrêmes se touchent — daß sie alle Ordnung Pedanterei und alle Regelmäßigkeit Kamaschendienst nennen und um den Teufel nicht leiden können. Es ist also schon hart für eine große Zahl, zu derselben Zeit aufstehen, zu Bette gehen, essen, trinken, treten, kurz die Einerleiheit auf's Aeußerste treiben zu müssen und so jeden Augenblick daran erinnert zu werden, daß ihnen die Freiheit geraubt ist. Daher ist bei den nicht ganz Thierischen die Sehnsucht, aus diesem Zustand erlöst zu werden, größer, als in unsern Zuchthäusern, und der Fall selten, daß ein Sträfling zum zweiten Male aufgenommen werden muß. Bei dem Bedenken, daß eine solche, Geist und Gemüth treffende, abstumpfende Strafe ja fast grausamer sei, als körperliche Züchtigung, und bei einem Vergleich mit deutschen Strafanstalten drängen sich manche Betrachtungen auf, die aus dem Grundsatze, daß man strafen will und muß, hervorgehen. Alle Zuchthäuser sollen Straf- und Besserungsanstalten sein, darum heißen sie Zuchthäuser, im Unterschiede von Gefängnissen, die bloße Aufbewahranstalten sind und ihren Zweck erfüllt haben, wenn kein Eingebrachter entwischt. In dem Maße sie die beiden Zwecke, des Strafens und Besserns, auf humane Weise — in so-

fern Humanität die Pflichten gegen das Gesammte noch in Anwendung zu bringen erlauben, — erfüllt, ist die Anstalt vortrefflich. Erfahrung lehrt aber, daß Zuchthäuser auf dem Continente weder strafen, noch bessern, ja vielmehr oft schlechter machen, und dies größtentheils durch die Gesellschaft. So sehr gute Gesellschaft fördert und bildet, so sehr stumpft ab und verderbt schlechte; darum sagen die Weltweisen, besonders im Sinne Knigge's und Chesterfield's: meide böse Gesellschaft! Nun aber bleiben fast allenthalben unsere Züchtlinge zwar in einer geschlossenen, aber wahrlich in keiner gesitteten Gesellschaft und verderben sich unter einander. Dies kann in England nicht geschehen. Denn Grundsatz ihrer Zuchthäuser ist strenge Abgeschlossenheit, des Körpers und der Gedanken. Der englische Züchtling spricht nur mit seinem Aufseher und seinem Vorgesetzten. Welcher Balsam muß für ihn der Zuspruch des Priesters sein! Welche Lust jedes Wort des Wärters, auch wenn es das freundlichste nicht wäre!

Es ist nicht zu leugnen, daß gemeinschaftliche Arbeiten in geschlossenen Räumen etwas mehr einbringen. Da es aber im Lande der Manufacturen und Fabriken, wo man gewiß ungern eine Menschenkraft verloren gehen läßt, nicht beliebt wird, weil es unvereinbar mit den Zwecken der Besserungsanstalten: so sollte man diesem Hauptzwecke alles andere unterordnen, und zu einer ähnlichen Einrichtung, wie die Tretmühle schreiten. Man umginge dabei auch die bisherige Nothwendigkeit, die Menschen der Gesundheit halber in die Luft zu führen und Allotria treiben zu lassen. Der Körper muß aber angestrengt werden,

denn sonst macht man reichlich genährte Menschen faul, und berücksichtigt ihre frühern und nachfolgenden Lebensverhältnisse nicht. Denn da sie größtentheils aus der arbeitenden Klasse sind, so genügt ihnen die Arbeit, zu denen unsre Arbeitssäle in Zuchthäusern ihnen Anlaß geben, nicht, um sie körperlich anzustrengen und in Gewohnheit mit der Lebensart zu halten, die sie führen, wenn sie der Gesellschaft wiedergegeben sind. Die Bewachung dieser Art von Gefängnissen ist einfach; — Soldaten braucht man gar nicht dazu; denn da keiner sich mit dem andern verständigen kann und beständig unter Aufsicht ist, so sind Komplotte unmöglich.

Die Einrichtung ähnlicher Gefängnisse würde namentlich für den Anfang kostspieliger sein. Wir haben wenig Zuchthäuser, die zu diesem Zwecke ursprünglich gebaut sind, denn wir haben so viele verlorne Gebäude, die wir doch nutzbar machen wollen. Wo sie aber neu angelegt werden müssen; was steht da der Errichtung von Zellen entgegen? Wer für die Verbesserung der Gefangenhäuser wirken will, darf nicht aus den Augen verlieren, daß die meisten Zuchthäusler aus den niedrigsten Volksklassen genommen sind, und die Humanität verbietet, es ihnen schlechter zu geben, als sie es gewohnt sind. Dürfen sie es aber besser haben? Mit Nichten! Dann wäre Zuchthaus keine Strafe. Darum muß ihnen, außer der äußern Freiheit, die viele ohnehin nicht hoch anschlagen, wenn sie Essen, Trinken und Obdach finden, ohne sich anstrengen und sorgen zu müssen, auch etwas Andres genommen werden. Sie müssen fühlen und erkennen, was für Folgen es hat, die Gesellschaft beleidigen und von ihr ausgestoßen zu werden;

mit einem Wort: sie müssen auf allen gesellschaftlichen Verkehr verzichten, wie er sich darstellt in Unterhaltung und Berührung und des Trostes entbehren socios habere malorum.

Jede Gestattung eines Gesprächs wird ihnen als eine Belohnung erscheinen; deshalb darf aber keine Berührung mit Personen, die nicht zum Gefängniß gehören, Statt finden. Diese Abgeschiedenheit leitet den Menschen von außen auf sein Herz, dämpft die Leidenschaft und stellt die Ruhe des Geistes her, welche vorausgehen muß, wenn Besserung Wurzel schlagen soll. Sie verhindert auch alle Scenen der Aufregung und alle Zwangsmaßregel, und läßt den Wächter stets als ruhigen Vollstrecker eines beiden Theilen bekannten Gesetzes, nie aber als Zuchtmeister erscheinen, des leicht einleuchtenden Vortheils nicht zu gedenken, daß jeder Sünder nur die in seinem Herzen wohnende Sünde zu bereuen hat, und nicht die Bosheit Aller in sich aufnimmt, daß das Werk der Reue ihm leicht wird, wenn er nicht von Andern verstockt gemacht wird. Wie schonend ist endlich diese Abgeschiedenheit für einen empfindsamen Menschen, der ein Verbrechen begangen hat, sich desselben aber schämt, und sich vor Absitzung der Zeit schon gebessert hat.

Der Verkehr der Zuchthäusler mit den Bewohnern der Stadt durch die sogenannten Halbfreien ist jedenfalls bedenklich; und doch ist ein Uebergang nicht zu widerrathen. Es gibt auch in England Aufseher unter den Zuchthäuslern, wie bei uns; ja man erkennt diese Einrichtung als das beste Mittel an, den erstorbenen Ehrgeiz wieder zu beleben; aber eine Berührung mit der Stadt findet

deshalb nicht statt, weil es sich nicht controlliren läßt. Man benutzt diejenigen, deren Strafzeit zu Ende geht, und die sich untadelhaft benommen haben, für die Zwecke der Besserung und der Oekonomie. Dies geschieht z. B. in dem Falle, daß ein Züchtling unwohl wird oder einen Schaden hat, so daß er sich selbst nicht helfen kann. Es wird ihm dann in einem größern Gemach ein Gehülfe zugesellt, dem noch ein Dritter, der schon Vertrauen genießt, verbunden wird, da sich zwei nie in einem Raume befinden sollen, damit kein Einverständniß möglich sei.

Wer bestreitet nun die Kosten? Die Regierung nicht, sondern die Grafschaft, nicht durch Steuern, auch nicht durch freiwillige Beiträge, sondern durch Taxen, die jeder sich selbst auflegt, denen sich aber keiner entziehen kann. Ich bedauere die Summe nicht mehr zu kennen, die in Wiltshire dafür verwendet wird; wie groß sie aber auch sei, sie wird zum Wohle der Gesellschaft verwendet. Da jede Grafschaft ihr eigenes Zuchthaus hat, so sind dieselben weniger zahlreich besetzt, als unsre Landeszuchthäuser, zumal da nach englischen Gesetzen auf eine nicht unbedeutende Zahl von Verbrechen Todesstrafe und Exportation stehen, die bei uns mit Zuchthaus abgebüßt werden. Die Mehrzahl der Sträflinge haben Geringeres verbrochen als die abgefeimten Schufte in unsern Gefängnissen. Unsere Mittheilung gilt aber nur von Zuchthäusern, die mehr oder weniger mit dem oben beschriebenen übereinstimmen, nicht aber von eigentlichen Gefängnissen, wie z. B. Newgate, wo die zum Tode oder zur Deportation angeklagten oder verurtheilten Subjecte sitzen. Das be-

rühmte Kingsbench und Fleet Gefängniß für Betrüger und böse Schuldner sind Städte im Kleinen, und von ihrer lustigen und ernsthaften Seite schon oft geschildert worden.

IV.

Ludwig Tieck und die deutsche Romantik.

Historische Skizze von **Rudolph Kausler.**

Zweiter Artikel.

Die romantische Schule fand mit ihren Bestrebungen einen Widerstand, wogegen die Kämpfe der Goethischen Generation kaum in Anschlag kommen. Tieck, Novalis, Fr. Schlegel (vor seinem Bruder hatte man einigen Respekt) wurden in den meisten Zeitschriften als Tollhäusler behandelt. Wahrhaft ergötzlich sind die Expectorationen der allgemeinen deutschen Bibliothek, die damals noch ein ziemliches Publikum gehabt zu haben scheint. Die Urtheile sind zu wenig in einzelne Schlagsätze concentrirt, als daß sich hier etwas daraus mittheilen ließe, ich will nur aus dem Register zur Belustigung einige Artikel hersetzen:

Tieck. Ist im Komischen und Tragischen ein langweiliger Geselle, dessen eigenthümliche Geistesphysiognomie dem Leser beständig vor Augen bleibt. S. Bd. 56. S. 198.

Tieck. Ist Schikaneder der Zweite. Bd. 57. S. 78.

— Nachrichten von seinen unbedeutenden und zum Theil elenden Schriften. Bd. 56. S. 199.

— Seine Dichtungen sind elendes Geschwätz ohne Geist und Sinn. Bd. 56. S. 456.

(Unmittelbar darunter steht: Tiedges Elegie auf dem Schlachtfeld bei Kunnersdorf). Eine sehr schöne Stelle daraus. Bd. 58. S. 535.

Wilhelm Schlegel. Beispiele der Armseligkeit in Einem seiner Geschreibsel. Bd. 56. S. 139.

— Hat gezeigt, daß er kein Ehrgefühl hat und an Kopf und Herz verwahrlost ist. Ebend.

Friedrich Schlegel. Ob er bei seiner Lucinde eine Geldspeculation beabsichtigt hat. Bd. 59. S. 355.

— Seine Lucinde ist eine Encyklopädie von Unarten und Abgeschmacktheiten und eine der heillosesten Erscheinungen des letzten Jahrzehnds. Ebend.

— Seine Lucinde kann kein ehrlicher Mann, sondern nur seine Collegen in Jena billigen und empfehlen. Ebend.

Schleiermacher. Hat gute Anlagen aber eine zu hohe Meinung von sich selbst. Bd. 58. S. 169.

Jedoch nicht bloß Nicolai und Consorten, auch die Bedeutendsten der älteren Autoren waren auf die Romantik sehr schlimm zu sprechen. Wieland und Herder haßten das junge Volk und legten ihm, wenn nicht in eigner Person, doch durch Freunde und Schüler manchen Stein in den Weg. Voß hat seinen Haß gegen die Romantik zu schwer gebüßt, als daß er ihm nicht verziehen werden müßte; sein Keifen gegen diese, die ihn im innersten Herzen anwiderte, war so aberwizig und geschmacklos, daß er bei einem großen Theil des Publikums seinen in Ehren erworbenen Credit einbüßte. Mit Goethe und Schiller, die damals ihre poetische Wirksamkeit erneuert hatten, verband die junge Schule das Streben die platte Natürlich-

keit zu verbannen, der Kunst wieder ihre angeborene Rechte zu verschaffen. Wie prekär jedoch das Verhältniß war, zeigt der Briefwechsel. Schiller konnte die Schlegel persönlich nicht leiden, er scheint auch die Bestrebungen der Uebrigen zu unbedeutend genommen zu haben, es ist komisch zu lesen, wenn er dem Freunde referirt, daß er dem liebenswürdigen Tieck bei einem Besuche das fortwährende Studium des Spanischen empfohlen habe und so dieses angenehme Talent passend beschäftigt glaube. Goethe wechselte in seinem Benehmen gegen die Schlegel: sie waren die Stimmführer der Partei, die auch Goethe den Verfasser des Meisters und der Elegien pries; die sonstigen Bewunderer hielten sich an den Dichter des Werther und Berlichingen. Das war Goethen sehr willkommen, er traute ihnen aber nicht, er meinte es, wie er sich später deutlich erklärt hat, auch auf seinen Sturz abgesehen. Ueber sein Verhältniß zu Tieck hat er sich gegen Eckermann auf eine großartige Weise erklärt. Jean Paul lächelte der Romantik mit Einem seiner Gesichter aufs freundlichste zu. Er hatte zur Rechten und Linken Bewunderer, die einander anfeindeten; die Einen liebten seinen Ernst, die Andern seinen Spaß, den ganzen Mann goutirten damals noch Wenige. Unter die Bewunderer seiner Komik gehörten alle von der neuen Schule, die Sentimentalität, die großen Seelen hätten sie ihm erlassen. Das verdroß aber Jean Paul und er cajolirte und verspottete die Romantiker abwechselnd.

War so die alte classische Generation dem Siege der Jenenser jedenfalls hinderlich, so kam ihnen dafür Alles entgegen, was von jungen Leuten damals ein tüchtiges

Streben hatte. Tieck und die Schlegel konnten Nichts aufweisen, das Schillers und Jean Pauls Werken Stand gehalten hätte, aber sie hatten ausgesprochen, wonach es die neue Zeit drängte, sie hatten einen mächtigen Bundesgenossen in der Philosophie, die der neuen Poesie brüderlich zur Seite ging. Schelling hatte das Ich zum Mikrokosmus erweitert und die Welt, die sich im Menschen abspiegelte, war die Natur. Die ideale Welt, die mit der realen parallel ging, war nicht die Natur und der sittliche Geist, sondern die Natur als die bewußtlose und als die bewußte, sich begreifende. Der Geist war zum Selbstbewußtsein der Natur geworden. Die Naturphilosophie war nicht ein Theil der damaligen Philosophie, die damalige Philosophie war Naturphilosophie. Das Studium derselben und eifriges Lesen der Dichter, die den Schluß des Mittelalters bezeichnen, machten am Anfang dieses Jahrhunderts den Studenten zum Anhänger der neuen Schule.

Das Studium der Literatur lag völlig darnieder, der eigentlichen Kenner und Liebhaber, die wie in Lessings und Wielands Tagen eine gelehrte Beschäftigung daraus machten, gab es Wenige mehr. Die Goethische Periode hatte selbst zu produziren, es waren nur einige Lieblinge, an denen man sich zu Zeiten stärkte. Wo hätten die bald darauf erscheinenden Moralisten und Aufklärer Zeit dazu hernehmen sollen? Jetzt war Beruhigung eingetreten. Goethes und Schillers Dichtungen sieht man die Nothwendigkeit ihrer Entstehung an; hier ist es der Drang des philosophischen Geistes, der seine Gedankenwelt verwirklichen will, dort das Feuer der Leidenschaft, dem durch die

Darstellung Luft gemacht werden muß. Die romantischen Productionen hatten keine nothwendige Entstehung, die Dichter lebten in dem vollen Genuß der Natur, wie sie sich ihrem Innern aus ihren Erscheinungen darbot, wie die Empfindung ihrer Herrlichkeit aus den Werken der Kunst und Poesie sie ansprach, wo aber die Beruhigung des Genusses eintritt, da hört die Nothwendigkeit des Produzirens auf. Die Romantiker dichteten wenig, sie wurden ästhetische Gourmands, die nach allen Süßigkeiten in dem weiten Gebiet der Literatur umherspürten, und wie andere nach einem guten Tisch, viele Stunden nach einem hübschen Sonnette liefen. Jene geschmackvollen Uebersetzungen und gebildeten Kritiken, auf die wir eine Zeitlang so stolz waren, gehören dieser Richtung an und es hat nur in Beziehung auf diese vorübergegangene Periode Wahrheit, daß die Deutschen sich das Fremde am treusten und feinsten aneignen können.

Was man aber in den Werken der alten Meister suchte, war nicht mehr die Schilderung der Leidenschaft, die Kenntniß des Menschenherzens, sondern wie Tieck sagt, der Scherz, die tiefsinnige Weisheit der Erfindung und jener muthwillige Wahnsinn, der oft die selbsterfundenen Gesetze wieder vernichtet, das Spiel der Kunst, der edle Leichtsinn der Freude. Nach dieser Seite wurde nun auch Shakespeare aufgefaßt und er begleitete jetzt zum drittenmal die deutsche Poesie als ihr leitender Stern. Goethe, Lenz und ihre Freunde hatten den Shakespear im prosaischen wielandischen Gewand kennen gelernt, in seiner ursprünglichen Form hätten sie ihn damals nicht brauchen können. Die Freiheit der Form war es, was ihn

zu ihrem Meister machte, er emancipirte sie von den Schranken der französischen Tragödie. Die Worte Wilhelm Meisters, daß die Shakespearischen Schauspiele keine Gedichte seien, man glaube vielmehr vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens hause und sie mit Gewalt rasch hin und her blättre; alle Vorgefühle, die er jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die ihn von Jugend auf, ihm selbst unbemerkt, begleiteten, habe er darin erfüllt und entwickelt gefunden; diese Worte können nicht die Beziehung des jungen Goethe zu Shakespeare darstellen, so wenig als der junge Goethe der junge Wilhelm Meister ist, so wenig als er je mit diesem von den Brettern herab die deutsche Nation zu großen Thaten begeistern wollte. Schiller und Tieck selbst in seinen jüngeren Jahren machten sich das Studium der Shakespearischen Charaktere zur Hauptsache. Jetzt suchte man an ihm die romantische Ironie auf, der Sommernachtstraum, Was ihr wollt, und Aehnliches verdrängte den Hamlet, Richard u. s. w., die phantasiereiche, mit sich selbst spielende Sprache, die Wortspiele, der Gegensatz der pathetischen und komischen Scenen, so Vieles, woran man sich früher allgemein gestoßen hatte, wurde jetzt verstanden und gewürdigt. Die Dichtungen Ariosts, Calderons, Gozzis, die Novellen von Bocaccio, Cervantes u. s. w. waren's außer Shakespeare hauptsächlich, in deren Genuß man sich erging, sie wurden den eigenen Productionen ehrlicherweise weit vorgezogen, sie hatten einen festen Kern, der sich, wenn man ihn auch übersah, doch insofern aufdrängte als dadurch das phantastische Spiel vor dem Ver-

flattern gesichert war. Die altdeutschen Dichtungen waren in der Zeit, von der hier die Rede ist, wie man aus den Gesprächen über den treuen Eckart und den Tannenhäuser im Phantasus sieht, sehr wenig bekannt; was man die deutschen Volksbücher nennt, war der Quell, aus dem man die mittelalterlich deutsche Poesie schöpfte. Es hat sich in einigen dieser Bücher der Geist der alten Romantik selbst der Darstellung nach erhalten, z. B. in der Magelone, die ja eine Jugendarbeit Petrarks sein soll, in den meisten ist er bloß noch an der Erfindung zu erkennen, so im Kaiser Octavianus und andern, wo die Spießbürgerlichkeit des Referenten mit der Poesie des Inhalts in so seltsamen Contrast kommt, daß humoristische Meisterwerke entstehen, in denen die Romantik ihre unbeholfene Auffassung verspottet. Tieck hat das Verdienst durch Erneuerung der Magelone, der Heimonskinder und der Schildbürger die Aufmerksamkeit wieder auf diese hübschen Bücher hingeleitet zu haben.

Von den poetischen Denkmälern der antiken Welt hielt man sich vornemlich an die Tragiker, und zwar um durch den Gegensatz das Eigenthümliche der romantischen Anschauungen hervorzuheben.

Die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts war die, gegen welche ein offener heftiger Kampf bestand. Es ist oft wiederholt worden, daß die Richtung der romantischen Schule vorzugsweise eine kritische, negative war, ihre Poesie selbst war ja größtentheils negativ; man denke an Tiecks Comödien. Ohne diese Negation hätte die Romantik nicht leben können. Goethe verlangte einmal von Tieck, er solle den idyllischen Theil des Zerbino, losge-

löst, dem Weimarer Theater geben und Tieck ließ es vernünftigerweise bleiben. Die neu gefundene romantische Welt hatte zu wenig Kraft in sich selbst, sie mußte das Sittliche wenigstens als Parodie hereinziehen, sie konnte sich nur im Gegensatz gegen abgeschmackte moralische Ansichten halten. Daß von den Poeten des achtzehnten Jahrhunderts Einer, Goethe, bewundert und als Muster aufgestellt wurde, war übrigens nicht Politik. Die Romantiker erkannten damals die Goethische Differenz nicht klar, schreibt doch Tieck erst bei der Erscheinung der italienischen Reise, daß er nun einsehe, wo er sich von Goethe trennen müsse. „Goethes Buch über Italien" schreibt er 1816 an Solger, hat mich angezogen, und mir äußerst wohlgethan. Nicht daß ich seiner Meinung immer wäre, daß ich dieselben Dinge nicht zum Theil ganz anders gesehen hätte, sondern diese Erscheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöst (ich kann es nicht anders nennen), in welchem ich mich gegen ihn verhielt. Diese Anbetung, diese unbedingte Hingebung meiner Jugend in sein Wesen, dieß Verständniß seiner Natur, ja, wie es mir auch wohl erschien, eine gewisse Verwandtschaft der meinigen mit seiner und dann wieder besonders späterhin das determinirte Widerstreben, im Kampf mit jenem Gefühl, das Fremde, Zurückstoßende, das oft völlig Unverständliche seines Wesens. Jetzt erst ist meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz bestimmt sehe, wo wir uns trennen und trennen müssen." Wilhelm Schlegel, der immer auf der Oberfläche blieb, wird die Differenz der Tendenzen noch weniger gefühlt haben; bei den jüngeren Schülern war ohne-

dieß die Verehrung Goethes und der Schlegel auf naive Weise in einander geflossen. Die sonderbarste Erscheinung ist aber die Begeisterung der Romantiker für den Wilhelm Meister, den sie, Novalis mit seinem bekannten scharfen und treffenden Urtheil ausgenommen, vor allen andern Goethischen Schriften preisend empfahlen. Man sollte fast meinen, sie haben nur die erste Hälfte gelesen, die allerdings, wie man aus dem Briefwechsel sieht, der Anfang eines Schauspieler-Kunstromans war. Gegen Schiller war der Kampf nie offen, daß er jedoch nicht für gerecht galt, ist am Tage. Er war Goethes Freund und einer jener unnahbaren Menschen, in deren Nähe die Kritik sich selbst kleinlich erscheint.

Die naturphilosophisch-romantische Richtung mußte nothwendig zum Studium und Genuß der Musik und Malerei führen. Der Erste, der die neuen Ansichten hierüber aussprach, war Wackenroder, er hat die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" geschrieben, an denen auch Tieck einigen Theil hatte und beide Freunde entwarfen gemeinschaftlich den Plan zum „Sternbald"; die „Phantasien über die Kunst" enthalten Wackenroders Nachlaß.

Es steht da und dort zu lesen, daß die „Herzensergießungen" es hauptsächlich gewesen seien, wodurch die deutsche Kunst eine neue Wendung nahm, das Buch wurde aber in der That wenig gelesen. Etwas mehr Sensation machten die in gleichem Sinn geschriebenen „Sternbalds Wanderungen" zu jener Zeit von Einzelnen weit überschätzt, z. B. von der Madame Staël; von den

Grundsätzen der Malerschule, die man jetzt die romantische nennt, ist jedoch auch in diesem Buche nichts zu finden. In den „Herzensergießungen" werden uns die verschiedensten Kunstschöpfungen vorgeführt, und mit gleicher Liebe betrachtet, Raphael und Callot, Correggio und Dürer; es wird auf Universalität des Kunstsinns gedrungen, der sich in das Disparateste mit derselben Andacht versenken soll; man solle genießen, statt zu urtheilen, war die Aufforderung, welche an die kritische Zeit erging. Es ist wieder nur die Phantasie, die sich hier mit den künstlerischen Darstellungen beschäftigt, und diese kann sich allerdings von Mänaden und von heiligen Jungfrauen zugleich begeistern lassen. Diese Kunstbetrachtung fällt aber so mit der ganz ordinären zusammen, die nur die sogenannte Schönheit will, die ein sehr vager Begriff ist. Den Literatoren begegnet diese Weitherzigkeit seltener als den Kunstfreunden, denn aus poetischen Werken springt die sittliche Grundlage deutlicher ins Auge. Ein Maler, der in diesem Sinne Romantiker wäre, könnte nur leblose Compositionen hervorbringen, denen aller Charakter fehlen würde, wie denn auch kaum einzusehen ist, wie aus Franz Sternbalds Phantasien Produkte entstehen sollen. Die Unmöglichkeit den jungen Romantiker einen tüchtigen Maler werden zu lassen, hat wohl die Beendigung des Buchs verhindert. Sternbald wird aus dem Dürerschen Hause nach Italien entlassen, die Erweiterung seiner Phantasie, welche die entgegengesetztesten Seiten der Natur und Kunst gleich lieben lernt, bildet die Handlung des Romans, der wie ein herumirrendes Phantasieren bald ermüdet. Unter dem Maler steckt freilich der Dich-

ter verborgen, der sich in diesem Gewand ungehinderter in dem Reiz der Farben ergehen kann.

Das Leben Joseph Berglingers von Wackenroder bezeichnet, obgleich nur Skizze, das Verhältniß der Romantik zur Musik deutlich genug. Die Musik ist diesem Künstler die Begleiterin seiner Phantasie; läßt die Orgel ihre feierlichen Töne rollen, so sieht er den König David vor der Bundeslade tanzen u. s. w. Die Musik ist Sprache des Herzens, das in ihr seinen vollen Ausdruck findet, in ihr aufgeht; der Romantiker versenkt sich in die Natur, er lebt von der Anschauung, er läßt sich von der Musik nur accompagniren, sie soll sein Entzücken über seinen Phantasiegenuß aussprechen. Es giebt eine eigenthümliche Gattung der Musik, die man Phantasieren nennt, die Meister darin sind meist keine ächten Musiker. Die Regellosigkeit dieser Musik, ihr schnelles Uebergehen von einem Gefühl zum andern, giebt sie als Begleiterin der Phantasie kund, welche den Eindrücken der Natur folgend, und wie diese ihre Einheit in einem unendlichen Wechsel der Erscheinungen aus einander legend, unstät und flüchtig umherirrt, während das reine Gefühl an seiner Bestimmtheit treu festhält.

Die Kunstansichten der Schule trugen hauptsächlich dazu bei, diese in den Geruch des Katholizismus zu bringen. In der That war es mit diesem Katholizismus nicht so schlimm gemeint, oder nicht so gut, wenn man so will. Um an die Mutter des Herrn zu glauben, muß man vor Allem an den Herrn selbst glauben, von dem in den romantischen Büchern wenig die Rede ist. Dieser Glaube fehlte ja der ganzen Zeit, das Christenthum hatte

sich vor der Aufklärungsfluth in eine einsame Arche gerettet, von wo es hie und da Boten in die Welt aussandte, Lavater, Stilling und einige Andere die lange ohne Oelblatt zurückkamen. Herder und Jacobi mit ihrem Anhang vernahmen wohl das Läuten der verlorenen Kirche, sie suchten sie aber in der Höhe und Ferne, wo sie nicht zu finden war, sie ärgerten sich an dem ärmlichen Aussehen der wirklichen, noch vorhandenen. Die Romantiker sprechen seit langer Zeit wieder zum erstenmal mit Enthusiasmus von Kirche und Glauben, sie hatten in Wahrheit eine Religion, aber nicht die christliche. Das Glaubensbekenntniß der Mystik klingt allerdings dem christlichen sehr ähnlich, einzelne Ghaselen Dschelaleddin Rumis könnte man in unsern Kirchen singen, es ist hier und dort vom süßen Tod im Licht die Rede, im Christenthum ist jedoch der sittliche Mensch versöhnt, während die Mystik den Schmerz des sittlichen Geistes durch die Naturtrunkenheit betäubt. Den Romantikern galt Christenthum und Mystik für dasselbe, Tieck konnte, wie er in einem Brief an Solger sagt, das lebendige Wort nur mit Jacob Böhm im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte sehen. Diese Mystik wies auf den Orient als ihre Heimath hin, sie führte zum Studium der orientalischen Poesie, vornemlich der Indischen.

Mit dem Katholizismus hat die Mystik nichts zu schaffen, die alte Kirche hat die Mystiker von jeher wo sie diese als solche erkannte, für Ketzer erklärt, und der Katholizismus der neuen Schule war nichts als Begeisterung für die mittelalterlichen Kunstwerke die eines großen Theils nicht der christlichen Kunst angehören, wenigstens

spricht aus den meisten und den gepriesensten Madonnen kein christlicher Geist, diese schönen Köpfe sinnen über das Mysterium der sinnlichen nicht der himmlischen Liebe und ihre Schöpfer brauchten ihrer Phantasie keine andere Richtung zu geben, wenn sie von ihnen zur Darstellung der Venus und Helena übergingen.

Weil es mit diesem Glauben kein Ernst war, klingen die katholicisirenden Gedichte der Romantiker immer spielend und unwahr, sie sind Angesichts alter Gemälde verfertigt, welche dem Glauben zu Hülfe kommen sollten. Von Novalis geistlichen Liedern sei dieß nicht gesagt, hier ist nur da und dort eine Spur von katholischer Tändelei, diese Gedichte sind ächt christlich, wenn auch in andern Produkten dieses Dichters sich die reine Mystik ausspricht. Wie sich bei ihm aus dieser der christliche Glaube entwickelte, würden seine Fragmente ausweisen, wenn sie chronologisch geordnet wären. Eine sociale Revolution konnte die besprochene Richtung ihrer Natur nach nicht hervorbringen, wäre ihr auch Zeit gegeben worden, allmählig ihre Anschauungen zum Gemeingut zu machen; sie verhielt sich gegen die sittlichen Interessen ja völlig negativ. Sie konnte selbst in der Lebensweise ihrer Propheten wenig verändern, wo der Ernst des Lebens hervortrat, wo man handeln mußte, stand man troß aller Romantik, die man in stillen Stunden im Herzen hatte, wieder auf dem Gebiet der Sittlichkeit, das man verlassen hatte, man mußte den Braven oder den Schlechten spielen. Dem Genuß der Natur, dem Phantasieleben wurde aber doch mehr Raum gegeben. Man hatte bis dahin so ziemlich allgemein angenommen, das Essen und Trin-

ken sei für den Hunger und den Durst, man rühmte sich einer einfachen naturgemäßen Lebensweise, Kartoffeln sollten besser schmecken, als Austern und Trüffeln und daß einem ehrlichen Kerl ein Glas Bier besser munde, als dem Kaiser sein Burgunder, das bezweifelte kein Mensch. Es war Grundsatz, wo möglich nur das zu genießen, was die Natur selbst anbot, unter der man in Deutschland die deutschen Aecker und Gärten verstand. Reisen machte man, wenn es nemlich nöthig war, auf den kürzesten Wegen, für Nichts und wieder Nichts lief kein Mensch durch die Welt. Mit der Romantik wurden der Welt die Augen geöffnet, man aß und trank mit Religion. Das einst so gemeine Geschäft erhob sich zum Cultus.

Hunger und Durst wurde Sehnsucht, von der Natur durchdrungen zu werden, die sich freilich nach ihrer ganzen Geistigkeit nicht in gemeinen Landweinen und deutschen Kohlhäuptern offenbarte. Auch die Wanderlust datirt sich von den Jenaer Tagen, der Romantiker reiste aus Confession, denn das Reisen ist das beste Mittel, sich den Natursinn frisch zu erhalten, für den Wanderer webt um jede Gegend jener bezaubernde Duft, der vor dem längeren Verweilen verschwindet. Eine unendliche Menge theilweise gar schöner Wanderlieder, die man nicht hören kann, ohne wanderlustig zu werden, ist seither den ersten Tieckischen nachgefolgt.

Es wurde der Romantik nicht vergönnt in Ruhe ihrer Einseitigkeit müde zu werden, ihre Haltlosigkeit zeigte sich bälder, als nemlich das Wetter von Westen heraufzog, das sie mit ihrer Ironie nicht beschwören konnte. Als Deutschland nahe daran war, seine Freiheit völlig zu ver-

lieren, regte sich endlich der Patriotismus, der sich in den Klopstockischen und Stolbergischen oder für einige Zeit völlig ausgegeben hatte. Dem Patriotismus ist aber ein Gehalt erforderlich, an dem er sich festhalten kann, es muß ein gemeinsames sittliches Interesse da sein, das Gemeinsame der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten ist ein Band, das der Verlauf des Kriegs als ein zu zerbrechliches erwiesen hatte. So suchten nun die Einen ihre Derbheit, Treue, Keuschheit, kurz die alte Tugendhaftigkeit hervor, das waren vornemlich die alten Kantianer, dann die Schüler von Fichte, Fries u. s. w. Die Romantiker, welche diesen Enthusiasmus längst an den Schuhen abgetreten hatten, wandten sich theils ernstlich dem Christenthum zu, mit dem sie bisher gespielt hatten, theils träumten sie in sicherer Zurückgezogenheit ihren alten Traum weiter. Während nun die Tugendhaften Deutschland zum Land der Tugend machten, wo man aus nationaler Liebhaberei nach dem kategorischen Imperativ lebte, sahen die Romantiker ihre Heimath als das Land des Glaubens an. Diesen Begriffen von Deutschland wollte aber die Gegenwart nirgends entsprechen, in die Zukunft ließ sich das Ideal auch nicht erst füglich verlegen, denn es sollte mit dem Nationalcharakter Eins sein, so suchte man es denn in der Vergangenheit und die Gegenwart wurde als momentaner Abfall betrachtet, dessen Sünde man jetzt zu büßen hatte. Die Tugendhaften, die von dem Glauben nur als von dem Glauben an die deutsche Urtugend wußten, waren nun hier auf eine sehr kleine Spanne Vergangenheit angewiesen, hinweg über das ganze Mittelalter, von dem sie nur die Re-

formationsperiode gelten ließen, als über die Zeit der Geistesknechtschaft und des unvernünftigen Lehensystems, flüchteten sie in die cheruskischen Wälder, wo sie mit Hülfe des tugendhaften Tacitus endlich ihre Leute finden konnten, keusche, stolze, freiheitsliebende Seelen, die, ihr entsetzliches Biertrinken ausgenommen, das ihnen aus Sympathie nicht sehr übel genommen wurde, rein und makellos dastanden. Die Andern fanden ihre Ideale im Mittelalter, als der Zeit der christlichen Glaubensherrschaft. Wie verschieden sie sich zum christlichen Glauben verhielten, darin stimmten Alle überein, daß sie wie die Andern die Tugend, so den Glauben für nationales Eigenthum hielten, nur die starke Natur der germanischen Völker sollte das Christenthum in seiner Mehrheit auffassen können und dann wieder besonders die der Deutschen, als welche den ursprünglichen Charakter am treusten bewahrt hatten. Diese Ansicht kursirt jetzt noch, und es ist zu verwundern, daß noch kein Geschichtsphilosoph auf den Gedanken gekommen ist, das Christenthum aus dem Germanismus statt aus dem Judenthum herzuleiten.

Diese Mischung von christlichem Glauben und Stolz auf die Persönlichkeit ist am vollendetsten in der Ritterlichkeit des Mittelalters ausgedrückt, deren Wahlspruch Glaube und Ehre war. Der beliebteste Dichter der kämpfenden Zeit wurde deswegen der chevalereske Fouque, in welchem diese Begriffe völlig verwachsen waren. Hieher gehören die Lieder von Arndt und Schenkendorf, bei denen bald das Eine bald das Andere vorherrscht. Wilhelm Schlegel suchte sich diese Gesinnung anzueignen, es sind daraus seine schönsten Gedichte hervorgegangen. Am

ernstesten nahm sein Bruder Friedrich die Sache; er wurde Katholik. Beide hatten sich vor der eigentlichen Deutschthümlerei bewahrt; ihr Hauptstreben in dieser Zeit der Noth war, das Bewußtsein der Einheit der germanischen Nationen herzustellen. Friedrich Schlegel wollte nicht bloß die Einheit Deutschlands, er wollte die Einheit Europas in einem römisch-deutschen Kaiserthum. Die gemeinsame nationale Abkunft und der gemeinsame Glaube sollten Europa zu Einem Reich verbinden. Er fand den Grund der Zersplitterung in der Reformation, der Protestantismus war ihm Protestation gegen die Glaubenseinheit, dieß und Geldnoth trieb ihn zum Katholizismus. Ob er mit dem ganzen dogmatischen System übereingestimmt habe, darf man nicht fragen, er wird sich wohl gar nicht die Mühe genommen haben es lange zu untersuchen, sein Uebergang war ein politischer Schritt und zwar in doppeltem Sinn. Um dieselbe Zeit gingen viele andere bekannte und unbekannte Leute zur alten Kirche über, die Nebengründe gehören nicht hieher, der Hauptbeweggrund war das Bedürfniß kirchlicher Gemeinschaft, das der Protestantismus, der aufgehört hatte, Kirche zu sein, nicht befriedigen konnte.

Ein seit den Kreuzzügen unerhörter Enthusiasmus bemächtigte sich in diesen Jahren des ganzen Deutschlands. Mit welchem Eifer, welcher Liebe suchte man die Denkmäler mittelalterlicher, vor Allem, deutscher Kunst hervor; die altdeutsche Baukunst, die man seit Goethes Panegyrikus auf den Straßburger Münster auf sich hatte beruhen lassen, wurde ein Gegenstand gründlicher Forschung, die Bilder, welche die Revolution aus den zer-

trümmerten Kirchen geworfen hatte, wurden mit großem Fleiße gesammelt, alle Bibliotheken wurden nach der verschütteten Poesie des Mittelalters durchsucht. In Arndts und Schenkendorfs Kriegsliedern ist uns der ahnungsvolle Ton dieser Zeit am frischesten aufbewahrt, will man ausführlichere Kunde haben, wie es in dem erwarteten tausendjährigen Römischen Reich aussehen sollte, so lese man Fouques Schauspiele und Ritterromane. Hier ist eine treffliche Menagerie der stolzesten und gläubigsten Ritter und Damen versammelt, ihre Ehre ist fleckenlos, wie ein polirter Harnisch, ihr Glaube fest wie eine Damascener Klinge. An Characteristik, Schilderung innerer Zustände dieser Helden ist natürlich nicht zu denken, sie kamen mit Glauben und Ehre auf die Welt, hielten an beiden unabänderlich fest, wußten überhaupt sonst von nichts; weßhalb sie auf den Bretern, wo man die Abwechslung und Bewegung liebt, kein Glück machen konnten. Wo übrigens dieser Poet einmal die Rüstung auszog, die ihm freilich mit den Jahren zur Haut wurde, kam ein ächtes Dichtergemüth zum Vorschein.

Die Bilder der Malerschule, die sich aus diesen Grundlagen entwickelte, kann man als Zeichnungen zu diesen Fouqueschen Dichtungen betrachten. Es treten uns hier gewaltige Rittergestalten vors Auge, mit blonden Locken, die in stolzer unverrückter Ruhe die Feinde niederstossen, ohne sich nach ihnen umzusehen, nicht minder hohe und schlanke Damen, deren strenger Blick jeden Liebesgedanken verscheucht. Diese Künstler fanden ihre Muster weit hinter Raphael und seinen Zeitgenossen, deren Ueppigkeit ihnen anstößig war, in Fiesole und Perugino.

An dieser Richtung, die man wegen romantischer Elemente, weil die meisten Romantiker zu ihr übergingen, ebenfalls die romantische genannt hat, von jener ersten aber völlig verschieden ist, hat Tieck niemals Theil genommen. Er hielt keine Reden an die deutsche Nation, er dichtete keine Freiheitslieder, sprach nichts von Germanismus, Nichts vom römischen Reich, er studirte und liebte die altdeutsche Poesie, aber nicht mehr als die altenglische oder spanische, es fiel ihm nie ein, Raphael und Correggio zu verdammen, er setzte den katholischen Calderon, so sehr er ihn liebte, nie über den protestantischen Shakespeare, von all' dem heftigen ins Leben greifenden Drängen und Treiben seiner Freunde, über dem sie nimmer zum romantischen Schlummer kommen konnten, wollte er Nichts wissen. In den letzten Jahre dieser Periode, während welcher er wenig von sich hören ließ, fällt sein Briefwechsel mit Solger. Da saß er in Ziebingen bei dem Dichter des Lacrimas und Uebersetzer des Casanova, mit seinen alten Lieblingen beschäftigt, er versichert den Freund, daß er noch derselbe sei, wie in seiner Jugend, daß er alle Tendenzen, denen seither seine Genossen gehuldigt, ruhig an sich habe vorbeiziehen lassen. Er ist auf die politischen und poetischen Bewegungen seiner Zeit bös zu sprechen. „Oft denke ich“ schreibt er einmal, man sollte geradezu aus dem Narrenhause gehen, und Luft und Sonne im Freien genießen, der Poet kann es auch am ehsten, und doch führt mich meine Menschheit wieder zurück, um Interesse zu nehmen, hinzuhören und zu antworten. Aber ich glaube, daß die Anarchie und Verwilderung des Geistes noch nie so hoch gestiegen ist, als in unsern Tagen.

Wissen Sie wirklich Viele, die Ihnen nicht schwankend und drehend vorkommen, für die Sie schwören möchten, daß sie morgen noch dieselben, wie heute, sein werden?" Ueber Fouque schreibt er: „das Gedicht von F. ist durchaus vortrefflich. Ist die Thorheit großartig, so ist sie mir unsäglich lieb. Erinnern Sie sich wohl des „ich wurde auch einmal angebetet?" (Christoph Bleichwang in „Was Ihr wollt")? Was sollte wohl Dante einst sagen, wenn dieser Christoph zu ihm vertrauend träte, und nach einigen Anekdoten naiv sagte: Ich wurde auch einmal angebetet! Wenn der Dichter von sich spricht, dann sieht man ob er nur dichtet oder ein Dichter ist, es heißt zu arg dichten, wenn er sagt, daß er doch die Menschen leise im starren Eise lenkt, da er vielmehr der ist, der sie aufs Eis führt, denn wie wären sie sonst dahin gekommen? Er hat ja doch Nichts gethan, als den neuesten unverfälschten Gespenstergallert erfunden, der gut bei der Toilette einzunehmen ist, und ich glaube immer, wenn ich ihn lese, Holbergs Bramarbas zu hören, ich wollte diesen mit geringer Abänderung in den Sigurd oder einen beliebigen Helden verwandeln u. s. w. Man wird aus diesen Stellen zur Genüge sehen, wie wenig Tieck von der Ritterpoesie wissen wollte.

Es ist in diesen Briefen viel von dramatischer Behandlung der deutschen Geschichte die Rede, Tieck will Kaisertragödien dichten, kann aber nie an die Arbeit kommen. Einer Mahnung Solgers nimmer länger damit zu säumen, antwortet er mit Klagen über den Verfall der Schauspielkunst, über die schlechte Einrichtung unsres Theaters u. s. w. „Machen Sie mich, schließt er, zum

unumschränkten Theaterdirector, dann gebe ich Ihnen mein Wort nichts Anders mehr zu arbeiten. Ich meine der Zustand unsres Theaters mag sein wie er will, wäre die Begeisterung für unsre deutschen Kaiserhelden eine ächte und lebendige gewesen, er hätte seine Tragödien guten Muths geschrieben. Mit diesem seinen Aerger über unsre Theatereinrichtung ist Tieck immer viel verspottet worden, er hätte übrigens diesem Spott leicht entgehen können, wenn er sich einmal die Mühe genommen hätte, die Einrichtung des altenglischen Theaters, das er immer und immer wieder als Muster aufstellt, in einer seiner Einleitungen zur Vorschule Shakespeares, oder sonst wo, klar aus einander zu setzen. Wer nicht von Tieck oder dessen Bekannten Privat-Belehrung erhalten hat, dem kann man es eben nicht verübeln, wenn er von der englischen Bühne so wunderlich redet, wie Hegel in der Kritik des Solgerschen Nachlasses.

Mit der Depravation des deutschen Theaters nahm Tiecks Liebhaberei für das altenglische Schauspiel immer zu. Die dramatische Poesie wie ihre Darstellung und die sie bedingende Einrichtung des Theaters schienen ihm hier das Höchste, was der modernen Zeit aufgegeben ist, erreicht zu haben. Er ist bekanntlich der größte Kenner der altenglischen Poesie, er hat einen holländischen pedantischen Fleiß, einen großen Theil der vielen freien Zeit, die er von jeher hatte, auf sie verwendet, er hat sie von ihren ersten stammelnden Versuchen, bis zu ihrer Vollendung in Shakespeare, ihrem Zerfall im Massinger u. A. ängstlich begleitet. Was er für das Meisterhafte an ihr hält, ist die Form, die Composition; er will einmal beweisen, daß

die Shakespearische Form ein ächtes Product der englischen Nationalität sei, daß sie sich nicht zufällig, wie die antike französische, die sich später in England geltend machte, sondern völlig naturgemäß gebildet habe. Engländer und Deutsche sind ihm Synonymen und so schließt er denn, daß die bezeichnete Form auch für uns die allein geeignete sei, welche die antikfranzösische und antikspanische verdrängen müsse. Es ist hier nicht der Ort auf diese Behauptung weiter einzugehen, ich will nur erinnern, daß was für Alt-England gepaßt hat, nicht nothwendig für Neu-England und für das verwandte Deutschland passen muß. Die Idee des Dichters ist es, die sich in der Composition ausspricht, und diese kann nicht stehend national sein. Der Reiz, der für Tieck in diesen alten Compositionen liegt, entspringt aus der Ironie, welche die Form mit sich bringt. Durch die komischen Zwischenscenen wird die Bedeutung, welche die handelnden Personen ihren Interessen geben, ironisch aufgehoben. Diese Ironie verbreitet über die altenglischen Dramen jene Heiterkeit und Anmuth, die man an Tiecks eigenen Produktionen lieben muß. Tieck hätte diese Form für sich erfunden, so sie nicht schon existirt hätte, sie lebt und stirbt mit der Ironie.

Daß Tieck indessen, wie mit seinen eigenen dramatischen Produktionen, so mit diesem immerwährenden Hinweisen auf Alt-England unsrer deutschen Dramatik geschadet habe, ist ein Vorwurf, den blos Unkenntniß oder böser Wille oder beides zusammen machen konnten. Tiecks eigene romantische Gedichte begründeten eine neue Gattung von Schauspielen, nicht jene lyrisch-rhetorische, welche

unser Theater zu Grunde gerichtet hat, sondern eine episch-romantische die sich in einem, dem wahren Drama so fremden Kreise bewegt, daß sie auf dieses keinen schädlichen Einfluß ausüben konnte. Und wie diese Gattung auf das Schauspiel, dem Verwicklung und Katastrophe aus den Characteren entspringen, durchaus nicht einwirkte, so fand sie überhaupt unter Dichtern und Lesern wenig Freunde genug. Oehlenschläger, Arnim, Platen und Menzel sind meines Wissens die einzigen, welche, die drei ersteren nur in einigen ihrer Arbeiten, Tiecks neuen Weg eingeschlagen haben. Mehr Grund hat auf den ersten Anschein der zweite Vorwurf, aber einmal war ja überhaupt nichts zum verderben da; von welchem der Dichter die in der Periode der Shakespeareomanie aufwuchsen, kann man denn sagen, Shakespeare habe ihn an einer tüchtigen Entwickelung gehindert? und dann hat Tieck seine altenglischen Studien und seine Dramaturgischen Bemühungen doch sehr aus Einander gehalten. Seine Kritiken deutscher Schauspiele sind mit großer Resignation geschrieben, er hat nicht auf Nacheiferung Shakespeares, sondern auf das Nothwendige, Unerläßliche gedrungen, auf einige Characteristik und etwas Menschenverstand und was nur halbwegs diese Forderungen erfüllte, aufs freundlichste beschützt, wie den ganz schwachen Alexander von Uechtritz. Was er zum Tempel der Melpomene hinausgewiesen hat, war schwächliche Unnatur und hat er uns diese auch in der Ecke einer unsrer größten dramatischen Dichtungen gezeigt, so that er's wohl in der Meinung, die Deutschen seien keine Kinder, die die Wahrheit nicht ertragen könnten. Das Verdienst gezeigt zu haben, daß die Tragödie auf

dem schlimmsten Irrwege sei, darf man Tieck nicht absprechen, und fördert man Einen, dem man seinen Fehler zeigt, so hat Tieck das deutsche Theater bedeutend gefördert. Mit solchen Verneinungen ist allerdings die Sache noch nicht gemacht, Tieck hat keine neu-productiven Geister geweckt, unserm Theater keine neue Gestalt gegeben. Wer berechtigt uns aber zu solchen Forderungen? Die Blüthe des Schauspiels und des Theaters geht aus einer allgemeinen Begeisterung hervor. Wo sich eine neue lebendige Richtung geltend macht, da giebt es Dramatiker, die sie aussprechen, Schauspieler, die sie zur Erscheinung bringen, ein Publikum das applaudirt. Die Zeit, in der Tieck dramaturgisirte, hatte überall nichts auszusprechen, als ihre Langeweile.

Während dieser gelehrten Beschäftigungen produzirte Tieck wenig, er sammelte seine zerstreuten Dichtungen im Phantasus, in welchem außer der Einkleidung und einigen Kleinigkeiten, nur der Fortunat neu war. Er schrieb dieses dramatische Gedicht, wie er in der Einleitung dazu sagt, wie er es seit seiner Jugend im Kopf herumgetragen hatte. Die romantische Laune ist hier allerdings nicht versiegt, sie spielt im ersten Theil aufs lustigste mit allen Lebensverhältnissen, wirft Alles durcheinander, um es endlich wieder freundlich zusammen zu bringen. Dieser erste Theil ist ein dramatisches Epos, die Göttin Fortuna führt die Handlung herbei, nicht der Wille der Handelnden. Im zweiten Theil steigert sich der Muthwille aufs Höchste, Held und Dichter finden in ihrem Glück keine Grenzen, bis es plötzlich zusammenbricht. Nicht der herbe tragische Schmerz ergreift uns am Ende dieser Dichtung, sondern

die Wehmuth, mit der man aus schönem Traum zu einem trüben Tag erwacht, mit der man am Schluß eines lustigen Mährchens das Buch aus der Hand legt. Die Natur spielt hier immer unmittelbar in die Handlung herein, Alles bewegt sich in der Menschenwelt und im zweiten Theil sind die sittlichen Zustände gründlicher und wahrer gezeichnet, als im Octavian und der Genoveva. Der Fortunat entstand im Jahr 1815 und ist die einzige bedeutendere Dichtung, die Tieck seit 1805 erscheinen ließ.

Dieses lange Schweigen und sein politischer Indifferentismus hatten Tieck einige Zeit beinahe in Vergessenheit gebracht, blos die kleine Zahl seiner eigentlichen Anbeter hielt ihn im Gedächtniß. Der Indifferentismus kam jedoch bald über alle Welt. In den zwanziger Jahren war man des Politisirens aus guten Gründen müde, es war, als wäre nichts geschehen; man ging wieder ins Theater, schickte in die Leihbibliotheken, las belletristische Morgen- Abend- und Mitternachtblätter. Das war eine Zeit für Tieck, er verließ seinen ländlichen Aufenthalt, zog nach Dresden, schrieb Theaterkritiken, hielt Vorlesungen und dichtete Novellen. Diesen Novellen verdankt er seinen großen Ruhm, er bekehrte mit ihnen viele seiner früheren Gegner zu seiner Fahne, sie fanden es höchst vernünftig, daß er Mittelalter und Mährchenboden verlassen und sich der sogenannten wirklichen Welt zugewandt hatte. Ist aber Tieck in der That ein anderer geworden, ist er aus den romantischen Träumen zu den Interessen der Gegenwart erwacht?

Unter einer Novelle, wenn man sie von der Anekdote als der Erzählung einer merkwürdigen entscheidenden

Handlung unterscheiden will, versteht man die Erzählung eines interessanten entscheidenden Ereignisses, wodurch dem innern oder äußern Leben eines Menschen eine neue überraschende Wendung gegeben wird. Eine Historie mit solch' unerwarteter Wendung ist bei Tieck meist nur der Rahmen zur Darstellung contrastirender Lebens und Kunstansichten, die gesprächsweise zum Vorschein kommen und oft zur Novelle in sehr äußerlichem Verhältniß stehen. So ist in den „Gemälden" das Schicksal des jungen Eduard mit der Kunstliebhaberei der Dialogisirenden sehr äußerlich verknüpft. In andern der Tieckischen Novellen sind die Gespräche beiläufig und untergeordnet, oder sie dienen die novellistische Katastrophe in das rechte Licht zu setzen, sie sind integrirende Theile der Erzählung, wie im ersten Theil des Dichterlebens und im Cevennenaufruhr. Der zweite Theil des Dichterlebens und des Dichters Tod sind zu Romanen geworden, denn die Episoden, in denen das frühere Leben der Dichter weit und breit eingeschoben ist, bringen das, was die novellistische Hauptkatastrophe bilden sollte, in eine untergeordneten Stellung. In seinen Lustspielen stellte Tieck stets die Ansichten einer Parthei dar, der aufgeklärten, die Darstellung ist dort eine persiflirende, in welcher sich die Personen, indem sie reden, selbst das Urtheil sprechen, in den Novellen treten dagegen alle herrschenden Partheien auf, ihre Ansichten werden ohne Persiflage dargestellt, man ist bei der ersten in Versuchung, diese gleich für die des Autors zu halten, bis dieser ersten eine zweite, dieser eine dritte mit gleichen Ansprüchen entgegentritt. Der Verlauf der Novelle zeigt sodann die eine Confession wie die andere als eine einsei-

tige, man kommt auf einer Höhe an, von der die Unterschiede, die immer nur diese oder jene einzelne Seite erfassen, in ihrer Unwesentlichkeit erscheinen. Die Einsicht, die wir hier oben gewinnen, besteht rein darin, daß wir erfahren, es habe einer Recht wie der Andere, wir lernen die verschiedenen Ansichten und Zustände als wechselnde Stimmungen kennen. Viele sind von dem Reichthum der hier dargestellten Ansichten und Zustände in wahrhaftes Erstaunen gesetzt worden, man findet in der That in diesen Novellen einen unermeßlichen Schatz von Gedanken, wir können aber die Personen, die sie vorbringen, niemals festhalten, so treffend sie auf den ersten Blick gezeichnet scheinen, sie haben durchaus kein wirkliches Leben.

Ein Fremdling in der Welt sittlicher Interessen, mit denen er sich in seiner Jugend überworfen hatte, konnte Tieck von sittlichen Zuständen nur, als von Stimmungen, Erfahrungen haben. Tieck führt dieses Wort immer im Munde, es bezeichnet sein ganzes Wesen, es ist ein Wechsel von Stimmungen. Eine Stimmung heiße ich nemlich einen innern Zustand, der, von außen in mir erregt, wie er schnell gekommen ist, schnell wieder vorübergeht. Um sittliche Zustände d. h. überhaupt Menschen darstellen zu können, muß man aber diese Zustände einmal ernstlich erlebt haben; sie dürfen einem nicht bloß von außen angeflogen gekommen sein. Tiecks Reichthum hat in seiner Unbestimmtheit seinen Grund. Wer keinen Standpunkt hat, ist dem Wechsel der verschiedensten Eindrücke offen, die Einem selbst wohl auch als innerlich erlebte erscheinen können. Tieck schreibt einmal an Solger: „Oft wird mir angst, wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in

alle fremde Zustände nur zu leicht hinein zu denken, so daß wir oft auf Augenblicke und Stunden mein Selbst wie verdämmert; oder, erinnere ich mich, durch welche Fluth wechselnder Gedanken ich gegangen bin, so erschrecke ich und mir fällt Humes Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erfahrungen sichtbar machen. Die große Gallerie von Personen, die Tieck in seinen Novellen vorzeigt, ist die große Schaar von Stimmungen, die an diesem Dichter in einem wechselvollen Leben vorüber gegangen sind. Es ist ihm seit dem „Lovell" nimmer geglückt, Charactere darzustellen, er brachte es immer nur zur Darstellung der Ansichten der Menschen, in denen die Charactere ja nur oberflächlich zur Erscheinung kommen, der tiefe sittliche Boden, auf dem diese Ansichten gewachsen sind, tritt nie heraus. Tieck wird in der Characteristik nie gründlich, er kann uns nie einen Menschen mit wenigen Strichen zeichnen, weil er den Kern eines Characters nicht erfahren kann, seine Leute brauchen Zeit sich, wie sie sind, zu zeigen, sie müssen sich gar oft erst lange in sich selbst hineinreden, denn die Beredtsamkeit ist ja von jeher ein Zeichen gewesen, daß man sich selbst erst suchen muß. Tieck versäumt es im Bewußtsein seiner Schwäche nicht leicht, uns das Aeußere seiner Personen zu bezeichnen, während Goethe von dem Aussehen der seinen fast nie ein Wort sagt und doch stehen sie mit Haut und Haar lebendig vor uns. Um aber nicht ungerecht zu sein, einen sittlichen Zustand hat Tieck mit einer überzeugenden Kraft wie noch kein Dichter vor ihm dargestellt, den, der völligen innern Zerknirschung, wo einem Menschen, der ohne Ernst und

Wahrheit, was man heißt die Zeit todtgeschlagen hat, seine Nichtigkeit auf einmal vors Auge tritt. Sein „Green" im Dichterleben, jener Windbeutel im „Geheimnißvollen" sind Darstellungen voll Leben und Wahrheit. — Die verschiedenen Stimmungen, die uns Tieck in der Gestalt verschiedener Menschen und Ansichten vorführt, haben natürlich alle gleiches Recht, das Resultat ihrer Gegenüberstellung kann kein anderes sein, als daß jede eine Befugniß zu erscheinen hat, daß jede eine momentane ist und das Bewußtsein davon ist die berühmte Tieckische Ironie.

Tieck ist noch derselbe, der er als Dichter des „Zerbino" war, das sittliche Leben ist ihm immer noch fremd, darum höre ich ihn am liebsten, wo er sich wieder völlig als den Alten giebt, wo sich seine Naturbegeisterung wieder vernehmen läßt. In diesen kleinen heitern Novellen, im Zauberschloß, im Mondsüchtigen u. A. suche man keine Characteristik; man ist im Land der Romantik, wo der Ernst des Lebens zu einer immer kleineren Wolke wird. Wo unserem Poeten die phantastische Laune fehlt, wo er der Menschheit Jammer und Kämpfe schildern will, da endet Alles mit einer trostlosen Leerheit. Tieck hat alle Menschenwehen studirt, aber als merkwürdige Phänomene, zur Unterhaltung, weil es ihm interessant war. Es kommt bei diesen schönen Novellen am Ende nichts heraus. Wer ist denn dieser Tieckische Shakespeare, der Marlow und Green als der wahre Dichter gegenüberstehen soll? Was besingt dieser Camoens, wie er zuletzt auftritt? Sie sind beide so characterlos und unbedeutend, sie repräsentiren nur die von ihrer Mutter, der Phantasie, verlassene blaße Ironie, die gegen Alles so vornehm als lang-

weilig gleichgültig ist. Es wird einem ganz sonderbar zu Muthe, wenn in diesen Dichtungen Alles, um was ein Mensch sein Leben läßt, als einseitige Stimmung behandelt wird, die eben nur ihr vorübergehendes Recht hat, wenn wir in den Cevennen mit der Beruhigung entlassen werden, daß dieser blutige Kampf auf einem Mißverständniß beruhe, wenn in des Dichters Tod der Katholizismus, der als das Element des armen Camoens erscheint, in einem gelegentlichen Gespräche als untergeordnete Glaubensform gegen den Indischen Pantheismus zurückgestellt wird. In diesen ironisirenden Dialogen herrscht denn auch eine ganz fatale betäubende Schwazhaftigkeit, man wird vom Schwindel ergriffen bei solcher Zungenfertigkeit, die alle Unterschiede verwischt und Appetit zu einer Reinhardischen Predigt-Disposition erregt. Zwist, Feindschaft bis auf den Tod wird in ein Mißverständniß verwandelt, und nach Tiecks Lehre wird das Weltende in einer Verständigung Gottes mit dem Teufel bestehen. Nur in einer Novelle hat Tieck einer positiven Ansicht eine positive entgegengesetzt. In der „Verlobung" kündigt er dem Pietismus Krieg an, er führt jedoch statt seiner Goethe in den Kampf, dessen Lebensansichten nicht entwickelt, sondern als bekannt vorausgesetzt werden. Der Aerger über Pustkuchen, den Tieck seltsamer Weise für einen Pietisten hielt, hat ihm hier Stellenweise etwas, das wie Tendenz klingt, in die Feder gegeben. Tieck wird aber immer schwach, wenn er, wie in dieser und einigen neuern Novellen, Worte und Erfindungen vom Aerger erhält, er kann nicht großartig zürnen, er kann blos ärgerlich werden, Laune und Ironie gedeihen nur im Frieden.

Die Zeit der Ruhe ist schneller, als man dachte, vorübergegangen; es fragt sich jetzt, welche Stellung kann Tieck in der Gegenwart einnehmen, wo die Poesie wieder vom Leben ausgehen und ins Leben eingreifen will? Die Antwort auf diese Frage würde dieser Skizze den historischen Character nehmen, wäre sie nicht schon von einer Zeit ausgesprochen, die bereits der Historie anheim gefallen ist. Nicht erst die Gegenwart, schon die Zeit der Befreiungskriege, hat den Herausgeber des „Phantasus" antiquirt: mit dem Zeitpunkt, wo die Literatur ihren einsamen Standpunct verließ, und in die Reihe der Kämpfer für Lebensinteresse trat, hörte Tieck auf Repräsentant seiner Zeit zu sein.

Es ist, glaube ich, aus dem Schluß dieser Skizze klar geworden, daß Tieck mit jener Richtung, die wie die frühere, gleichfalls Romantik genannt, von Interessen des öffentlichen Lebens ausging, auf sie einzuwirken, sie poetisch zu verklären suchte, nichts gemein hatte. Das Treiben von Fr. Schlegel, Görres, Arndt u. A. kann nicht mit dem Tiecks identificirt werden. Erst die Restaurationszeit hat ihn wieder gehoben: die Wirren hatten sich nicht gelöst, man war zu keinem gemeinschaftlichen Resultat gekommen, Ermattung hatte den Frieden diktirt, der besser ein Vergleich genannt werden konnte. In dieser matten Gleichgültigkeit, wo es an der Kraft fehlte, die Widersprüche, welche Menschen mit Menschen und die Menschen in sich selbst entzweiten, in ihrer Bedeutung festzuhalten, lag eine Sympathie mit der alten romantischen Ironie; die Lethargie ist verschwunden, man fühlt wieder Kraft, auf dem Eroberungszug fortzuschreiten und

Tieck hat sich abermals in der deutschen Literatur überlebt. Seinen Verdiensten aber wird durch eine neue Richtung der Gegenwart nichts entzogen, Tieck ist unter den jetzt lebenden Poeten der bedeutendsten, denn er allein hat die Widersprüche überwunden und ohne diese Ueberwindung giebt es keine Poesie im höchsten Sinne des Worts, aber die Art, wie Tieck das Absolute gefunden hat, kann uns jetzt nimmer genügen und darum interessiren wir uns mehr für die Kämpfer der Gegenwart als für den Sieger der Vergangenheit, wenn auch unser ästhetisches Gewissen diesem den Preis zuerkennen muß.

V.

Leben, Liebe und Leiden Torquato Tasso's.

Mit Bezug auf die handschriftlichen Mittheilungen des Grafen Alberti.

Von **Fr. Förster.**

1.

Die Auffindung einer bedeutenden Sammlung werthvoller Briefe, Gedichte und Memoiren von Tasso's eigener Hand geschrieben, veranlaßte bereits vor einigen Jahren einen lebhaften Federkrieg diesseit und jenseit der Alpen. Noch bevor von den Urkunden selbst etwas zur Kenntniß des Publikums gelangte, war darüber ein Criminal-Prozeß bei der presidenza degli armi zu Rom anhängig gemacht und während unser gelehrtes Mitglied der Akademie der Wissenschaften Hr. Ranke das Liebesverhältniß Tasso's mit den Prinzessinnen von Este in mehreren

gründlichen Abhandlungen für eine Fabel erklärte, während der Marchese Gaetano Capponi in einem offenen Fehdebriefe die Meinung aussprach: „Tasso habe durchaus nicht für wahnsinnig gegolten, sei auch gar nicht in ein Irrengefängniß eingesperrt worden," haben Hr. Reumont in Aachen und Sgr. Giovanni Rosini zu Pisa tapfer für Tasso's Wahnsinn und Liebe gefochten. Endlich sind wir in den Stand gesetzt worden, in diesen Angelegenheiten unsere Ansicht einiger Maßen festzustellen, indem der Graf Mariano Alberti die Herausgabe des, in seinem Besitze sich befindenden, handschriftlichen Nachlasses Tasso's begonnen hat. Von den „Manoscritti inediti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati con incisioni e fac-simili per cura di Romualdo Gentilucci. Lucca 1837 et 1838," sind uns bereits vier Hefte in Folio zugegangen.

Da dem Besitzer und Herausgeber zunächst daran gelegen war, unwiderleglich darzuthun, daß seine Handschriften echt und orginal sind, hat er, was er bis jetzt an Briefen und Gedichten mitgetheilt, mit der größten Genauigkeit als Facsimile in Kupfer stechen lassen, so daß uns kein Riß und Kniff der vergelbten Briefe, kein Dintenklex noch sonstiger Schmuzfleck des Originals verloren geht. Zu noch größerer Beglaubigung hat der Graf Alberti sich von den Vorstehern der Bibliotheken in Rom, Florenz, Pisa u. s. w., wo sich Handschriften von Tasso befinden, Zeugnisse über die Echtheit der seinigen ausstellen lassen, so daß gegenwärtig nur Neid und Unwissen-

heit, oder jener seichte Geist des Widerspruchs, noch Zweifel dagegen erheben können.

Ueber die Herkunft dieser Manuscripte erfahren wir durch die Herausgeber folgendes: Bekanntlich wurden, wie auch schon Serassi meldet, zu verschiedenen Malen dem Tasso während seines Aufenthaltes in Ferrara seine Papiere weggenommen, was insbesondere bei seiner Verhaftung der Fall war. Diese Papiere wurden von dem Herzoge Alfonso dem, in seinem Dienste sich befindenden Verfasser des pastore fido, Guarini, zur Durchsicht und Berichterstattung anvertraut.

Guarini behielt von den Briefen und Gedichten diejenigen, welche den Zorn des Herzogs am meisten erregen konnten, zurück, und dies scheint sogar die Veranlassung geworden zu sein, daß er Ferrara heimlich verließ, „um — wie ein gleichzeitiger Brief meldet, nicht ein gleiches Schicksal wie Tasso zu erleben." In mehreren Briefen an Guarini fordert Tasso nach seiner Freilassung diese Schriften zurück, allein er erhielt sie nicht und nach Guarini's Tode (1612) kamen sie an seinen Sohn Alexander. Dieser verkaufte den werthvollen Nachlaß; einen Theil davon erwarb der Florentiner Carlo di Tomaso Strozzi, einen anderen Marc-Antonio Foppa, ein Patrizier aus Bergamo, welcher eine leidenschaftliche Verehrung für Tasso's Gedichte hatte und ihm sogar in dieser Stadt auf eigene Kosten ein Denkmal errichtete. Er kaufte die, im Besitze der Familie Strozzi und Anderer befindlichen Handschriften Tasso's noch dazu und gab im Jahre 1666 in Rom drei Bände „ungedruckter Schriften Tasso's" heraus, um, wie er selbst sagt, die Gelehrten von den

handgreiflichen Lügen (bugie palmari) Manso's zu überzeugen. Nebenbei sei bemerkt, daß die der Deuchinischen Ausgabe der Poesien Tasso's vom Jahre 1621 vorgedruckte Biographie nicht von dem Freunde des Dichters: Giovanni Battista Manso, sondern von einem gewissen Carlo Fiamma, dem Herausgeber jener Poesien, verfaßt worden ist. Nur zum geringsten Theil hatte Foppa Tasso's Handschriften in sein Werk aufgenommen. Nach seinem Tode kam seine Bibliothek als ein Legat an Ottavio Falconieri, einen gelehrten Archäologen. Der Erste, welcher von diesen Schätzen einen würdigen Gebrauch machte, war der Abate Serassi, von dem 1785 eine, 600 Quartseiten starke, Biographie Tasso's erschien, in welcher jedoch noch so manches verschwiegen wurde, wie man vermuthen darf, aus Rücksichten für das Haus Este, da er der Erzherzogin von Oestreich Beatrice von Este sein Werk zueignete. Die Familie Falconieri ging wahrlos genug mit diesem theuren Vermächtnisse um; Sammler von Handschriften kauften einzelne Briefe und Gedichte, so daß man in England, München, Petersburg, Paris und fast in allen berühmten Städten Italiens Handschriften Tasso's, welche aus dieser Sammlung herrühren, findet. Dasjenige was sich in dem Nachlasse Falconieri's befand, erwarb durch einen, am 15. Juni 1825 abgeschlossenen, Kauf der gegenwärtige Besitzer, Graf Alberti von Dr. Orazio Falconieri. Der Graf Alberti befand sich mehrere Jahre in dem ungestörten Besitze, als unvermuthet am 19. November 1834 die Criminal-Richter und die bewaffnete Macht in sein Haus traten und die genannten Schriften auf eine Klage jenes Orazio Falconieri, als ob

sie ihm durch Diebstahl entwendet worden wären, unter Siegel legte. Durch eine Entscheidung des römischen Criminal-Gerichtshofes vom 24. November 1834 wurden die Manuscripte dem Grafen Alberti wiederum ausgeliefert. Hr. Reumont, welchem der Graf Alberti eine Einsicht in diese Manuscripte gestattete, berichtet uns, daß sie zum Theil aus Poesien, zum Theil aus Notizen und Briefen bestehen. Unter den ersteren finden sich eine Menge solcher, die vor der Gefangenschaft entstanden, aber ungedruckt und dem Schönsten, was aus Tasso's Feder hervorgegangen, an die Seite zu stellen sind, nebst anderen, die er im Spital dichtete. Die Hauptsammlung der ersteren ist in himmelblauen Sammetumschlag gebunden, mit dem, von Guarini's Hand geschriebenen Titel: **Rime del Sgr. Torquato Tasso, scritte da sua mano.** Eben so sehr, vielleicht mehr noch als die Gedichte, dürfte die Correspondenz Tasso's mit den Prinzessinnen, namentlich mit Eleonora interessiren. Außer diesen sind vorhanden verschiedene Beschlüsse in Betreff der Gefangenschaft des Dichters, großentheils von des Herzogs eigener Hand, Briefe verschiedener Fürsten an den letzteren, worin sie sich für Tasso's Befreiung verwenden; Tasso's Briefe an Freunde und Gönner, an Guarini und anderer. Besondere Wichtigkeit hat ein Taschenbüchlein, dessen Decke in Gold und Seide gestickt ist und welches durch die vorn hineingeschriebenen Worte: **In segno di benevolenzia. Barbara, Duchessa di Ferrara,** so wie durch Tasso's Verse an sie als ein Geschenk von Alfonso's zweiter Gemahlin bezeichnet wird. Es enthält eine Menge Notizen über Personen und Vorgänge, Entwürfe und Gedanken

zu seinen Poesien. Unter den Büchern befindet sich ein Exemplar des Pastore fido, welches Guarini dem Tasso schenkte, von dem letzteren mit geschriebenen Randnoten versehen.

Unter den, bis jetzt publizirten Briefen dürfte ein von Tasso unter dem 4. Mai 1572 an Sgr. Cataneo gerichteter Brief der interessanteste sein, weshalb ich denselben hier in treuer Uebersetzung mittheilen will.

Sehr geehrter Herr, sehr geschätzter Gönner.

Meine Reise ging sehr glücklich von Statten und wurde nur durch einen kleinen Aufenthalt in Pesaro bei jenen freigebigsten Fürsten, welche mich mit aller Freundlichkeit und Artigkeit aufnahmen, zu meiner großen Genugthuung verzögert. Die Frau Herzogin*) hat mir eine sehr schöne Stickerei in Seide geschenkt, welche ich ein allegorisches, ländliches Gedicht nennen kann. Man sieht auf dem Felde einen Hasen, von drei Hunden verfolgt und sie meint: Dies solle mein Wappenschild sein, indem darauf meine Abreise von Ferrara mit ihrem durchlauchtigsten Bruder, den Cardinal, symbolisirt sei, auf welche die neidischen und hämischen Klätschereien Pigna's, Montecatino's und Geraldini's folgten, die unter dem Bilde der drei Hunde vorgestellt sind, welche den furchtsamen und unschuldigen Hasen gleichsam zu zerreißen drohen. Ferner sieht man von einem Baume herabhängen, mit größtem Geschick und Fleiß gemacht, einen Seidenwurm und gleich daneben den Schmetterling, in welchen er sich verwandelt und dieser soll das Symbol meines poetischen Genius sein, welcher unter den Auspizien des durchlauchtigsten Herzogs und der Prinzessinnen, seinen Flug zu einer ruhmvollen Unsterblichkeit nimmt. Unter den Blättern des Baumes versteckt, erscheint noch eine zweite Raupe, welche die Herzogin sich in einen Raben verwandeln läßt, dem nur ein kurzes Leben vergönnt zu sein scheint und unter demselben wollte sie den Pigna vorstellen, bekannt durch sein lästiges Krächzen und durch die Anlage zum Stehlen, welche er in seinen historischen und poetischen Ar-

*) Aus dem nachfolgenden ergiebt es sich, daß die Prinzessin Lucrezia von Urbino gemeint ist. Der Brief ist vom Jahre 1572; die Prinzessin konnte jedoch erst 1574 nach dem Tode ihres Schwiegervaters den Titel „Herzogin" führen.

beiten gezeigt hat. Ich aber sage hier, daß das Bild eine Jagd sei und daß der von dem Baume herabhangende Seidenwurm einen Fisch vorstelle, der dem geschicktesten Jäger zum Preis bestimmt sei und erzähle diese Fabel, weil ich nicht noch mehr Veranlassung zu Neid und Verunglimpfung geben will und weil dieser boshafte Höfling Pigna diese unschuldige Beleidigung der Allegorie schlau benutzen könnte, sich an mir zu rächen. Der Plunder und Zunder sind es, die in die Höhe steigen und ich finde mich nicht geneigt, mir Flügel von der Hand eines Höflings verleihen zu lassen, der mich das Schicksal Faetons erfahren lassen würde.

Auch Sgr. Donna Leonora hat mir von Cansandolo ein Buch geschickt, welches ich ihr, wegen einiger besonderen Veranlassungen, von denen es nicht nöthig ist zu sprechen, zum Lesen gegeben hatte und dies hat sie mit einer bewunderungswürdigen Stickerei verziert, welche den Portikus der genannten Villa vorstellt, die in mir die schönsten und süßesten Erinnerungen hervorruft. Außerdem hat sie das Geschenk mit einem sehr freundlichen und witzigen Briefe begleitet, so daß ich nicht weiß, ob ich in ihr mehr den Geist bewundern, oder die Güte ihres Herzens loben soll.*)

---

*) Auf diese Stickerei bezieht der Graf Alberti folgendes Sonett Tasso's:

O bella man che nel felice giorno,
Fra preziose gemme e dolci odori
Il serico trapunto, e i nostri cori
Passavi insieme e saettavi intorno.

Quando pria rimirai nel seno adorno
Le fariate forme e i bei colori
E prato dissi d'odorati fiori
Questo, che agli altri fa vergogna e scorno.

Pur mi raccolsi e nel leggiadro velo
Io riconobbi la mirabil arte
E' d'angelica man l'opra ingegnosa,

Simile a quella, che figura in cielo
Tante immagini vaghe e ben comparte
Le chiare stelle nella notte ombrosa.

Uebersetzung.

O schöne Hand, die in glücksel'gen Stunden
Einst unter süßem Duft und Edelstein
Wie durch die Seide, tief in's Herz hinein
Mir bohrtest unheilbare Liebeswunden!

Als ich auf zartem Busen sah verbunden
Der Formen und der Farben Zauberschein:

Nicht minder gütig, als diese Damen hat sich mir die Herzoginn, meine gnädigste Herrin, erwiesen, welche mir vor meiner Abreise nach Frankreich ein zierliches Büchelchen mit Blumen und Blättern in weiß gestickt, schenkte und damit es noch werthvoller werde, sagte sie, sie gebe es mir, um, wie in ein Magazin, alle die Gedanken hineinzulegen, welche mir unter Weges über mein Jerusalem beifallen könnten, um sie dann nach Gefallen hervorzulangen. Außerdem hat sie das Geschenk dadurch erhöhen wollen, daß sie es mit ihrem erlauchten Namen geschmückt hat.

Heut schreib' ich auch noch an den Herren Cardinal, meinen freundlichstgesinnten Gönner, und werde ihm von der Gunst und Höflichkeit erzählen, welche man mir in Pesaro und hier in Ferrara erwiesen; ich sage ihm im Allgemeinen von den Ehren und Geschenken, allein ich schweige über das Einzelne wegen der schon genannten schuldigen Rücksichten und ersuche Sie dasselbe über die Allegorie zu thun. Wer an dem Hofe lebt, muß nicht allein für sich selbst sich der Klugheit befleißigen, sondern sie auch anderen empfehlen, denn sie ist am Hofe das nothwendigste von allen Talenten; auch ohne Talente kann man Gunst und Glück finden, allein ohne Klugheit findet man nur Ungunst und Verdruß.

Küssen Sie ihrem erlauchtesten Herrn für mich die Hände, wie ich sie Ihnen mit aller Achtung und Liebe küsse.

Ferrara, den 4. Mai 1572.

Ihr ergebenster Diener
Torquato Tasso.

Aufschrift:
Meinem sehr geehrten und hochzuverehrenden Herrn Herrn Maurizio Cataneo.

Fühlen wir uns nun auch dem Grafen Alberti sehr für die Herausgabe eines so werthvollen Nachlasses ver-

---

Dies müssen, sagt ich, Wiesenblumen sein,
Zum Neid und Zorn der andern hier gefunden.

Nun hab ich in dem zierlichsten Gewebe
Auf leichtem Schleier Wunderwerk erkannt,
Geistreich gewirkt von eines Engels Hand,

Der ähnlich, die in weiter Himmelsferne
Die ew'gen Bilder zeichnet und die Sterne
Läßt in den dunklen Nächten leuchtend schweben.

bunden, so erweckt er durch die hinzugefügten erläuternden Noten keineswegs ein besonderes Vertrauen in uns zu seiner Kritik. Zu dem so eben mitgetheilten Briefe fügt er nicht weniger, als 53 zum Theil sehr lange, um nicht zu sagen: langweilende, Noten hinzu, aus denen wir, mehr zur Belustigung als zur Belehrung, Einiges mittheilen. Am meisten beschäftigt den Herausgeber die Auslegung der allegorischen Stickerei der Herzogin und als ein guter Jäger hat er es dabei zumeist auf das arme gehetzte Häschen abgesehen, dem er, wenn er auch den drei Windhunden entwischen sollte, mit seinem kritischen Messer das Fell über die Ohren ziehen würde.

„Da ich, sagt er in der dreizehnten Note, in meinem Gemüthe fest beschlossen habe, bei Erläuterung der Documente den strengsten guten Glauben und allen Scharfsinn aufzubieten, so kann ich nicht bergen, daß die Bewegung, in welcher der Hase dargestellt ist, mir nicht dem zu entsprechen scheint, was Tasso in seinem Briefe sagt. Er sagt nämlich, daß die Allegorie der Stickerei im Ganzen eine Anspielung auf seine Abreise von Ferrara sei; allein die Bewegung des Hasen deutet nicht auf eine Abreise, sondern auf eine Ankunft. In der That läuft er zwei Säulen zu, welche den Eingang in einen Pallast bezeichnen, von welchem er von einem Hunde zurückgetrieben wird, welcher wüthend herauskömmt, unterstützt von zwei anderen, von denen der eine den Hasen von der linken Seite, der andere im Rücken anfällt. Betrachtet man daher die Bewegung des Hauptgegenstandes und der untergeordneten Gegenstände, so muß man gestehen, daß die Herzogin, anstatt der Abreise vielmehr seine erste oder zweite Ankunft bei dem genannten Hofe vorstellen wollte. Wie viele Nachforschungen und strenge Untersuchungen ich auch unter meinen Manuscripten und insbesondere unter den Papieren und geheimen Memoiren der Brieftasche, sämmtlich von Tasso's eigener Hand, angestellt habe, konnte ich doch nichts finden, wodurch meine Vermuthung aufgeklärt werden könnte. Ich werde einem jeden meiner Leser verbunden sein, der so gefällig ist, mir seine Meinung zu sagen. Ich weiß indessen keine andere Erklärung zu geben, als: entweder dachte die Herzogin von Urbino nicht daran dem Hasen diejenige Richtung zu geben, welche ihm in Uebereinstimmung mit dem Inhalte der Allegorie zukam, oder Tasso hatte, wenn er dem Cataneo schreibt: er habe ein Mährchen über das,

was das Bild vorstelle, verbreitet, irgend einen geheimen Beweggrund, um selbst seinem vertrautesten Freunde zu schreiben: es sei eine Anspielung auf seine Abreise, obschon es sich auf seine Ankunft bezog; endlich ist es auch möglich, daß sich das Bild in der That auf die Abreise beziehe, da ja der Hase auch wohl einen Weg zur linken oder rechten Seite des Pallastes einschlagen konnte. Dies sind, ich wiederhole es, nichts weiter als einfache Vermuthungen, weshalb ich mit Juvenal sage: **hunc qualem nequeo monstrare, et sentio tantum.**"

Wir wiederholen, daß es nicht die großsprecherische und unkritische Weise des Herausgebers ist, welche uns Vertrauen zu der Echtheit seiner Manuscripte einflößt, sondern daß es vornehmlich die Autorität des Hrn. Reumont ist, dem wir vollkommenes Vertrauen schenken dürfen. Daß Florentiner Antiquare die Handschriften des Grafen Alberti sämmtlich für nachgemacht erklären, ist schon oben erwähnt worden; bekanntlich wurde ein, mit dem Großherzog von Toskana bereits abgeschlossener Kauf rückgängig wegen jener, an der Echtheit erhobenen Zweifel. Indessen scheint hierbei Intrigue und Mißgunst im Spiele gewesen zu sein; denn wären auch die äußerlichen Züge der Handschrift nachzuahmen, so dürfte dennoch dem Grafen Alberti schwerlich zuzutrauen sein, daß er Gedichte und Briefe in Tasso's Geiste zu schreiben im Stande wäre.

2.

Ueber Lucrezia, Prinzessin von Este, Herzogin von Urbino, welche, obschon nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, dennoch nicht ohne lebhafte Empfindung für Tasso war, theilt uns der Graf Alberti aus seinen handschriftlichen Urkunden folgendes mit.

Lucrezia von Este, Tochter Herkules II. von Ferrara und der Renata von Frankreich war geboren den 16. November 1535. Als sie heranwuchs war sie schön von Gestalt, von vielem Liebreiz in ihrem Gesicht, bescheiden, aber lebhaft, zurückhaltend, aber doch theilnehmend an allem Edlen und Schönen; vornehmlich liebte sie Dichtkunst und Musik. Als sie in das Alter trat, in welchem sich in dem jungen Herzen leidenschaftliche Empfindungen zu regen beginnen, wurde sie mit ihrer Schwester Leonora in das Kloster zum heiligen Leichnam Christi in Ferrara gethan. Hierzu bestimmte den Vater die Besorgniß, die Töchter könnten von den calvinistischen Ketzereien, denen die Mutter ergeben war, angesteckt werden. Calvin selbst war bekanntlich im J. 1535 in Ferrara anwesend und die geistreiche, freisinnige, dabei einer ernsten Religiosität ergebene Herzogin Renata schloß sich an den Lehrer, der sie mit dem einfachen Glauben des Evangeliums bekannt machte, mit vieler Innigkeit an. Da sie keine Messe mehr hörte, die Verehrung der Reliquien und Heiligen-Bilder aufgab und alle Versuche ihres Gemahls sie zur römischen Kirche zurückzuführen scheiterten, ließ er sie 1554 in ein abgelegenes Zimmer im Schlosse zu Ferrara einsperren, wo weder ihre Söhne, noch ihre Töchter zu ihr kommen durften. Zu dieser strengen Maßregel scheint der Herzog besonders dadurch veranlaßt worden zu sein, daß die Herzogin den Unterricht ihrer beiden Töchter Leonora und Lucrezia dem gelehrten Franzesco Ponte da Creta, welcher sich ebenfalls zu Calvins Lehre neigte, anvertraut hatte. Als die Mutter eingesperrt, oder doch wenigstens auf wenige Zimmer beschränkt wurde, war die

Erziehung der Töchter freilich wohl ziemlich vollendet, da Lucrezia ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Als später die Herzogin sich wieder bequemte, die Messe zu besuchen, durfte sie aus ihrem Gewahrsam und die Prinzessinnen aus dem Kloster an den Hof zurückkehren. Unter den schönen Künsten war die Dichtkunst diejenige, welcher man am Hofe zu Ferrara den Vorzug gab und so darf es nicht befremden, daß der Cardinal Luigi d' Este, der Bruder des Herzogs, Torquato Tasso, der in seinem achtzehnten Jahre das Heldengedicht „Rinaldo" geschrieben, 1565 nach Ferrara berief, um in seine Dienste zu treten. Die Prinzessin Lucrezia, damals bereits 31 Jahr alt, ersetzte durch Geist und Lebhaftigkeit, was ihr an Jugend mangelte, indessen waren doch noch so viele beaux restes vorhanden, um den jungen, unerfahrenen Dichter zu fesseln, dem es, wenn ihm die neidischen Akademiker und Nebenbuhler anfeindeten, eine süße Entschädigung war, sich des Umganges und der Neigung einer durch Bildung und Schönheit ausgezeichneten Prinzessin erfreuen zu dürfen.

Als Tasso in Ferrara eintraf, war die Prinzessin Leonora krank und es scheint, als ob sich die Neigung des Dichters zuerst ausschließlich für Lucrezia entschied, wie er denn auch in einem, an die letztere gerichteten Sonette, unentschieden, ob von seiner, oder von ihrer Neigung sagt:

„Nicht glaubt' ich, daß ein leichter Funke sich zu lichter Flamme mag so rasch entzünden."

Nachdem die Vermählungsfeste ihres Bruders Alfonso mit der Erzherzogin von Oestreich vorüber waren,

begab sich Donna Leonora nach ihrem Lieblingsaufent=halte, der Villa Consantola, wo sie sich vollkommen von ihrer Krankheit erholte. Bald erhielt Tasso von ihr eine Einladung, sie dort zu besuchen und beide Schwestern wetteiferten, sich dem Dichter gefällig zu erweisen, so daß sich zwischen ihnen eine immer lebhafter werdende Eifer=sucht entspann. Tasso wird uns in dieser Zeit als jung, schön, liebenswürdig, voll Grazie, Lebhaftigkeit und Geist geschildert und außerdem nahm das Unglück, welches durch die Verbannung seines Vaters ihn betroffen die all=gemeinste Theilnahme in Anspruch. Nicht sehr bescheiden und discret erscheint Tasso den beiden Prinzessinnen ge=genüber, da er seine Neigung für sie, als von ihnen ver=anlaßt und herausgefordert darstellt. So schreibt er an Donna Lucrezia: „Meine Erzählung von der Zeit begin=nend, da ich dem durchlauchten Herrn Cardinal, Ihrem Herrn Bruder diente, kam Ihre Gnade meiner Ergeben=heit entgegen und gab mir jene Gluth, welche ich nicht aus mir selbst genommen haben würde, da Sie mich vor allen andern Ankömmlingen und vor jedem älteren Die=ner liebkoseten (accarrezzandomi). Niemals wurde mir der Zutritt, oder irgend eine Bitte versagt und man zeigte sich mir nicht weniger gefällig in Verwilligung der Gunstbezeigungen, als bei der Aufwartung.“ Tasso ging bei dem Herzoge täglich zur Tafel, eine Gunst, die nur den vertrautesten Personen zugestanden wurde. Dies mag dem jungen Dichter zuverlässig den Kopf etwas ver=dreht haben, obwohl wir nicht die mindeste Spur eines anderen Wahnsinnes, als wir ihn bei jedem verliebten Poeten finden, bei ihm zu entdecken vermögen. Indessen

darf man es mit den italienischen Liebesgedichten nicht zu ernsthaft nehmen; wir wissen selbst von Petrarca, daß er während er die zärtlichsten und wehmüthigsten Sonette an Donna Laura schrieb, sich anderweitig durch eine, eben nicht platonische Liebe für die erfahrne Sprödigkeit zu entschädigen wußte. Wie Petrarca mit dem Namen „Laura" so spielt Tasso gern mit dem Namen „Lucrezia." So heißt es in einem Madrigale:

O Herrin Euch vor allen mag geziemen,
Daß „Licht und Netz" (luce e rete) in Euern Namen klingen,
Mich blendet dieser Glanz der schönen Augen,
Und so geblendet ganz an meinen Sinnen,
Fall ich in süße Schlingen, bin gebunden
Von schönen Locken, fühle mich gehalten,
Von zarten Händen. — — —

Trotz dieser Briefe und Gedichte behauptet dennoch der Graf Alberti, daß nicht Lucrezia, sondern Leonora diejenige sei, welche Tasso, wie er sagt: „vor allen anderen liebt und ehrt," wovon der Herausgeber des Nachlasses uns die Beweise zu geben verspricht.

Eine Aenderung seines Verhältnisses schien dadurch herbeigeführt zu werden, daß sie mit dem Erbprinzen von Urbino verlobt und bald auch mit ihm, ohne daß eine gegenseitige Neigung statt fand, vermählt wurde. Die Verschiedenheit des Alters sowohl, als der Gemüthsart der Neuvermählten war zu groß, als daß ein glückliches Verhältniß zwischen beiden erwartet werden durfte. Der Prinz zählte noch nicht zwanzig Jahre während Lucrezia bereits fünf und dreißig zählte, und während sie für Poesie, Musik, Malerei und feinere Geselligkeit schwärmte, zog er den Umgang mit Hunden und Pferden, Jagd Fechten und Schwimmen den stillen Freuden der Mu-

sen und der Häuslichkeit vor. Auf Befehl seines Vaters ging Franzesco Maria della Rovere — so hieß der Erbprinz — nach Ferrara, sah seine Braut nur flüchtig und schickte darauf D. Francesco Gonzaga ab, per procura für ihn sich die Prinzessin Lucrezia antrauen zu lassen. Die Neuvermählte reiste nach Pesaro, der damaligen Residenz des Herzogs von Urbino, wie wir vermuthen dürfen, mit schwerem Herzen ab. Als theure Angedenken begleiteten sie zwei schöne Gedichte Tasso's: eine Canzone und ein Sonett, beides Gelegenheitsgedichte zur Feier der Vermählung *). Während Donna Lucrezia in Pesaro den Hof durch ihren Geist belebte und ausgezeichnete Gelehrte und Dichter um sich versammelte, machte Tasso mit dem Cardinal Luigi d'Este eine Reise nach Paris. Wenn einige Biographen die Meinung aussprechen, daß für Tasso diese Reise eine willkommene Zerstreuung gewesen sei, da die Vermählung der Prinzessin ihn schwermüthig gestimmt habe, so glauben wir vielmehr Tasso's eigenen Worten, der in den Briefen aus jener Zeit sehr heiter erscheint und sich darauf freut, Paris zu sehen. In einem Schreiben, welches er damals dem Herrn Ercole Rondinelli zusendet, thut er der Herzogin Lucrezia nicht Erwähnung, sondern will vielmehr ihrer Schwester seine Angelegenheiten empfohlen wissen. „Sollte — so schreibt er — in irgend etwas ein Hinderniß gemacht werden, so möge Sgr. Ercole seine Zuflucht zu der Gunst der vortrefflichsten Madonna Leonora nehmen, welche um mei-

*) Beide Gedichte findet man in den Werken Tasso's, die Canzone: Lascio Imeneo Parnaso e qui discendi etc. das Sonett: Al tuo venir d'oro, di perle e d'ostri etc.

ner Liebe willen, freigebig sein wird." (la quale per amore mio sarà liberale). Auch anderwärts rühmt Tasso die Gunst, die Liebe, das Vertrauen und die Freigebigkeit der Prinzessin Leonora, daß uns, zumal nach der Vermählung Lucrezia's kein Zweifel übrig bleibt, daß sie es war, welche er in so vielen schönen Sonetten feiert, obschon auch einige andere junge Damen sich rühmen durften, von ihm besungen worden zu sein.

Fast will es uns scheinen, daß Lucrezia die Abwesenheit Tasso's schmerzlicher empfand, als er die Trennung von ihr. Sie lebte in ihrer Ehe nicht glücklich, da, wie wir schon erwähnten, das Alter, und die Neigungen bei den Ehegatten zu verschieden waren. Der junge Gemahl verließ seine Gattin im ersten Jahre nach der Vermählung (d. 16. Sept. 1571) und schiffte sich mit dem christlichen Heere in Messina ein, um einen Feldzug gegen die Ungläubigen mitzumachen.

Wir finden in dieser Zeit Donna Lucrezia am Stickrahmen; doch trennte sie nicht, wie Penelope, die Nacht über auf, was sie am Tage gearbeitet hatte, sondern vollendete jene allegorische Stickerei für Tasso, welche wir aus dem bereits mitgetheilten Briefe an Cataneo kennen gelernt haben.

Nachdem Tasso sich ein Jahr lang in Paris aufgehalten hatte, kehrte er, von dem Cardinal Luigi d'Este verabschiedet, nach Italien zurück und begab sich nach Rom, wo er bei dem Cardinal Albano die freundlichste Aufnahme fand. Während er hier, gewiß nicht ohne mit dem Hofe von Ferrara in Verbindung zu bleiben, den Musen lebte, wendete die Herzogin von Urbino und mehr noch Donna

Eleonora ihre ganze Ueberredungsgabe an, um ihren Bruder, den Herzog Alfonso zu bewegen, Tasso in seinen Dienst und an seinen Hof zu berufen. Er selbst schreibt in einem späteren Briefe an Donna Leonora: „Ew. Hoheit waren die vornehmste Veranlassung, daß der durchlauchtigste Herzog mich an seinen Hof berief unter großen Vortheilen und vielen Hoffnungen, so daß die Hoffnungen die Vortheile noch größer und die Vortheile die Hoffnungen noch vielfacher erscheinen ließen. „Unter den Manuscripten des Grafen Alberti befindet sich ein Brief der Prinzessin an Tasso vom 5. März 1572, in welchem sie ihm guten Rath ertheilt, wie er sich an dem Hofe des Bruders benehmen solle und ihm die unschuldigen Listen erzählt, welche sie, in Gemeinschaft mit ihrer Schwester angewendet habe, um ihren Bruder für ihre Wünsche geneigt zu stimmen, ohne daß er Verdacht geschöpft habe. Im April 1572 trat Tasso seine Reise von Rom nach Ferrara an. Er hielt es für seine Pflicht über Pesaro zu gehen, wo er der Herzogin Lucrezia seine Aufwartung machte und bei dieser Gelegenheit war es, wo er, wie Alberti vermuthet, von der Herzogin jene allegorische Stickerei erhielt. Nicht minder freundlich war die Aufnahme, welche Tasso in Ferrara fand, wo er von der Prinzessin Leonora ebenfalls mit einer Stickerei von ihrer eigenen Hand beschenkt wurde, von der ebenfalls schon oben Erwähnung gethan wurde. In dieser Zeit entstand das Schäferspiel „Aminta," in welchem Tasso seine beiden erlauchten Freundinnen als Dafne und Silvia eingeführt hat. In nicht ganz zwei Monaten hatte Tasso dies Drama vollendet und es wurde am 16. April 1573 vor

dem versammelten Hofe zu Ferrara mit großem Beifall aufgeführt.

Die Herzogin von Urbino, welche der Vorstellung nicht beigewohnt hatte, schrieb sogleich an ihren Bruder, er möge Tasso auf einige Tage Urlaub ertheilen, um ihr sein Gedicht vorzulesen. Um der Gewährung ihrer Bitte gewiß zu sein, schrieb sie zugleich an Tasso selbst und fügte, nicht ohne einen Anklang von Eifersucht hinzu: „auch meiner Schwester Leonora werde ich schreiben, ohne deren Fürsprache ich fürchte nicht erhört zu werden.“ Tasso folgte der Einladung der Herzogin, welche ihn mit sich in den schönen Aufenthalt nach Castel durante nahm, dessen Gärten Veranlassung zu der Schilderung der Zauber-Gärten Armiden's in dem befreiten Jerusalem wurden. Ob die Herzogin ihm Veranlassung gegeben haben mag, sie als Armide und sich als Rinald in dies Gedicht einzuführen, möchte schwer zu entscheiden sein; hat der Dichter bei der Schilderung seines Liebesverhältnisses mit der Herzogin seine Phantasie eben so frei walten lassen, wie bei der Schilderung der Gärten, so dürften bei dem einen wie bei dem andern einige poetische Blumen in Abrechnung zu bringen sein, wobei wir immer daran erinnern müssen, daß Lucrezia, wie einer der Biographen sagt: „ihre guten neun und dreißig Jahre zählte“ mithin zehn Jahre älter als Tasso war.

War nun auch die Herzogin mit ihrer Gunst nicht so freigebig gegen Tasso, wie Armide gegen Rinald, so scheint es dennoch, daß die Schwester Leonora nicht ohne Eifersucht dem Dichter zarte Vorwürfe über seinen Aufenthalt in Castel durante machte und ihn zugleich durch

neue Aufmerksamkeit sich verbinden wollte. In der Sammlung des Grafen Alberti befindet sich, wie schon erwähnt, eine Stickerei von der Prinzessin Leonora an Tasso geschenkt und zwar als Umschlag zu einem Exemplare von Boccaccio's verfänglichen Gedichte: il labirinto d'Amore. Daß Tasso ein so zweideutiges Buch in die Hände der Prinzessin gab, könnte zu der Vermuthung Veranlassung geben, daß zwischen beiden ein sehr vertrauliches Verhältniß statt gefunden, wenn wir dabei nicht die Zeit, die freiere Sitte und Italien selbst, in Anschlag zu bringen hätten. Die Prinzessin fühlte indessen dennoch das Unschickliche, welches darin lag, daß ihr Tasso ein solches Buch zu lesen gab; sie schickte es ihm mit folgenden Zeilen zurück.

„Nicht ohne den größten Widerwillen gebe ich Euern wiederholten Bitten nach, indem ich mit der Nadel die Deckel eines Buches schmücke, welches ich zur Ehre meines Geschlechtes hätte den Flammen übergeben sollen; allein ich thue, wie es das Evangelium verlangt, und thue wohl unsern Feinden. Wenn bei diesem Geschenke mir meine Schwester zuvorgekommen ist, welche in dergleichen Arbeiten weit erfahrner ist, als ich, und sie Ihnen sehr theuer zu machen weiß, so besteht der Werth meiner Arbeit, wenn nicht in der Hand und in der Person, dennoch gewiß in meiner evangelischen Handlung in Beziehung auf Euch, dem jede Hochachtung und alle Wohlgeneigtheit gebührt. Gott schenke Euch alles Gute.

Mit dem lebhaftesten Wunsche Euch zu dienen

Leonora d'Este.

Auf dem Umschlage dieses Briefes liest man von Tasso's Hand: Erhalten den 4. Mai mit dem werthvollsten und kostbarsten Geschenke, welches ich bis an meinen Tod bewahren werde. 1572.

Im September 1573 kehrte Tasso von Pesaro nach Ferrara zurück, jedoch allein und nicht, wie Serassi er-

Digitized by Google

zählt, in Gesellschaft der Herzogin Lucrezia, obschon von ihr mit reichen Geschenken begnadiget. Unter diesen befand sich ein Schmuck von Brillanten (die Form ist nicht näher bezeichnet) mit einem Rubin von großem Werthe. Später in seiner Armuth sah Tasso sich gezwungen auf seiner Flucht dieses kostbare Andenken in Mantua zu verkaufen.

Nicht ohne Grund argwöhnen die Biographen Tasso's, daß sein Aufenthalt in Pesaro dazu beigetragen habe, das ohnehin laue Verhältniß des fürstlichen Ehepaares noch mehr zu erkälten. So viel läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bald nach Tasso's Abreise der Erbprinz von Urbino auf Scheidung antrug, zu welcher sein Vater, der ihn anfänglich zu dieser Heirath gezwungen hatte, seine Zustimmung gab. Der Graf Alberti wird gewiß nichts mehr bedauern, als daß sich unter seinen „kostbaren Manuscripten" nicht auch die Scheidungs-Acten befinden, denn über den eigentlichen Grund derselben läßt er uns, der sonst um keine Erklärung schwieriger Verhältnisse in Verlegenheit ist, im Ungewissen. Das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß das vorgerückte Alter der Erbprinzessin den Vater wegen der Thronfolge besorgt machte. Donna Lucrezia verlies 1574 den Hof von Pesaro und kehrte zu ihrem Bruder nach Ferrara zurück. Die Scheidung erhielt die förmliche Genehmigung des Papstes Gregors XIII. nur die beiden verwandten Häuser, Ferrara und Urbino, blieben zwölf Jahre lang in feindlicher Spannung gegen einander. „Die Geschichte, bemerkt hierbei der Graf Alberti, spricht bei dieser Gelegenheit nicht von Leonora; allein ich darf versichern, daß sie sehr zufrieden war, die

geliebte Schwester wieder an ihrer Seite zu wissen; ob sie aber sehr vergnügt war, sie an der Seite Tasso's zu sehn, steht sehr zu bezweifeln, denn nur zu bekannt war es, daß, wie Serassi erzählt: die Prinzessin Lucrezia nicht ohne Tasso leben konnte und von dem Munde dieses souverainen Dichters so sehr abhängig war, daß sie seine Gesellschaft nicht entbehren wollte." Seine früher aufgestellte Behauptung, daß nicht Lucrezia, sondern vielmehr Leonora Tasso's Neigung ausschließlich besessen habe, verspricht der Graf Alberti später, wenn er die Biographie dieser Prinzessin uns geben wird, uns mitzutheilen. Einstweilen beruft er sich auf handschriftliche Gedichte Tasso's an Leonora, in welchen er schwört, daß seine Liebe für sie ewig sein werde und „daß, wenn er anderen Damen den Hof mache, dies nur eine schlaue List sei, um die wahre Flamme, die ihn verzehre," zu verbergen. — Ob die gutmüthige Leonora so gefällig war, diesem Bekenntnisse Glauben zu schenken, steht zu bezweifeln, zumal, da Tasso weder mit seinen Neigungen, noch mit seinen Geständnissen darüber sehr zurückhaltend war. Er selbst gesteht in einem Sonette: „Unbeständig waren immer meine Liebe und meine Geliebten, und das Feuer nicht brennend." Und in einem anderen Gedichte:

„Von jenem Verlangen getrieben, welches von Natur die Geister zu froher und süßer Liebe treibt, habe ich bei vielen Frauen mein Glück versucht."

Mehrere unwiderlegliche Zeugnisse aus dieser Zeit sprechen indessen dafür, daß Tasso mehr als jemals von der Herzogin Lucrezia festgehalten wurde. In einem

Briefe vom 5. Juli 1575 an Gonzaga schreibt Tasso: „Der Herzog ist verreist und hat mich hier gegen seinen und meinen Willen (invitus invitum) zurückgelassen, weil es der Herzogin von Urbino also gefiel, welche da sie hier die Brunnenkur braucht, der Unterhaltung bedarf. Ich lese ihr mein Buch (das befreite Jerusalem) vor und bin täglich mehrere Stunden bei ihr im Geheim (in secretis). Ich eröffnete der Herzogin meine Absicht im October (1575) nach Rom zu gehen, allein sie billigt es nicht und ist der Meinung, ich solle Ferrara nicht vor der Herausgabe meines Buches verlassen, außer wenn ich mit ihr nach Pesaro gehen würde.“ Welche Veranlassung die Herzogin haben konnte, an den Hof ihres geschiedenen Mannes zu reisen, giebt dem Grafen Alberti wiederum zu großem Bedenken Veranlassung, obwohl dies eine ganz einfache Geschäftsreise — vielleicht wegen zurückgebliebenen Mobiliars — sein konnte. Uebrigens wissen wir durch Serassi, daß Tasso trotz der Abmahnung der Herzogin im November 1575 nach Rom reiste, und nach Ferrara nicht früher als im Januar des folgenden Jahres zurückkehrte. Tasso verehrte, auch in der Entfernung, die Herzogin Lucrezia, als seine treueste Rathgeberin und Beschützerin. Er schreibt ihr aus Rom: „Hätte ich mich nicht von Ihnen entfernt, so würde ich nicht so viele unglückliche Begegnisse und so große Gefahren erlebt haben, bei denen ich keine andere Zuflucht habe, als Ew. Durchlaucht und keine andere Hoffnung des Heils, als die, welche ich unter Ihrem Schutz finde und es würde mir nichts fehlgeschlagen sein, wenn ich mir nicht selbst untreu geworden wäre.“

Trotz dieser Unbeständigkeit Tasso's zeigte sich die Herzogin nach seiner Rückkehr nach Ferrara wohlwollend und freundlich, wie immer. Tasso's unruhige und argwöhnische Gemüthsstimmung aber nahm in einem sehr bedenklichen Grade zu. In einer heftigen Aufwallung ließ er sich vom Zorne so hinreißen, daß er einen Diener Guarino's, Maddolo mit Namen, welcher ihn ein, an die Prinzessin Leonora gerichtetes Sonett aus der Hand riß, mit dem Dolch verwundete. Der Graf Alberti, den in seiner Sammlung kostbarer Reliquien von Tasso nichts fehlt, behauptet auch, den von Maddolo zerrissenen Zettel, auf welchem jenes Sonett steht, zu besitzen. Das Gedicht selbst machte bereits Salvator Betti in dem Giornale arcadico vom October 1828 bekannt und es finden sich darin folgende Verse: „Wenn wird sich meine Leonora der Liebe ungehindert freuen dürfen. Ach! unglückliches Schicksal, welches mir sagt: Lebt wohl ihr, Leier, Lorbeer, Ruhm!"

In Folge dieses Auftrittes ließ der Herzog ihn auf einige Tage in ein unterirdisches Gefängniß einsperren, aus welchem er vornehmlich auf die Verwendung der Herzogin wieder entlassen wurde. Seit diesem Vorfall gewann Tasso die Gunst des Herzogs nicht wieder, vielmehr wissen wir, wie er ihn bald darauf als wahnsinnig in das Hospital zu St. Anna einsperren lies, in welchem der unglückliche Dichter sieben Jahre lang im Elend schmachtete, worüber Graf Alberti noch in den folgenden Heften interessante Acten mitzutheilen verspricht. Die Herzogin Lucrezia starb zu Ferrara den 12. Februar 1598 vierundsechzig Jahre alt und erwarb sich durch eine milde

Stiftung für geschiedene Frauen ein dankbares Andenken bei vielen Unglücklichen.

Schon die älteren Biographen haben das Liebesverhältniß Tasso's zu den beiden Prinzessinnen ausführlich behandelt; insonderheit hat Serassi, dessen Leben Tasso's 1785 in Rom erschien, interessante Nachrichten darüber mitgetheilt, welche hier um so mehr Beachtung verdienen, als er dieselben Quellen benutzte, welche der Graf Alberti gegenwärtig besitzt. Ein ganz besonderes Interesse für uns hat Serassi dadurch, daß es seine Erzählung zunächst war, durch welche Goethe veranlaßt wurde seinen Tasso zu schreiben.

Wir theilen aus Serassi zur Vergleichung und Ergänzung dessen, was Alberti giebt, hier noch folgendes mit:

„Bei zunehmendem Sommer begab sich die Prinzessin Lucrezia, um die allzugroße Hitze zu vermeiden, gemeinschaftlich mit Tasso nach Casteldurante, wo sich ihr Gemahl mehrentheils aufzuhalten pflegte, welcher die Jagd und das Schwimmen über alle Maßen liebte. Hier verweilte Tasso einige Monate zu seinem und der Prinzessin unglaublichen Vergnügen, welche die, in jenem einsamen Aufenthalt von ihm gedichteten Gesänge seines befreiten Jerusalems zuerst von ihm selbst hörte. Tasso besaß ein ganz ungewöhnliches Gedächtniß und pflegte daher die Feder selten zur Hand zu nehmen, da er leicht drei- bis vierhundert Stanzen im Gedächtniß behielt. Die Prinzessin, welche einen feingebildeten Geschmack und eine große Liebe für die schönen Wissenschaften besaß, war ganz Ohr für jedes Wort dieses souverainen Dichters und wünschte, wie Tasso selbst in einem Briefe an sie schreibt, daß er sich nie von ihrer Gesellschaft trennen möchte. Eben so sorgte Tasso dafür, der Liebenswürdigkeit der Prinzessin auf alle mögliche Weise entgegen zu kommen, indem er ihr überall die größte Hochachtung zeigte und ihre glänzenden Eigenschaften in Gedichten feierte, woran sie viel Gefallen fand, um so mehr als Tasso noch immer nicht aufhörte, auch ihre Schönheit zu besingen, eine Angelegenheit, wobei er viel Kunst aufwenden mußte, da die Prinzessin sich bereits in ihrem neununddreißigsten Jahre befand. Als ein Beweis der feinen Galanterie Tasso's verdient aus die-

ser Zeit folgendes, an die Prinzessin Lucrezia gerichtetes Sonett mitgetheilt zu werden.

Negli anni acerbi tuoi purpurea rosa
Sembravi tu che a rai tepidi all ora
Non apre il sen, ma nel suo verde ancora
Verginelle s'asconde e vergognosa;

O piutosto purei (che mortal cosa
Non s'assomiglia a te) celeste Aurora,
Che le campagne imperla ei monte indora,
Lucida in ciel sereno e rugiadosa;

Or la men verde età nulla a te toglie;
Ne te, benchè negletta, in manto adorno
Giovinetta bellà vince o pareggia.

Cosi piú vago è 'l fior porche le foglie
Spiega adorate e il sol nel mezzo giorno
Via più che nel mattin luce e fiammeggia.

Uebersetzung.

In deiner Jugend ersten, frühen Jahren
Warst Du der Purpurrosenknospe Bild,
Die sich jungfräulich schüchtern noch verhüllt,
Den Busen nicht dem Strahl zu offenbaren.

Mehr noch, (da nur am Himmel wir gewahren,
Dein Bild,) glichst Du Aurora, welche mild
Den Berg vergoldet und beperlet das Gefild,
Wenn sie thauträufend kömmt heraufgefahren.

Dir that die minder grüne Zeit kein Leid,
Die Jugendschönheit im geschmückten Kleid
Wird dich, die ungeschmückte, nicht besiegen.

Am schönsten pranget die erschlossne Blüthe
Und heller als im Morgenstrahle glühte
Phöbus, wenn er des Mittags Höh' erstiegen.

Aus einer so innigen Ergebenheit Tasso's gegen Madonna Lucrezia und aus den vielen Gedichten, die er zu ihrem Lobe schrieb, scheint hervorzugehn, daß er in dieser Zeit mehr Neigung für die Herzogin von Urbino, als für

die Prinzessin Leonora gefühlt habe. Was uns hierüber allen Zweifel benimmt ist ein, in dieser Zeit aus Castel-durante an Mad. Leonora geschriebener Brief, in welchem sich, abseiten Tasso's, eine bedeutende Kälte ausspricht, indem er mehrere Monate hat vorüber gehn lassen, ohne ihr zu schreiben. Da dieser Brief noch nicht gedruckt ist und einige nicht zu verachtende Umstände enthält, halte ich ihn der Mittheilung für werth und zwar in aller Vollständigkeit, wie er sich unter den Manuscripten befindet, welche vormals dem Marcantonio Foppa gehörten und gegenwärtig in der Bibliothek Falconieri zu Rom aufbewahrt werden.

„Der Durchlauchtigsten und vortrefflichsten Herrin und verehrtesten Gönnerin Madonna Leonora de Este.

Ferrara.

Ew. Herrlichkeit habe ich seit vielen Monaten nicht geschrieben, mehr wegen Mangels an Stoff, als an gutem Willen; da sich mir nun gegenwärtig eine, wenn auch nur unbedeutende Veranlassung darbietet, meine Hochachtung zu bezeigen, so habe ich diese nicht wollen vorüber gehn lassen. Ich schicke Ihnen ein Sonett, welches mich für dies Mal bei Ew. Herrlichkeit einführen möge, da es mir scheint als erinnerte ich mich, daß ich Ihnen alles Neue von mir zu schicken versprochen habe. Mein Sonett kommt freilich nicht jenen schönen Sonetten gleich, welche, wie ich vermuthe, Ew. Herrlichkeit gegenwärtig sehr häufig zu hören gewohnt ist, und ist eben so arm an Kunst und Gedanken, wie ich es an Glück bin *); auch könnte ich in meinem jetzigen Zustande kein anderes schreiben. Indessen schicke ich es Ihnen, da es mir scheint es werde, sei es nun gut oder schlecht, den Eindruck machen, welchen ich wünsche. Damit man aber nicht glauben möge, ich sei jetzt zu arm an Gedanken, daß ich in meiner Brust irgend einer Liebe Raum geben könnte, so muß man wissen, daß dies Sonett nicht in meinen eignen Angelegenheiten gedichtet wurde, so daß ich weniger schuldig erscheine, sondern für einen

*) Während Tasso in Casteldurante bei der Prinzessin Lucrezia war, begünstigte die Schwester in Ferrara die beiden Dichter Guarini und Pigna, und beide scheinen die Eifersucht Tasso's erregt zu haben.

unglücklichen Liebhaber, welcher eine Zeit lang mit seiner Donna erzürnt war, nun, da er es nicht länger aushalten kann, sich ergiebt und um Gnade bittet. Sonst wüßte ich nichts weiter zu melden, als daß die Abreise Ihrer Frau Schwester sich noch in die Länge zieht und sie, wie ich glaube die Reise nach Ferrara vor dem achtzehnten d. M. nicht antreten wird. Ich küsse in Unterthänigkeit die Hände.

Casteldurante den 3. Sept. 1573.

Eurer Herrlichkeit

unterthänigster und ergebenster Diener

Torquato Tasso.

Sdegno debil guerrier, campione audace,
Che me sott' armi rintuzzate e frali
Conduci in campo, ov' è d'eterni strali
Armato Amore e di celeste face:

Gia si spezza il tuo ferro e giù si sface
Tuo gelo al primo ventilar dell' ali:
Che fia se il foco attendi, e l'immortali
Saette? ah temerario, ah chiedi pace.

Grido io mercè, tendo la man che langue,
Chino il ginocchio e porgo ignudo il seno,
S'ei pugna vuol, pugni per me pietade.

Ella o palma m'acquisti, o morte almeno;
Ma s'a colei stella d' pianto cade,
Fia vittoria al morir, trionfo il sangue.

Uebersetzung.

Zorn, schwacher Kämpe, der du nicht vermieden
Mit stumpfer Wehr mich in das Feld zu führen,
Wo Amor Fackelbrände pflegt zu schüren,
Um sein unsterbliches Geschoß zu schmieden;

Es schmilzt dir Eis, kein Sieg ist dir beschieden
Wenn er nur leise mag die Flügel rühren,
Was wird geschehn, wirst du sein Feuer spüren
Und seinen ew'gen Pfeil. O Thor, schließ Frieden.

Ich rufe: Gnade! bang die Hände streben
Zu dir, triff meine Brust! die Kniee beben.
Will Amor Krieg, mag Mitleid für mich streiten.

Dies wird mir, wenn nicht Sieg, doch Tod bereiten,
Wenn dann der Thränen Thau auf sie wird rinnen,
Tod wird den Sieg, Blut den Triumph gewinnen.

Von dem Hofe von Urbino kehrte Tasso mit Gunst und reichen Geschenken überhäuft nach Ferrara zurück. Wenn Serassi angiebt, Tasso sei in Gesellschaft der Prinzessin Lucrezia nach Ferrara zurückgekehrt, so wird er hierin von Alberti widerlegt, jedoch entlehnt der Letztere fast alle wichtigere Nachrichten über das Verhältniß des Dichters zu den beiden Prinzessinnen aus Serassi, welchem dieselbe reiche Verlassenschaft handschriftlicher Briefe und Gedichte zur Verfügung gestellt war, die gegenwärtig sich im Besitze des Grafen Alberti befindet.

Nachträglich zu der Lebensgeschichte der Prinzessin Lucrezia haben wir aus Serassi noch zu erwähnen, daß sie durch den am 29. Sept. 1574 in Pesaro erfolgten Tod ihres Schwiegervaters Herzogin von Urbino wurde. Sie schied sich freiwillig von ihrem Gemahl, da sie ihm wegen vorgerückten Alters keine Hoffnung auf Nachkommenschaft geben konnte. Er entzog ihr nie seine Hochachtung und hatte ihr ein ansehnliches Jahrgeld ausgesetzt.

Sobald vom Grafen Alberti die Fortsetzung der Memoiren Tasso's erschienen sein wird, soll ferner Bericht von uns darüber erstattet werden. —

VI.

Julius der Dritte.

Vorgeschichtliche Novelle.

Aus dem ersten Theil, bis 1850.
Aus dem zweiten Theil, nach 1850.

Von **M. Eternicht.**

I.

An der Ostsee steht ein Schloß, dessen Bauart dem Geist seiner edlen Bewohner, im Anfange dieses Jahrhunderts, entspricht. Im rothen Saal spielten vier Knaben fast gleichen Alters, aber ungleicher Art, die verschiedenem Schicksal durch ihre verschiedenen Meinungen entgegengeführt werden sollten. Nach dem funfzigsten Jahre des Jahrhunderts sollte ihr Loos sich entscheiden. Die Wände des Saals waren von der vorigen Generation her mit dunkelrothseidenen Tapeten geschmückt und wohl konnte sich dieser Saal messen mit allen nach neuerem Geschmack decorirten Sälen. Auf dem passendsten Grunde traten die schweren goldenen Rahmen hervor, welche Copieen

nach Raphael einfaßten. Das Ganze sprach den Sinn des verstorbenen Herrn aus. Er hatte die Schwäche, wie ästhetische Klüglinge meinen, sich zu freuen an guten Copieen großer Meister und war von der Manie, nur originale Gemälde zu bewundern, eben so entfernt, wie von dem Verlangen, jede Musik nur von ihrem Erfinder vorgetragen zu hören. In diesem Saal spielten die Knaben leise, denn im offenen Cabinet lag die kränkelnde Gräfin auf der Chaise longue. Ihre großen blauen Augen streiften bisweilen ein schönes Bild, die Verkündigung vorstellend. Zwei der Knaben, Hermann und Julius waren Brüdersöhne des verstorbenen Gutsherrn, und wurden von der verwittweten Gräfin mit gespannter Sorgfalt erzogen. Heinrich, der Sohn eines Predigers und Christian der Sohn eines früh verstorbenen Beamten, lernten und spielten zugleich mit den Neffen des Hauses. Aber mit dem Lernen ging es nicht sonderlich, die Knaben liefen durch Feld und Wald, mehr der unerschöpflichen Gutmüthigkeit als der Aengstlichkeit der Tante gedenkend. Der Hofmeister zürnte und klagte. Es ward vorgeschlagen, einen berühmten Professor zu rufen unter dessen specielle Aufsicht die Knaben gestellt werden könnten. Der Mann gehörte der alten Schule an und dachte mehr an Marathon und Salamis als an Jena und Leipzig, mehr an den Areopag als an die ihm völlig unbekannte Gerichtsverfassung des eigenen Landes. Auch bei Tisch konnte er nicht unterlassen, von Athen und Sparta zu sprechen. Athen und Sparta? rief ein alter General, der in Begleitung des Vormundes gekommen war. Eben so gut wie Athen und Sparta in die Weltgeschichte gehört,

kann auch darin aufgenommen werden, was in jedem Dorf geschah. Athen und Sparta! die Geschichte des russischen Reichs, das ist die Weltgeschichte. Bei Thermopylä sind ein paar Hundert geblieben, nicht des Nennens werth. — Von Rußland war ferner die Rede. Es hieß, daß im Petersburger Cabinet die Humanität Platz fände, daß man daran denke, die Leibeigenschaft in Rußland aufzuheben. Ich behaupte, rief der General mit derber Stimme, daß das der Ruin von Rußland sein würde, denn Subordination muß sein. —

Dieser General hatte die Schlacht von Jena mitgemacht und mitgelitten. Nach Tisch gingen die beiden alten Herren, der Geheime Rath und der General, in das Cabinet, und der Geheime Rath sagte: nimmermehr kann ich als Vormund rathen, die Knaben dem Professor hinzugeben, denken Sie doch, ich habe es selbst gesehen, daß er die jungen Erbsen mit dem Messer aß. — Was von Athen und Thermopylä und von Rußland gesagt worden, machte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Knaben. Ein feiner Menschenkenner hätte in den verschiedenen Blicken der Knaben die künftigen Lebenswege derselben erkennen können, so wie der Freund des Waldes schon an den Knospen im Winter das vielfache Laub des Sommers wahrnimmt. Hermann und Heinrich waren unwillig über das, was gegen die Griechen und gegen die russischen Leibeigenen gesagt ward. Julius und Christian waren gleichgültig.

*
* *

In diesem Schloß wuchsen Hermann und Julius zu Jünglingen auf. Das Gut war in mehr als einer Hin-

sicht eine Oase, denn alle Güter in der Umgegend waren tief verschuldet. Die Knaben empfingen ihren Theil von den Huldigungen, welche dem großen Reichthum dargebracht wurden. Sie waren stolz als Bewohner des Schlosses, welches doch nur Einer, der ältere, erben sollte. Von diesem Stolze sich ganz loszumachen, war schwer; doch gelang es dem Erben, dem Nichterben nicht. — Endlich wards hohe Zeit, daß die Jünglinge in die Schule geschickt wurden in Reih und Glied mit vielen Jugendgenossen und unter Obhut männlicher Autorität, damit sie die active Tugend, welche die Zeit fordert, lernen möchten. Alle vier Knaben wurden auf ein Gymnasium geschickt. Der eine Lehrer war ein Wortgelehrter und wie diese oft sind, ein Pedant. Weil Hermann, der es recht gut machen wollte, statt Jüngling „Jünklink" gelesen hatte, ward eine ganze Stunde lang gescholten. Und doch war in dem Jünglinge die Ahnung schon lebendig, daß die Zeit etwas mehr fordere, als Worte. Ein anderer Lehrer hatte kürzlich den Befreiungskrieg mitgemacht, er glaubte, und nicht er allein glaubte, das eiserne Kreuz verdient zu haben. Unglücklicherweise war er Demagog geworden und bei jeder Gelegenheit und auch ohne Gelegenheit zog er los gegen Adel, Vornehme, Reiche und Regierende. Dies hatte auf Julius eine sehr nachtheilige Wirkung. Der ohnehin zum Stolz geneigte Jüngling hörte mit Verdruß die oft unfeinen Ausfälle des Lehrers und der gereizte Geist des Widerspruchs befestigte ihn noch mehr in seinen Lieblingsfehlern. Da er bei seinem älteren Bruder keinen Anklang fand für seinen gekränkten Stolz und seine Bitterkeit gegen die Leute aus dem Volk, so wandte

er sich von ihm ab. Er kam am besten aus mit Christian, der ihm nie widersprach und dem es bald zur Gewohnheit ward, seine scharfen Züge durch Lächeln zu mildern, sobald er mit Julius sprach.

*
* *

Alle vier bezogen zu gleicher Zeit die Universität. Nicht bloß die Wissenschaft, auch die Neigung zum Frauenzimmer behauptete ihr Recht. Hermann gehörte zu den deutschen Jünglingen, welche die erhabensten Ideen von den Jungfrauen haben und sie himmelhoch über sich setzen, obwohl es dem weiblichen Charakter genehmer ist, daß der Jüngling sich der Jungfrau gleich setze. — Ehe die Universität verlassen ward, waren Julius und Christian Wüstlinge. Hermann verführte das Herz mancher Frauenzimmer, weil er sie beleidigte durch Gleichgültigkeit. Unter tausend Jünglingen ist das Eldorado der Koketten. Hermann beschloß, die Universität bald zu verlassen.

*
* *

Den Wissenschaften lagen die Jünglinge ob mit allem Ernst während ihres Aufenthalts auf den verschiedenen Universitäten. Christian studirte mit allem Eifer die Satzungen der Jurisprudenz als einer von der Moral völlig getrennten losgerissenen Wissenschaft. An ihn schloß sich mehr und mehr Julius an, so wie auf der andern Seite der engste Bund ward zwischen Hermann und Heinrich. Diese beiden fanden, wie sie im Studium fortschritten, immer weniger Gefallen an den Hauptfächern der Jurisprudenz, die hergebrachtermaaßen von dem

Catheder gelehrt wurde. Diese formellen Vorlesungen trugen überhaupt viel weniger bei zur Entwickelung ihres Geistes als die gegenseitigen Mittheilungen und Anregungen der befreundeten und anderer, wenn auch nicht befreundeten, doch mit größter Leichtigkeit den geistigen Verkehr betreibenden Jünglinge. Hermann fühlte sich mehr angezogen vom öffentlichen Recht, Heinrich fühlte den Drang sich mit den Kriegswissenschaften bekannt zu machen. Wohin die Neigung ging, da fanden sich Wanderer auf demselben Wege und unter den eifrigsten Reden kam man vorwärts ohne die Anstrengung des Weges zu merken.

* * *

Am 18. October des Jahrs — wurden Hermann und Heinrich in die Germania aufgenommen.

* * *

Die ästhetischen Genüsse gaben die angenehmsten Pausen zwischen den ernsthaften Studien. Man las, man verschlang in unordentlichen Stunden, allein oder in Gemeinschaft, bei Tage oder bei Nacht, in der Stube zwischen wechselnden Flaschen, oder im Walde, am Bach hingelagert, das Schönste, was die neueren Sprachen hervorgebracht haben. Hermann war leidenschaftlicher Bewunderer von Sophokles, Goethe und Byron. Oft gerieth er in Streit darüber mit Heinrich. Dieser war entzückt, als er zum erstenmal das Sonett Körners fand: „Die Wunde brennt."

* * *

Heinrich an Hermann:

„Goethe ist schön, der Apoll von Belvedere ist schön, aber hat die deutsche Sprache etwas Schöneres, hat die griechische etwas so Schönes wie dies Sonett?

Die Wunde brennt, die kalten Lippen beben;
Ich fühls an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willst, Dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder seh' ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth, Muth! was ich so treu im Herzen trage,
Das wird ja dort auch ewig mit mir leben,
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich es Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph seh' ichs vor mir stehen
Und wie die Sinne langsam mir vergehen
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

— Die Statuen der Alten sind Ideale, aber haben die antiken Künstler irgendwo eine Raphaelsche Madonna geschaffen? So wie die Madonna zur Statue, so scheint sich mir dies deutsche Lied von Körner zu Goethes Gedichten zu verhalten. Wenn ich sterbe, so leg mir dies Körnersche Lied auf meine Brust. — Soll und muß ich einst Märtyrer für die Freiheit werden — ich glaube ich habe Kraft genug, diese Krone zu tragen."

*
* *

Alle große Fragen wurden unter den Jünglingen verhandelt, jugendlich, wie sich versteht, mit Wärme, mit Feuer. Julius und Christian stritten für die Abschaffung der Todesstrafe, obgleich sie die Leibeigenschaft vertheidigten. Hermann stritt heftig gegen die Barmherzigkeit der

ewigen Einkerkerung und fand den Widerspruch arg, ein gewaffnetes Heer zu halten, bereit jeden Augenblick Ströme von Blut zu vergießen und dennoch zarten Schauder zu affectiren vor gesetzlichem Blutvergießen. Mit seinem practischen Sinn rief er aus: zeigt mir Kriegsartikel ohne Todesstrafe, zeigt mir einen Raubmörder, der zum Schaffot geführt wird und sich beklagt, daß ihm Unrecht widerfahre. Wie wollt ihr den Vatermörder bestrafen? Nicht minder sind die Verbrechen der höchsten Beamten todeswürdig. Wenn ich als Minister jemals geflissentlich das Grundgesetz verletze, ja zu vernichten strebe, so behandelt mich wie einen Vatermörder — ich würde es vollkommen verdient haben. —

Immer weniger genügte Hermann die eigentliche Jurisprudenz, das Civilrecht, denn er hielt sich überzeugt, daß es unmöglich sei, ein vollständiges System von Gesetzen aufzustellen, welches Entscheidungen für alle Collisionen des Mein und Dein vorgesehen hätte, da doch die tägliche Erfahrung lehre, daß A. und B., in ihren Privatverhältnissen contrahirend, nicht im Stande gewesen, alle zukünftigen Fälle vorauszusehen und eventuelle Bestimmungen zu treffen. Gewisse Formen seien allerdings nothwendig, so meinte er, um die Uebertragung des Eigenthums von dem Einen auf den Andern zu sichern, zu legalisiren; aber außerdem seien die meisten Streitigkeiten über Mein und Dein besser zu entscheiden nach Billigkeit durch Schiedsrichter als durch die Spitzfindigkeiten der Juristen, welche immer mehr beengende Gesetze erfinden und eben so erfindungsreich sind, um die einzelnen Fälle den unbequemen gesetzlichen Normen zu entziehen.

Ganz besonders ward seine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Geschwornen-Gerichts in Criminalsachen befestigt durch das Gutachten der Königlich Preußischen Immediat-Commission. Dieser Fund war ihm lieber als jeder codex rescriptus. Er lief damit jubelnd zu seinem Freunde Heinrich und hatte eben so viel Freude daran, wie dieser an Körners Liede gehabt hatte. Die großen Fragen der Philosophie und Religion wurden von diesen Freunden weniger lebhaft verhandelt, weil sie sich bald überzeugt hielten von gewissen Grenzen des menschlichen Wissens, jenseits welcher das Auge des Geistes, je mehr es sich anstrenge, desto mehr optischen Täuschungen unterworfen sei. — Demagogen zu werden, liefen diese studirenden Jünglinge keine Gefahr, eben so wenig als Religionsspötter zu werden. Die gesunde Seele stieß die blos auf Zerstörung ausgehenden Lehren von sich. Aber es gab in der That auch nur ein paar neidische, dumme Menschen auf der ganzen Universität, welche eigentlich den Namen Demagogen verdienten. Nur einmal ließ Hermann sich herab mit einem Solchen zu sprechen, der durch sein Geschrei: keine Fürsten, keine Priester, keine Edelleute! sich wichtig zu machen suchte und allerdings willkommnen Vorwand abgeben konnte für diejenigen, welche durch böses Gewissen furchtsam, von der deutschen Jugend Gefahr für die festesten Throne fürchteten oder zu fürchten vorgaben. Aber was denn an die Stelle setzen? fragte Hermann vollkommen ruhig. „Eine Versammlung, Eine, die Nation, den allgemeinen Willen repräsentirende souveraine Versammlung, wie in Nordamerika.“ Dem triumphirend Schreienden ward geantwortet: in Nordamerika sind in

jedem Staat zwei Versammlungen, das Haus des Senats und das Haus der Repräsentanten, außer dem Governor, welcher die meisten der Attribute hat, welche in England und Frankreich der Krone gehören. — Oft sprach Hermann sein Bedauern aus, daß im deutschen Befreiungskriege der schöne, der löblichste Enthusiasmus wohl wußte, wogegen man kämpfte, daß aber außer dem alten Herrn von Stein vielleicht nicht hundert Deutsche waren, mit deutlichem Bewußtsein dessen, wofür man kämpfte. Hermann hielt es für unerläßliche Pflicht jedes Deutschen, der auf den Namen eines Gebildeten, auf den Charakter eines Tauglichen Anspruch machen wolle, sich deutliche Begriffe zu verschaffen über die wichtigsten politischen Fragen, vornemlich für jeden Grundbesitzer. Freilich blieb Hermann weit entfernt davon, während der akademischen Zeit bis zur Klarheit zu gelangen über die Hauptaufgaben der Politik, aber er konnte sich das Zeugniß geben, redlich gestrebt zu haben nach Wahrheit.

*

* *

Mit dankbarem Herzen verließ Hermann die Universität, mit der Ueberzeugung, daß nichts anderes jemals die Einrichtung der deutschen Universitäten ersetzen kann, daß nur diejenigen diese Lehranstalten hassen, welche nie oder schlecht ihren Cursus machten, nie den Zauberbecher der Jugendfreude im Kreise der Jugendfreunde kosteten, nur Diejenigen, welche ohne das Glück zu kennen, als freier Jüngling mit freien Jünglingen zu leben, sogleich eintreten ins große oder kleine wirkliche Leben voll Rost oder Schminke, nur Diejenigen, welche die schönste Le-

bensperiode, die der geflügelten Hoffnung, verloren haben, gleich dem Mädchen, das als Kind verheirathet ward, und die schöne Periode der Jungfrau einbüßte.

* * *

Im Anfange des Mannesalters machte Hermann eine Reise nach Paris. Wie einst Gibbon nachdenkend saß auf dem Schutt der alten Roma, so, gedankenvoll, betrachtete Hermann die Hauptstadt Frankreichs, den Vulkan, die Werkstätte der Freiheit. Er sah Untergang aber auch Anfang, er erkannte diesen nothwendig geworden durch jenen. Deutlich ging vor seinen Augen die ganze Reihe der Regierungen vorüber, der Pfau, das Schwein, das Schaaf, die Tiger des Convents, der Löwe Napoleon, der geschickt England nachahmende Ludwig XVIII., der ungeschickt den 18. Brumaire nachahmende Karl X., endlich Ludwig Philipp, homo sapiens. Er überzeugte sich, daß die Jury das Pivot ist, worum sich das ganze neuere System der Freiheit dreht, daß ohne Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt keine Freiheit möglich ist. Er überzeugte sich von der Nothwendigkeit der Preßfreiheit, glaubte, daß die Uebel, die ihr vorgeworfen werden, hauptsächlich der Ungewohntheit derselben zuzuschreiben seien, weil dem, der aus finsterm Kerker kommt, das Tageslicht schmerzhaft wird. Das Licht erleuchte Schönes und Häßliches, die Post befördere gute und schlechte Briefe. Hermann überzeugte sich, daß die materiellen Elemente einer machtvollen Aristokratie in Frankreich sehr gering sind, daß das Widerstreben der Franzosen gegen Majorate thöricht ist, daß der französische

Adel sich den Untergang selbst bereitet hat, und daß dem deutschen Adel, wenn er dem Beispiel des französischen und nicht des Englischen folgt, dasselbe Schicksal bevorsteht. Er las mit Interesse die in Berlin erschienene Schrift: über das Princip der Erblichkeit, ward aber von Betrübniß ergriffen, als er das genealogische Taschenbuch über die gräflichen Häuser in Deutschland mit mehreren tausend gräflichen Personen, verglich mit Dabrett's English Peerage. Er schloß sein politisches Dreieck mit den drei Seiten: Die Krone stark durch Verantwortlichkeit der Minister, das Oberhaus stark durch ererbten Besitz, das Unterhaus stark durch weit ausgedehntes Wahlrecht.

Vornämlich interessirte es ihn, die Politik der Franzosen in Bezug auf Deutschland in Paris zu studiren. Er mußte sich überzeugen, daß die Mehrheit der Franzosen, der vernünftigen sowohl als der unvernünftigen, die Lieblingsidee hat, das linke Rheinufer zu erobern, ja daß die Meisten in der That wähnen, ein Recht zu haben auf die Rheingrenze. Es ward ihm klar, daß die Zerstückelung des linken Rheinufers die Hauptursache sei, weswegen diese Eroberungsideen in Frankreich nie aufhören; daß die natürliche Allianz für Deutschland diejenige mit England ist, abgesehen von dem künstlichen Verhältniß, worin ein Theil Norddeutschlands für eine Zeitlang zu England stand. Er überzeugte sich, daß die minder mächtigen constitutionellen Staaten in Deutschland von den Franzosen nur als Material zu künftigem Kriege betrachtet werden, daß Sicherheit für Deutschland einzig und allein im deutschen Kaiserthum zu finden sei, daß die Klugheit schon jetzt, und einst die Nothwendigkeit gebiete

was in Deutschland legitim war und ist, das Kaiserthum, nicht Einerleiheit, aber Einheit Deutschlands.

*
* *

Hermann war nach dem Tode der Tante Besitzer der Güter geworden, er hatte die Jungfrau seiner Wahl geheirathet, er besaß zwei blühende Söhne. Er freute sich des Schönen in und außer dem Hause, im Felde, im Dorfe. Er schrieb an Heinrich:

„Mein Lieblingsplan ist ausgeführt. Aus meinem Studierzimmer trete ich in die Orangerie und aus dieser steige ich in die von oben erleuchtete Gallerie, wo ich die Gypsabgüsse der antiken und modernen Sculptur vereinigt habe. Ich weiß nicht, wie lange ich oft stille stehe vor der Büste von Cäsar und Brutus, von Napoleon, von Blücher, von Byron. Da ist mehr als Tacitus, da ist Geschichte und Zukunft, da ist Geisterwelt.

Weniger glückt es mir mit meinen Planen für meine Pächter und Bauern. Ich fürchte, daß ich mehr und mehr zu Deiner Meinung übergehen muß, die Du immer behauptet hast, daß es nicht in der Macht der Reichen stehe, das Glück der Arbeitenden überhaupt zu vermehren, daß dieses nur von ihnen selbst abhänge, daß außer ihnen selbst keine menschliche Macht auf die Dauer Einfluß habe auf den wahren Werth des Tagelohns. Ich habe mir vorgenommen, den Malthus wiederholt zu lesen, aber auf mein Gefühl will ich ihm doch nicht zu viel Einfluß verstatten, wenn er sich auch meines Verstandes durch Gründe bemächtigt. Läugnen kann ich nicht, was ich vor Augen

sehen, daß der Wohlstand in dem Kreise, der zwanzig Jahre lang mit Wohlthaten überschüttet worden, geringer ist, als da, wo die Strenge immer gegolten und die Arbeitenden auf ihren Fleiß angewiesen geblieben sind."

In späteren Briefen Hermanns an Heinrich zeigten sich Spuren unbestimmter Nichtzufriedenheit. In der Fülle des Guts strebte er doch menschlicherweise nach dem Entfernten, sehnte er sich nach Uebung der Kräfte. Er nahm Abschied von Frau und Kindern als erwählter Deputirter zum Reichstage in der Hauptstadt.

Desunt multa.

II.

Nach 1850.

Deutsche Bundeszeitung. — B. den 18. . . . .

„Nachdem der allerdurchlauchtigste Kaiser der Deutschen — — — — K. und K. von — — — — den 1. d. M. aus dem irdischen Leben abberufen worden, hat die höchste Würde eines Kaisers der Deutschen übergehen müssen auf den K. v. P., gemäß dem . . §. des Grundgesetzes für Deutschland, welcher das Alterniren der höchsten Kaiserwürde zwischen dem Hause O . . und dem Hause P . . festsetzt. Demzufolge ist am letzten Sonntag die religiöse Feier der Uebernahme der erhabenen Würde in . . . . n abgehalten worden, im Beisein der Abgeordneten aller Stimmführenden am deutschen Bundestage und der

fremden Gesandten aller Europäischen Mächte. Keine Kirche wäre groß genug gewesen Alle zu fassen, die das Herz trieb, an dieser Feier Theil zu nehmen; so ward das Fest unter Gottes freiem Himmel gehalten, da, wo der Bildsäulenkreis der deutschen Helden die glorreiche Gegenwart mit der blutigen Vergangenheit in Verbindung setzt und unmittelbar aus den Herzen stiegen zum Himmel die Freuden- und Siegesrufe von tausend und tausend Seelen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, deren Aller Begeisterung sich einte in dem Ruf: Heil dem Kaiser der Deutschen!

So sind wir gesichert durch Vereinigung der Kräfte gegen jeden etwaigen Angriff, aus welcher Himmelsgegend er kommen möge."

* * *

Mainz, Bundesfestung.

„Heute, den ..... ward das vaterländische Kunstwerk enthüllt, welches die Hauptgründer des deutschen Bundes vorstellt, die Fürsten M..., H...., ...r und .....g, die Helden durch Rath und That, wie sie die rechte Hand brüderlich vereinigend, mit der linken gemeinschaftlich das deutsche Reichsbanner, den schwarzen Adler im goldsilbernen Felde emporhalten. Der Kanonendonner rollte und wird in Paris vernommen worden sein. So lang diese Vereinigung dauert, so lang alle Glieder des deutschen Bundes groß und klein um das Eine Banner sich schaaren und von einem vaterländischen Geiste beseelt sind, wird Freude und Glück herrschen in Deutschland und in Europa, wird der Rhein sicher vor jedem Feinde flie-

ßen von den Bergen in das Meer und nirgends in Europa wird Kampf sein können, ohne daß der deutsche Bund durch das Organ des höchsten Würdenträgers, des Kaisers der Deutschen, ein entscheidendes Wort zu sprechen haben wird.

Kein Kampf zwischen Ost und West, oder Süd und Nord ist ferner möglich, wenn Deutschland ernstlich Frieden will und gebietet."

* * *

In der Frankfurter Zeitung vorigen Monats sind folgende Schriften angekündigt:

1) Von den Vortheilen, welche die Aufhebung der Zölle zwischen Preußen und Oesterreich gehabt hat. Staatswirthschaftliche Abhandlung von ... Prof. der Staatswissenschaften in Berlin und .... Prof. der St. W. in Wien.

2) Militairische Betrachtungen über die Festungen am linken Rheinufer von ... Obrist im Generalstaabe des Kaisers der Deutschen und ... Obrist im Generalstaabe des Kais. v. D.

3) Politische Betrachtungen über die für Deutschland und Europa heilsamen Folgen des engeren Bündnisses zwischen O. und P. unter der Aegide des deutschen Reichsadlers.

4) Wirkungen der Erlaubniß für die Oesterreichische Jugend, auf allen deutschen Universitäten zu studiren.

5) Berichte über die öffentlichen Arbeiten, welche seit fünf Jahren in Deutschland ausgeführt worden, mit-

telst der Einhundert Millionen, welche durch Herabsetzung des Militairetats erspart werden.

6) Die schwarzgoldsilberne Flagge, oder Betrachtungen über die neuerdings zwischen Deutschland und den südamerikanischen Staaten abgeschlossenen Handelstractate.

7) Erwägung der Gründe für und wider die nähere Verbindung Deutschlands mit der Schweiz und den Niederlanden.

* * *

Aus der nämlichen Zeitung:

„Am .... ist diejenige Veränderung auf dem linken Rheinufer definitiv ins Werk gesetzt, welche von einsichtsvollen Staatsmännern längst gewünscht worden, welche dem ursprünglichen Plan von 1815 gemäß ist. Nach völlig beendigten Austauschungen gränzt Frankreich jetzt mit seiner östlichen Seite nur an Preußen und Oesterreich, so daß, wenn Frankreich künftig wieder einen Angriff auf Deutschland wagen will, es gezwungen sein wird, den Stier bei den Hörnern anzufassen.

Diese Veränderung auf dem linken Rheinufer ist noch weit wichtiger als die Drathbrücke, welche jetzt das große Deutschland unmittelbar mit Mainz und dem westlichen Deutschland verbindet."

* * *

Heinrich an Hermann in Athen.

„Komm zurück, Flüchtling! die Juanita wird Dir nicht mehr gefährlich werden; sie ist die declarirte gute

Freundin des Prinzen ... Du hattest die beste, die einzig mögliche Partie ergriffen. Denn es mag schwer, fast unmöglich sein, ihr zu widerstehen, wenn man einmal innerhalb ihres Zauberkreises ist. Da kann nichts helfen als Flucht. Du hast weise gehandelt. Dieser feine Mund, dem man es nicht anmerken würde, wenn er auch Thörichtes spräche, diese Augen, deren Blitze noch mehr sagen als alle lieblichen Worte, die dem Munde entfliegen, diese spanische Glut, diese französische Lebhaftigkeit des Geistes, diese deutsche Herzlichkeit — doch ich glaube wahrhaftig, ich bin auch bezaubert. Gestern Abend sah ich sie höchst animirt und doch glaube ich, im Grunde hat der Depit über Deinen Sieg oder halben Sieg durch Flucht nicht wenig dazu beigetragen, daß sie sich dem langen ....ergeben hat, der sich für einen großen Mann hält."

*
* *

Derselbe an Denselben.

„Komm zurück! es wird machinirt; Krieg, innerer und äußerer. Ich rufe Dich im Namen des Vaterlandes. Der junge König der Franzosen ist fast gezwungen, dem Lieblingswahn der eitlen Nation nachzugeben und zum Drittenmal den Versuch zu machen, das linke Rheinufer zu erlangen. Natürliche Grenzen wollen sie haben und deswegen bis an den Rhein vordringen. Thoren! so laßt die Loire oder die Seine Grenze sein. Aber noch ärgere Thoren, die heimischen Eitlen, die Incurablen, die erbittert sind über das Gesetz, welches den Adelstitel auf den Aeltesten der Familie begrenzt, welches der Haupttitel Deines Ruhms ist. Sie intriguiren im Pallast bei

Tag und bei Nacht. Ja sie haben den Krieg gewünscht und herbeigeführt, weil sie hoffen unterdeß um so leichter einen Staatscoup ausführen zu können à la Polignac und Peyronnet. Dreimal Thoren! Ich muß argwöhnen, daß die Juanita in geheimer Verbindung steht mit den Tuilerien, daß sie ihre Instructionen von daher hat. Weil es ihr nicht gelang, den zu besiegen, dem ihr Herz, vielleicht zum ersten Mal sich hingab, deswegen hat sie nun ihren Haß auf die ganze Nation geworfen und rächt sich als Spanierin im größten Styl. Sie intriguirt um dem untüchtigen .... den Oberbefehl zu verschaffen. Geschieht das, so können Mack und Melas wieder aufleben."

* * *

Derselbe an denselben.

„Der erste Schlag ist geschehen, die ungeschickte Führung ließ nichts anderes erwarten. Landau und Luxemburg sind durch Verrath gefallen. Mainz wird sich nur wenige Tage noch halten können. Die Offensive des Feindes längs der Donau ist nicht zu hindern. Straßburg! haeret lateri lethalis arundo. Aber fern sei die Furcht, daß wir den Sieg nicht gewinnen, durch Ausdauer, viel Ausdauer. Gott sei Dank, wir haben eben so wohl wie jene, ein und dasselbe Reichsbanner. Mit der schwarzgoldsilbernen Fahne dürfen wir getrost der weißblaurothen entgegentreten. Halten wir am Reichsbanner, so wird der Himmel mit uns sein. Hätten wir aber Kriegsfarben von dreißigerlei Farben, so hätten wir freilich uns unser Urtheil selbst gesprochen."

* * *

Derselbe an denselben:

„Die Sturmglocke ruft, das Vaterland ruft Dich! Die Ordonnanzen sind da! Das Gesetz wegen Preßfreiheit, das Gesetz wegen der Wahlordnung, das Gesetz wegen Begränzung des Adels auf den Aeltesten widerrufen und unterdrückt. Unterzeichnet von dem unglücklichen Julius, verfaßt von Niemand anders als Christian. Komm und rette den Souverain, wenn auch dem Anschein nach wider seinen Willen, rette das Vaterland. Hier sollen nicht Pflastersteine fliegen und siegen, hier sollen nicht Pflastersteine das Fundament des Staatsgebäudes sein, hier sollen nicht drei Tage gerechten Zorns oder unsinniger Wuth Alles zerstören, was Jahrhunderte gebaut hatten. Bei uns möge das Gesetz die wahre Hülfe, die einzige Hülfe sein. Komm und rette die Krone, schütze das Volk vor zerstörender Raserei.

*

* *

Addresse
an Se. Kaiserliche Majestät.

Möge es Ew. Kaiserlichen Majestät gnädigst zu vernehmen gefallen:

Wir, Ew. Majestät getreue Unterthanen, die rechtmäßig erwählten Vertreter des Volks in Zweiter Kammer versammelt, legen vor dem Thron die Anzeige nieder, wie wir, gedrungen von Pflichtgefühl die anerkannten Rechte des Volks eben sowohl zu vertheidigen als die Rechte der Krone, in tiefster Betrübniß beschlossen haben und beschließen, daß diese Zweite Kammer vor der Ersten Kammer der Herzöge und Reichsräthe als oberstem Ge-

richtshofe anklagen werde den Minister Julius .... auf Hochverrath, weil er unterzeichnet hat die grundgesetzwidrigen und zerstörenden Ordonnanzen vom .... d. J.

gez. der Präsident der Zweiten Kammer
Hermann ....

*
* *

Gleich darauf verließ Hermann die Hauptstadt und eilte auf sein Gut zu seiner Gemahlin. Immer war sie den politischen Bewegungen und den davon unzertrennlichen Gemüthserschütterungen abhold gewesen, immer hatte sie die Hauptstadt gescheut. Nichts desto weniger hatte sie den Gemüthsbewegungen nicht entgehen können. In Hermanns Abwesenheit hatte der Keim zu tödtlicher Krankheit sich entwickelt.

*
* *

Nach dem Tode seiner Frau geht Hermann, der die Präsidentenwürde gleich nach Unterschreibung jener Addresse niedergelegt hatte, mit Heinrich zum Heer.

*
* *

Alle die Tausende, die seit 30 Jahren zur Germania gehört hatten, waren aufgerufen worden, sich zu sammeln am Main; durch diese Tausende von Freiwilligen wird das Heer begeistert. Der Feind wird über den Rhein geworfen.

*
* *

Hauptschlacht bei Chalons sur Marne. Das Reichsbanner der Deutschen vollkommen siegreich. Einzug des

schwarzgoldsilbernen Banners, des Kaiserlich deutschen Banners in Paris. Aber ohne Heinrich; er war schwer verwundet auf dem Wahlplatz geblieben.

*
* *

Hermann an Heinrich.

„Die Wunde brennt. Aber ich habe noch Kraft genug dem Freunde zu schreiben. Heute Morgen habe ich die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Straßburg und Elsaß ist wiederum unser. Paris den letzten Decbr. . . . 18"

*
* *

Der Bote flog, aber die fröhliche Botschaft traf Heinrich nicht mehr unter den Lebenden. Während der letzten Athemzüge hatte er mit zitternder Hand an Hermann geschrieben:

Die Wunde brennt, die kalten Lippen beben;
Ich fühls an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willst, Dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder sah' ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth, Muth! was ich so treu im Herzen trage,
Das wird ja dort auch ewig mit mir leben,
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich es Freiheit oder Liebe nannte,
Als lichten Seraph seh' ichs vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

*
* *

Der durch den Krieg verspätete Proceß ward im Januar beendigt. Julius hatte Christian drei Tücher gege-

ben mit der Bitte, sie in das Blut zu tauchen zum Gedächtniß für die drei Söhne des unglücklichen Vaters.

*
* *

Ein Jahr darauf besuchte Hermann, der nicht wieder heirathen wollte, weil er sich fortwährend als verheirathet betrachtete, die drei erkrankten Waisen und drückte sie an sein Herz, er reist gleich darauf zu Hause und bringt seinen beiden Söhnen mit seiner Liebkosung tödtliche Krankheit. Er vermacht seine Güter den Neffen.

*
* *

Die Erste und Zweite Kammer beschließen ein gemeinschaftliches Grab und Denkmal für die beiden ungleichen Brüder.

VIII.

Weihnachtssegen.

Novelle von **August Kahlert.**

Ein heiterer Wintertag blickte in Emil's Zimmer, und beleuchtete vortheilhaft den behaglichen, mit Bedürfnissen des Ueberflusses und genußverständigen Lebens ausgeschmückten Raum. Das Hausgeräth war von zierlicher Form, die Teppiche, die den Boden bedeckten, hätten dem Empfangzimmer einer eitlen Frau keine Schande gemacht, die wenigen Kupferstiche an den Wänden gehörten zu den Musterwerken dieser Gattung, und manche kleine Vorkehrungen, welche die Anmuth einer Wohnung erhöhen, verriethen, daß deren Besitzer eben so erfahren als erfinderisch sei. Diese behagliche Umgebung stand im Widerspruche mit den verfinsterten, innere Aufregung verrathenden Gesichtszügen Emil's, der hastig auf und abschritt, und sichtbarlich in innerem Kampfe begriffen, bald einen zerstreuten Blick auf das lebendige Menschengetriebe in der Straße hinabwarf, dann wieder mit Hastigkeit ein saubergemaltes kleines weibliches Bildniß, das über seinem Arbeitstische hing, anstarrte, endlich aber sich in den

Armstuhl warf, die Augen wie erschöpft mit der Hand bedeckend. Fast zögernd langte die andere nach einem bereits geöffneten zierlichen Briefchen, das auf dem Tische lag; leise und langsam als gelte es jetzt eine bereits erfahrene Botschaft in allen Einzelheiten genau zu würdigen, las Emil Folgendes:

„Sie sind allzuhart gegen den armen Prinzen. Daß er nichts weiter, als ein kaum erwachsener, unbesonnener und unvorsichtiger Mensch voll knabenhafter Gewohnheiten ist, um dessen Erziehung ich mir ein Verdienst erwerben will, müssen Sie doch längst eingesehen haben. Oder halten Sie das Männchen wirklich für gefährlich? Sind Sie im Ernst eifersüchtig? Zornig genug gebehrden Sie sich bereits. Aber wie komisch ist es doch, daß selbst ein weltkluger Diplomat solchen Gegner fürchtet. Mein Himmel, wie sollen wir armen Schauspielerinnen es denn anfangen, den unbehülflichen Huldigungen vornehmer Müssiggänger zu entgehen. Sie nähern sich uns, weil wir die abschreckende Blödigkeit der übrigen deutschen Mädchen von selbst abzulegen gezwungen sind, und ihnen bei ihren Studien im Umgange mit Frauen mithin auf willkommene Weise unzählige Verlegenheiten ersparen. Halten sie sich dadurch zu größeren Ansprüchen berechtigt, so übersehen sie, daß wir immer Herrn unserer Handlungsweise bleiben, und daß sie durch ihre Ueberschätzung des Scheines, der einmal die heutige menschliche Gesellschaft gefangen hält, uns Schauspielern nur selbst unterhaltend werden. Dies Schauspiel ist ja das einzige, das uns belustigen kann. Doch so schlimm, hoffe ich, wird es dem armen Prinzen nicht gehen; ich denke nicht daran, es zu

arg mit ihm zu treiben, ohne daß man deshalb mir zumuthen könnte, ihn selbst von mir zu warnen. Voyons, wie er diese erste kleine Herzenserfahrung überstehen wird.

Nun sind Sie hoffentlich beruhigt, lieber Baron? Sie erinnern sich ganz unbefangen daran, wie gänzlich anders gegen Sie als gegen den Prinzen ich mich gestellt habe; Sie sehen ein, daß Ihre Eifersucht auf Hirngespinnsten beruhte, und obgleich diese Leidenschaft uns Frauen immer schmeichelt, so sind Sie ohne dieselbe mir dennoch theurer, denn ich weiß dann, daß Sie an mir nicht mehr zweifeln. Also, es bleibt bei meinem Bescheide, gegen welchen kein Widerspruch zugelassen wird. Sie kommen heute nicht zu mir, und ich besuche das von dem Prinzen veranstaltete Fest. Wunderlich genug ist sein Einfall, aber hübsch, daß er der hiesigen Künstlerschaft eine Weihnachtsbescheerung geben will; wozu wäre er denn gar so reich! Er wird mich unter Allen gewiß nicht am Schlechtesten bedenken, und nun sollte ich dem guten Kinde die Freude verderben? O, das wäre boshaft.

Morgen Mittag zwölf Uhr, nicht früher noch später erwarte ich Sie bei mir. Es ist von der Intendanz des Schauspieles eine neue Kabale wegen der Rolle der Orsina gegen mich im Werke, die mich dringend nöthiget, Ihren Rath zu hören. Adieu! — Sie sind doch wieder gut? nicht? ei freilich! — Zeigen Sie mir morgen ja kein finsteres Gesicht, — sonst —

Sie kennen

Alma."

Aus dem tiefen Nachsinnen, in welches diese dem äußern Scheine nach heiter und sorglos hingeworfenen

Zeilen ihn versenkt hatten, wurde Emil durch ein plötzliches heftiges Klopfen an seiner Thür geweckt. Der dadurch Angemeldete trat mit dem fröhlichen Rufe: „Also doch gefunden!“ rasch in das Zimmer. „Philibert! Du hier?“ antwortete Emil, und umarmte den langentbehrten Jugendfreund. Die Aeußerungen gegenseitiger lebendiger Theilnahme drängten sich so rasch, daß man einiger Zeit bedurfte, um das Gespräch in geordneten Gang zu bringen.

„Hast Du denn zwei Wohnungen, fragte Philibert? Deine Wohnung liege am Neumarkte, versicherte man überall. Deinen Namen fand ich wirklich an der Thüre des Einganges, und doch belehrte mich das heraustretende Zöschen, Du habest Dich hierher ans andre Ende der Stadt übergesiedelt. Launenhaft warst Du freilich immer und unerschöpflich in geschmackvollen Anordnungen. Wie einnehmend, und bequem dieses Zimmer eingerichtet ist! Wie lange gehört es Dir schon?“

„Seit vorgestern. Aber, ehe ich Dir auf Deine Fragen antworte, die bedeutsamer sind, als Du denkst, laß mich das Wichtigste wissen, was Dich betrifft. Wie kommst Du hierher, zu welchem Zwecke? ich glaubte Dich noch in Italien.“

„Du weißt, daß ich immer ein Feind des Müssigganges war, und um den Aufforderungen dazu, die bei meinen hinreichend begründeten Vermögensverhältnissen nahe genug lagen, zu entgehen, mich als Student in die Arzneikunst vertiefte. Diesem Studium bin ich nun auch auf meinen Reisen eifrigst obgelegen, ja, jenes ist der Zweck von diesen gewesen. Italien habe ich für meine

Wissenschaft bereits ausgebeutet; hierher rief mich der Ruf des großen Krankenhauses, und nebenbei gefällt mir, was ich vom öffentlichen Leben binnen wenigen Tagen bemerken konnte. Es wird hier für mich, was Arbeit und Erholung betrifft, auf's Beste gesorgt sein, und daß ich Dich, alten Freund, wiederfinde, rechne ich nun gar unter die besondern Glücksfälle. Aber, aufrichtig gesprochen, ich hoffte Dich frischer, fröhlicher anzutreffen; über Deinen Augen liegt ein Zug des Mißmuthes ausgebreitet."

„Die Zeiten heiterer Unbefangenheit, als Du, lieber Philibert, noch mein treuer Gefährte aller lustigen Studentenstreiche warest, sind leider vorüber."

„Das ist sehr wahr; doch hat jedes Alter seine Freuden, besonders bei Leuten, die gesund und unabhängig sind. Du nun gar bist glücklich verheirathet. Dein letzter Brief, den ich vor etwa einem Jahre in Florenz erhielt, war ein dichterisches Gemälde Deines häuslichen Glücks, welches mich meinen Junggesellenstand schmerzlich genug empfinden ließ."

Emil wollte antworten, als sich die Thür öffnete, und eine alte Frau mit einem kaum vierjährigen, schönen goldgelockten Knaben hereintrat. Der Kleine sprang auf Emil zu, und kletterte an ihm hinauf, um ihn eine seltsam angeputzte Puppe, welche den heiligen Joseph vorstellte, bewundern zu lassen.

„Schau, Vater, er nickt mit dem Kopfe, oder schüttelt ihn, wie ich es haben will." —

„Zeig her, lieber Felix, — wahrhaftig, sehr schön, wer hat Dir ihn denn geschenkt?" —

„Die Regine, Vater, es ist ja Weihnachten; und da sind wir auf dem Markte gewesen, dort giebt's einmal schöne Sachen.“ —

„Ach, es ist wahr, das hatt' ich ganz vergessen, Du armes, armes Kind! Hier, Regine, nehmen Sie dies Geld, und kaufen Sie dem Felix Spielzeug; bescheeren Sie es ihm Abends hübsch feierlich, — liebes Söhnchen, lache und freue Dich noch immerhin, wenn auch Dein Vater sich grämt.“ —

„Die gnädige Frau, sagte Regine, hat erlaubt, daß ich ihn Abends zu der Frau Oberhofmarschallin bringen darf, welche ihn eingeladen hat.“ —

„Schon gut, — sehr gut, — gewiß, besser, als wenn Du zu Hause bliebest, lieber Bube, der meine Züge trägt, warum sollte sich Deine Mutter nicht von Dir loszumachen suchen, — doch jetzt geh', Regine, Gott schütze Dich, mein Felix.“

„Leb' wohl, Väterchen, besuch' uns bald,“ sagte dieser und hüpfte an der Hand der sorgfältigen Pflegerin zum Zimmer hinaus.

Philibert hatte dies Alles mit aufmerksamem Schweigen beobachtet, und sagte: „Was ich jetzt gesehn, enthält freilich eine wunderliche Antwort auf meine vorige Frage, macht mich aber nur um so neugieriger. Lasse mich nicht in Ungewißheit, Freund, die mich quält; ich liebe Dich noch mit der alten Treue, und sehe mit Kummer Deinen schmerzlichen Blick.“

„Nun wohl, so höre! Mein letzter Brief an Dich hat mit keiner Sylbe gelogen, sondern war das getreue Abbild meines ruhigen glücklichen Gemüthes. In meinem

kleinen, aber mit städtischer Bequemlichkeit eingerichteten Schlosse am Erzgebirge, verflossen mir und meiner Frau die Tage zwar etwas einförmig, doch heiter. Sophie kann entzücken, beseligen, — dies verschweige ich mir selbst jetzt nicht, wo jene sonnenhellen Tage wie ein Feen-traum hinter mir liegen. Meine Jugendfreunde, welche früher in mir einen stets beweglichen, ja unruhigen Geist, den Angeber bei manchem tollen Streiche gekannt hatten, mochten nicht begreifen, wie ich seit meiner Verheirathung so schnell gelernt hatte dem horazischen Frieden in ländlicher Zurückgezogenheit seine Reize abzulernen. Daran, ich muß es bekennen, hatte Sophie den größten Antheil. Der Genuß einer sorgfältigeren Erziehung, als ich sie genossen, gab ihr, wenn es sich um Kenntnisse handelte, oft ein Uebergewicht, das sie mich aber keineswegs fühlen ließ. Von zarter und reizbarer Körperbeschaffenheit hatte sie, seit ihrer Entbindung von dem Knaben, welchen Du eben hier gesehen, oft mit Unpäßlichkeit zu kämpfen, welche sie mir sorgfältig verbarg, um mich nicht zu beängstigen, und die eine stille, anmuthige Heiterkeit ihres Wesens niemals trüben ließ."

„Du schilderst mir ein Wesen, um dessen Besitz ich Dich beneiden möchte, rief Philibert. Wie hattest Du denn einen solchen Schatz aufgefunden?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. In einer großen Gesellschaft zu Nürnberg, wo ihr jetzt verstorbener Vater als Obrist in Garnison lag. Doch dies thut nichts zur Sache, die ich Dir zu schildern habe. Vor acht Monaten betraf meinen Felix ein großes Unglück. In Folge einer Kinderkrankheit nämlich befiel den armen Knaben

ein bedenkliches Augenübel. Die Angst um das Wohl des Kindes brachte mich zu dem raschen Entschlusse mit Sophien und Felix hierher zu reisen, und den Rath eines hiesigen weltberühmten Augenarztes zu erbitten. Wirklich belohnte sich dies; das schon fast gänzlich erblindete Kind ward zwar langsam aber doch vollständig geheilt. Ohne jenen Grund wären wir nicht hiehergekommen, und jetzt stünde Manches anders. —

„Ich begreife wirklich noch nicht,“ —

„Wie meine zu Felix vorhin gesprochenen Klagen zu der Schilderung meines früheren Glücks passen? Ich glaube Dir's; fasse ich es doch selbst kaum. Der hiesige Aufenthalt hat, wie Du weißt, für den Fremden viel Angenehmes, das er anderwärts entbehren mag. Es leben stets Ausländer hier, und verursachen viel öffentliche Lustbarkeiten, Zerstreuungen aller Art. Seit einigen Jahren solcher Erlebnisse entwöhnt, wirkten sie bald auf mich, wie Stimmen aus meiner Jugendzeit. Ich stürzte mich vielleicht zu schnell in die Wogen der Geselligkeit, zunächst freilich aus Langerweile, die die Entbehrung meiner landwirthschaftlichen Geschäfte herbeizog, während meine Frau an dem Bette des Kindes saß, und dasselbe unablässig beobachtete. Als die Genesung vorschritt, besuchte sie allerdings auch einige Gesellschaften, doch war unser Verhältniß dann schon nicht mehr das Alte.“

Emil schwieg hier verlegen einige Augenblicke, als erwarte er eine Frage des Freundes; fast tonlos fuhr er dann fort:

„Kennst Du Alma Lefèvre?“ —

„Die reizende Schauspielerin! Wie sollt' ich nicht!“—

„Sie ist eine Verwandte des Banquiers Blink, der meine Geldsachen besorgt, und dessen weltkluge Frau ein ganz artiges Haus macht. Dort lernte ich Alma kennen, nachdem ich sie schon von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie auf der Bühne gesehn, angebetet hatte. Schweige, Freund, es giebt unheilvolle Kräfte, denen sich kein Mensch, und sei er ein Held an Willenskraft, entzieht, die nur ein Thor läugnet, oder ein Lebensmatter, der kein Recht mehr auf die höchsten Wonnen dieses Daseins hat. Ich näherte mich dem verführerischen Weibe mit Zagen, sie wich mir vorsichtig aus. Umschwärmt von vornehmen und reichen Bewunderern, hielt sie mich lange keiner besondren Beachtung werth; sie benahm sich fein und artig gegen mich, während ihr dunkles Auge irgend einem in der Ferne stehenden Glücklicheren mehr gewährte, als den kalten Zoll geselliger Aufmerksamkeit. Ich schüttete mein Herz vor der Blink aus, welche stolz auf die berühmte Nichte längst meine wachsende Leidenschaft errathen hatte. Diese schalt mich zuerst lachend einen leichtsinnigen Ehemann, dann zeigte sie jenes Mitgefühl, das alte Frauen Liebenden so selten verweigern. Monate verflossen, und Alma blieb eiskalt gegen mich.“ —

„Da hättest Du meinen Rath einholen sollen; Schauspielerinnen zu behandeln, ist doch keine Kunst. Eine Loge zum Benefiz, ein Shawl, allenfalls eine lobhudelnde Kritik in einer allgemeinen Zeitung.“ —

„Als ob ich dies Alles nicht ebenfalls längst wüßte! Jede Erfahrung aber erlebt irgend eine Probe, die sie nicht aushält. Alma gegenüber dachte ich weder an Pläne, noch Mittel, mir ihre Gunst zu erwerben, ich war

wieder Schüler, wieder nur dem unwiderstehlichen Eindrucke hingegeben, der all' mein Denken gefangen hielt, wie jede ihrer Bewegungen magnetisch auf mich wirkte. Ich wußte mich in der Gewalt des Dämons, und schalt mich selbst, um dadurch meine Gluth nur noch mehr anzufachen. Mich zu betäuben, warf ich mich auf das Spiel, das mich früher niemals zu locken vermocht hatte, ach, es geschah nur, um ihre Züge auf jeder Karte zu erblicken! Monat auf Monat verfloß, da gelang es mir durch einen wesentlichen Dienst, den ich als Vermittler zwischen ihr und der mit ihr unzufriedenen Intendanz des Hoftheaters leistete, sie milder gegen mich zu stimmen; sie ward vertraulich, herzlich, ich errang einen flüchtigen Kuß, der mich um zehn Jahre jünger machte, und beinahe zu Unbesonnenheiten verleitet hätte, welche man höchstens einem Studenten zu Gute halten mag." —

„Und wie nahm sich hierbei Deine Frau?" —

„Anfangs lachte sie über mich; in den Gesellschaften der Blink mochte man sie jedoch durch boshafte Bemerkungen stutzig gemacht haben; sie ward plötzlich ernsthaft gegen mich, schmollte nicht sowohl, als sie vielmehr mir gegenüber ein dumpfes, unheimliches Schweigen beobachtete. Ich vermied sie; sie weinte, sie bat mich mit Wärme, mit sichtbarer Beängstigung, an ihr nicht zum Verräther zu werden; sie drängte zur Abreise, wofür ich kein Ohr hatte; Felix war wieder gesund, von Hause schrieb mein Oberverwalter Manches, was mich in anderen Lagen gewiß zu schneller Heimkehr bewogen hätte. Ich sah Sophien Tage, Wochen lang gar nicht, oder nur zufällig. Nun wandte sie sich an die Blink, deren Hülfe anflehend, und

erreichte so viel, daß diese mir Vorwürfe machte, und versicherte, Alles anwenden zu wollen, um ihre Nichte meinen Nachstellungen zu entziehen. Als ob ich jemals Talent zum Wüstling gehabt hätte, ich, der ich selbst als Jüngling von den Weibern beachtet und verlockt, eine lächerliche Blödigkeit nie habe loswerden können! Zwischen Alma und deren Tante entstand sogar ein gespanntes Verhältniß, die frühere Vertraulichkeit war sichtbar verschwunden, seitdem diese sich mit einer gewissen Herzlichkeit Sophiens annahm." —

„Aber, was soll aus dieser Verwirrung hervorgehn? Emil, könntest Du wirklich Dein Weib," —

„Ich habe mit mir gerungen, jedoch vergeblich. Ein freundlicher Blick, ein heimlicher Händedruck vernichtete alle qualvoll eroberte Fassung; hundertmal wollte ich die Schlingen, in denen ich mich immer tiefer verstrickte, zerreißen, mich in der Einsamkeit begraben, und dem fürchterlichen Worte: Pflicht, allein gehorchen, — es gab sogar einen Abend, an welchem ich grauenhaft gedankenlos meine Pistolen aus dem Kästchen nahm, und damit spielte, bis mein Felix hereingesprungen kam, und mit seinem Schrei freudiger Bewunderung der blitzenden Dinger mich wie aus einem gespensterreichen Traume weckte. Ich bekannte Alma meine rasende Leidenschaft, und erhielt nichts, als eine geistreiche Ermahnung zur Geduld als Antwort, ohne daß ich aber darin hätte einen Korb erblicken dürfen. Mit Härte stieß ich Sophien zurück, deren blasse Trauer mich folterte, ich trennte mich von ihr, und verwandte alle Aufmerksamkeit auf Alma's Leben und Treiben. Die Hoffnungen, die diese mir allmählich er-

weckte, glänzten immer rosiger, und wurden nur durch Eins, durch den Schatten der Eifersucht verdunkelt. Eitel, und beifallslustig ließ sie sich die Huldigungen eines jungen, kaum über die Knabenjahre weggelangten Burschen gefallen; der Prinz Constantin, der hier ungeheure Summen durchbringt, durfte sie am Arme in Salon's führen, in denen ich mich freilich unter hundert Männern meines Ranges verlor; wenn nun mein Aerger einmal laut wurde, so tröstete sie mich mit unwiderstehlichem Liebesworte und nannte den Prinzen ein Kind, das noch der Erziehung bedürfe. Ach, sie weiß zu belohnen, und zu strafen, zu kränken und zu versöhnen, denn ein unsichtbarer Zauber macht ihr Jeden unterthan, der sich in ihre Nähe wagt."

„Du bist tief in die Gefahr hineingerathen, armer Schelm, sagte Philibert, und spielst, dünkt mich, ein bedenkliches Spiel, denn Du bist der Sclave, und Alma die besonnene Herrin. Sie kennt den Reiz, den süße Aussichten gewähren, und der mit der Erfüllung des stündlich wachsenden Wunsches endlich leicht zum Widerwillen wird. Hoffentlich denkst Du doch aber nicht daran, Dich von Deiner Frau scheiden zu lassen, und jener Koquette Deine eheliche Hand zu bieten." —

Emil schwieg, der Freund fuhr fort: „Ich würde Dich hassen können, denn ich verehre Deine Frau, die ich nur aus Deiner Schilderung kenne, und erblicke in Alma nur eine Gestalt, wie sie die in ihrer verkümmerten Sphäre der Unnatur so tief versunkene sogenannte gute Gesellschaft in unzähligen Exemplaren zeigt."

„Es ist zu spät," seufzte Emil.

„Gewiß nicht, wenn Du ein Mann sein willst. Keine noch so furchtbare Macht bedroht unser Leben, von der es nicht irgend eine Erlösung gäbe, wenn wir dieselbe nur aufzusuchen den Muth haben." —

„Vorgestern habe ich die Scheidungsklage eingereicht; und meinem Anwalt die rechtliche Auseinandersetzung anvertraut; Sophie ward davon schriftlich in Kenntniß gesetzt; sie hat mir in überraschend ruhigem, ja kaltem Tone geantwortet. Sie scheint meiner ebenfalls überdrüssig geworden zu sein, und so kann die Sache keine Schwierigkeit finden; was nützt ein Leben voll innerer Zerrissenheit, das von einer ewig unbefriedigten Sehnsucht zerfressen wird? Das Unabwendliche geschieht. Ich habe Alma meine Hand angeboten, und soll binnen acht Tagen Bescheid erhalten; unterdessen umschwärmt der Prinz sie täglich wie früher, ungeachtet sie, seitdem mein Entschluß mich von Sophie zu trennen stadtkundig geworden von Vielen als meine Verlobte betrachtet wird. Darüber mache ich ihr denn täglich Vorwürfe, die sie mit ihrer stets siegreichen Liebenswürdigkeit immer gleichsam spielend bekämpft, um mich ihr immer wieder aufs Neue desto unbedingter zu unterwerfen." —

Philibert seufzte tief. In dem Blicke des Vorwurfs, den er auf den Freund heftete, lag zugleich so viele wahre, herzliche Theilnahme, daß dieser sich heftiger beunruhigt fühlte, als wenn strenger, oder spottender Tadel ihn berührt hätte. Was wir uns selbst nicht gestehen wollen, spricht lauter, wenn es nicht aus bloßem Widerspruchsgeiste, sondern aus Sorge um unser Wohl gemißbilligt wird. Die klare unverholene Darstellung, welche seinem

Bekenntnisse das deutliche Gepräge der Unzufriedenheit mit sich selbst verliehn, hatte den Freund tief im Innersten eines wunden Herzens lesen lassen, eines Herzens, das zu schwach sich selbst zu retten, kühne fremde Hülfe, sei sie auch demüthigend, zu begehren schien. Wie aber war hier zu helfen, wo der Hülfsbedürftige sein Verlangen ängstlich zu verbergen trachtete, dem Unmündigen ähnlich, der in kindischem Trotze die Stimme des Gewissens zu unterdrücken sich bemüht? Wie war in fremder Angelegenheit zu handeln möglich, wenn jede Handlung Gefahr brachte, von einem theuren Freunde als Feind angesehen zu werden? In solcher Selbstberathung versunken saß Philibert neben dem starr vor sich hinblickenden Emil. Der Schlag einer nahen Kirchglocke, welche den herannahenden Abend verkündete erweckte den Gast aus seinem sorgenvollen Sinnen. Als er aufstand, bat Emil halblaut:

„Verlasse Du mich nicht, Du, der es immer so redlich mit mir gemeint hat. Zürne mir, aber verachte mich nicht, bringe es dahin, mich zu beklagen, denn ich bedarf des Trostes. Doch, über meinem Geschwätze habe ich vergessen, nach dem zu fragen, was ich zunächst erfahren möchte, nämlich nach Deinem Wohl und Wehe; bist Du noch immer der alte, scharf beobachtende Virtuose der Menschenkenntniß, der an Allem Antheil nimmt, nur ein Feind eigener Herzenserlebnisse? Sind Dir die Weiber noch immer nur psychologische und physiologische Probleme? hast Du Dich über Deinem Studium noch von keinem holden Kinde fesseln lassen? O, wie oft habe ich in den letzten Tagen Deiner gedacht, und Dich beneidet!" —

„Ei nun, vielleicht hat das Beneiden bald ein Ende.“ —

„Wirklich? Dann gewönne ich Hoffnung, von Dir verstanden und mit mitleidigem Worte erquickt zu werden.“

„Es scheint, daß ich hieher gekommen bin, um hier den Verlust meiner durch so viele Jahre sorgfältig gehüteten Freiheit zu erfahren.“ —

„Du bist erst so kurze Zeit hier, und schon, — rede, Freund, für Liebesgeschichten giebt es kein empfänglicheres Ohr als das des Liebenden.“ —

„Wohlan! Offenherzigkeit hat Anspruch auf Erwiederung. Auch kann ich sehr leicht aufrichtig zu Werke gehn, da ich nicht viel zu verschweigen habe. Es ist wahr, ich habe die Jahre, die man für Täuschung und Poesie als so empfänglich kennt, überwunden, und bin über der Herzensbeobachtung, ehe ich mir's gedacht, ein philosophischer Dogmatiker geworden, der sich selbst zum Schaden die Illusionen, welche ihm die Welt anbietet, zerstört. Der erste Eindruck beherrscht mich nicht leicht, dies weiß ich aus langer Erfahrung, denn die Frauen haben mir oft einen Vorwurf daraus gemacht. Jetzt aber handelt es sich doch um einen ersten Eindruck, mit dem ich durchaus nicht fertig werden kann. Am vorigen Montage, hier noch ziemlich fremd, trieb mich die Langeweile in's Theater. Die mittelmäßigen Lustspiele, welche man aufführte, unterhielten mich schlecht, auch war das Haus sehr leer. An meiner Seite in der Loge hatten indessen zwei Damen Platz genommen, wovon die jüngere durch ihre zarte edle Gestalt, eine etwas bleiche aber höchst anmuthige und geistvolle Gesichtsbildung, sogleich meinen Blick fesselte.

Ein Zug des Leidens verschönte sie ungemein. Auf ihrer Stirn lag der Ausdruck geübten Denkens, aus ihrem Auge leuchtete ein mildes, herrliches, vielleicht etwas schwärmerisches Gemüth. Mund und Hand verriethen mir vornehme Abstammung, worauf auch wohl die ganze Art der Erscheinung, und der Bewegungen hinwies. Einer schnell gefundenen Gelegenheit zur Einleitung eines Gespräches vermochte ich nicht zu widerstehen. Die ältere Frau, deren unruhige forschende Augen mich zuerst beinahe gegen die jüngere Begleiterin eingenommen hätten, ging sogleich darauf ein, indem sie aus einigen über den Werth der Schauspieler hingeworfenen Aeußerungen und Fragen mich als Fremden erkennend, sich willfährig auf Belehrung einließ. Was sie sprach, zeugte von Spottsucht, und widerlicher Selbstzufriedenheit, und wurde von mir meistens überhört. Vergeblich strebte ich lange die jüngere in die Unterhaltung zu ziehen, es gelang endlich erst durch meine Erwähnung der englischen Theater, woraus sich ein Uebergang zur englischen Literatur leicht bildete. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, meine persönliche Bekanntschaft mit Thomas Moore anzudeuten, jedenfalls geschah es zu meinem Glück, denn die lange Schweigsame bekannte sich zu dessen Verehrerinnen. Sie äußerte sich vorsichtig und bescheiden, Kenntnisse weit mehr verrathend, als aussprechend. Gegen das Ende des Stücks schenkte sie meinen Worten etwas wärmere Theilnahme. Mir schien, als überrasche sie der Schluß des matten Lustspieles, der mir freilich plötzlich ein bis dahin unbekanntes Schmerzgefühl, Folge der Rücksicht auf die jetzt nothwendige nahe Trennung erregte. Ich hätte so-

gern mit dem Abschiede gezögert, aber meine gesellige Sicherheit, jener Muth in unerwarteten Verhältnissen, woran es mir niemals gebrach, all' diese Früchte reicher Erfahrung standen mir nicht mehr zu Gebote; eh ich's dachte, hatte ich mich, über den Eintritt des Dieners, der den Gebieterinnen die Mäntel brachte, erschrocken, ziemlich linkisch empfohlen, — an der Logenthür glaubte ich zu bemerken, daß die Unwiderstehliche mir einen vielsagenden, aber wehmüthigen Blick nachsandte. Auf der Straße angelangt, schalt ich mich selbst ob meiner Ungeschicklichkeit. Ich fragte einige Theaterbeamte nach dem Namen, den ich so gern erfahren hätte, aber vergeblich, und wandelte seltsam aufgeregt, und bekümmert nach meinem Gasthofe. Wie groß war aber des andern Tages mein Erstaunen, als der Kellner mir verrieth, ein herrschaftlicher Diener sei mir nachgeschlichen, und habe um meinen Namen Erkundigung eingezogen. Die Wahrheit seiner Aussage ward heute bestätiget, als ich ein anonymes Briefchen von Frauenhand geschrieben erhielt, worin ich auf ein völliges Stelldichein auf diesen Abend bestellt werde. Ein Jokey solle mich am neuen Markte erwarten, und geleiten. Zuerst wollte ich an meiner neuen Bekanntschaft bereits irre werden, doch bin ich zu vorsichtig, um nach dem ersten Scheine zu verurtheilen, und bin außerdem durch einige Stellen des Briefes zu dem Entschlusse bewogen, hinzugehen. „Lassen Sie sich nicht durch den Schein abschrecken, wird mir darin gesagt, als winke Ihnen ein gewöhnliches Abentheuer. Im Gegentheil haben Sie es mit Frauen von Ehre zu thun, welche neulich im Theater Sie zwar zum erstenmale sahen, Sie jedoch als edel und

vorurtheilsfrei kennen, und von Ihnen einen Dienst erwarten, der Ihrem Herzen zur Freude gereichen wird.“ Wer kann da widerstehen! Das Verlangen meine theure Unbekannte wiederzusehn ist mächtiger als jede Bedenklichkeit, und zwingt mich zu gehorchen. Ich vermuthe aber, daß von diesem Wiedersehen das Loos meines Lebens abhängt; ich liebe, und liebe zum erstenmale; sollte es fruchtlos geschehn, so will ich von Regungen des Seelenlebens, welche, wie ich jetzt fühle, um so heftiger sich geltend machen, je später sie ihr Recht fordern, nie mehr etwas wissen.“ —

„Das sagt Jeder, bemerkte Emil, der mit einiger Zerstreuung zugehört hatte. Die Liebe ist kein Scharlachfieber, das man mit einem Male beseitiget, sie schleicht sich in allzuverschiedenen Gestalten in die Seele. Uebrigens wünsche ich Dir Glück, und zweifle nicht, daß Du leichter als ich einer Täuschung zu entgehen wissen wirst. Wann sehen wir uns wieder, Freund?“ —

„Morgen gewiß. Und bis dahin keine Uebereilung, Emil, ich bitte Dich darum, um Deines Wohles willen.“ —

„Hüte Dich selbst davor, lieber Warner. Jedenfalls laß uns aufrichtig gegen einander bleiben.“ —

Philibert bekräftigte dies mit einer herzlichen Umarmung, und schied. Es war Abend geworden. In den Straßen wogten zahllose fröhliche Menschenmassen, die den in tausendfachem Lampenglanze sich entfaltenden Christmarkt zu bewundern einander drängten. Schmerzbewegt blickte Emil hinab; der Gedanke an Felix verdrängte für einen Augenblick den an Alma. Ein Blick auf deren heutiges Briefchen entzündete gleich darauf wieder die gefähr-

liche Leidenschaft, es litt ihn nicht mehr im Zimmer. Hinab in das wogende Gedränge eilte er, willenlos den wandelnden glücklichen Menschen folgend, welche des Lebens Druck über dem fröhlichen Bilde, das sie umgab, vergaßen. Durch Straßen und Plätze war er schnell geschritten, um sich, wider Vermuthen vor dem Hause des Prinzen Constantin zu finden, dessen Fenster hellerleuchtet herabblickten. Es rollten Wagen vor den Eingang, aus denen leichte, feenhafte Gestalten heraushüpften, mit Kichern und Geschwätz die Treppe hinaufhüpften, und bald eine schaulustige Menge auf der Straße versammelten. Das wunderliche Künstlerfest war Gegenstand der Volksunterhaltung; die Idee ward von dem Einen als ein schönes Zeichen fürstlicher Großmuth gelobt, von dem Andern als Eitelkeitsregung und Uebermuth eines verrückten Verschwenders bekrittelt, wobei indessen die meisten darin übereinkamen, der Prinz wolle nicht sowohl den Jüngern der Kunst einen frohen Abend bereiten, als sie vielmehr zu Zeugen seiner heutigen Verlobung mit Alma Lefèvre machen. Für Emil waren dergleichen Muthmaßungen, so lächerlich er sie fand, martervoll anzuhören; bitterer Groll regte sich in seiner Brust, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, den Ort seiner Qual zu meiden. Plötzlich erblickte er unter den ins Haus gehenden Leuten einen Musikanten, der ihm näher bekannt und zu Dank verpflichtet, durch seine Erscheinung einen abentheuerlichen Einfall hervorrief. Er winkte den Alten in eine dunkle Ecke, und entfernte sich dann mit ihm; nach einer Viertelstunde erschien er an seiner Seite als Musikant verkleidet, in einem Aufzuge, der den wohlhabenden Gutsherrn

nicht vermuthen ließ, und schlich von dem pfiffig lächelnden Alten geleitet, die breiten stolzen Treppen des prinzlichen Wohnhauses hinauf nach dem Zimmer, worin das Orchester den Befehl zur Eröffnung des Balls erwartete. In dem anstoßenden offenen Saale war eine große Weihnachtsbescheerung ausgebreitet, welche um einen hohen mit unzählbaren Kerzen besteckten Baum geschmackvoll geordnet, den Eindruck einer Kunstausstellung gewährte; denn in der That vereinten sich hier die neuesten Erzeugnisse der Kunst, der Mode und des Aufwands. Auf lauter einzelnen Tischchen über welchen Namen aus Blumen geflochten, die einzelnen zu beschenkenden Personen bekannt machten, glänzten hundert kleine Gegenstände, Mittel des Zeitvertreibs und des Genusses, so daß man sich versucht fühlen konnte, das Ganze für einen Jahrmarkt zu halten. Leicht blieb es dabei, zu erkennen, wem die Gunst des Freigebigen am reichlichsten zuströme, denn unter dem Namen „Alma" blitzte und schimmerte so Manches, was den Neid der Nachbarn erregen mußte. Endlich langte der Befehl an das Orchester, eine Fanfare zu blasen, die Hauptthüren des Saales thaten sich auf, an des Prinzen Arme schwebte Alma herein, blühender und im Widerscheine heiterer Lust reizender als Emil sie jemals gesehen haben wollte, hinter ihnen ein lautes fröhliches Völkchen, in Paare geordnet, zum Theil durch Talent weltberühmte Leute, zum Theil ihrer lieblichen Erscheinung wegen überall willkommen. Von dem Lärm des Beifalls und freudiger Ueberraschung, den so mancher gute auch wohl überdreiste Einfall des Gebers erzeugte, ward die Symphonie übertönt. Alma betrachtete die ihr

gewidmeten Gaben lächelnd und schweigend, nur aus dem Blicke mit welchem sie zum Prinzen trat, und ihm die Hand reichte, ließ sich für den scharfsichtigen Emil mehr, als für seine Ruhe günstig war, entnehmen. Die Bescheerungsfeierlichkeit war vorüber, Dienerschaft eilte herbei, und binnen geringer Zeit war der Saal geräumt, und zum Ball einladend hergestellt, wozu sich sofort die lebenslustige Gesellschaft bereit zeigte. Viele Kunstfreunde hatten sich zu dem Feste eingefunden, Mitglieder der ersten Familien des Reiches brachten gefeierten Töchtern Thaliens und Euterpens ihre Huldigungen dar, und bald war die Lustbarkeit im Gange, oder vielmehr im Fluge, den die leidenschaftlichen Rhythmen der Wiener Walzer immer leichter beschwingten. Emil schlich sich, glücklich unbemerkt geblieben zu sein, fort. Gezwungen, den Weg durch ein leeres Vorzimmer zu nehmen, das zum Büffet eingerichtet worden, berührten Laute einer bekannten Stimme sein Ohr; aus einem anstoßenden Kabinette, einer Frühlingslaube mitten im härtesten Winter, drangen sie, nur Einzelnes blieb dem Vorübergehenden vernehmbar: „Prinz, ich kann heute noch nicht Ihren Antrag beantworten, ich kann es noch nicht, gewiß nicht, Sie überraschen mich,“ — — — diese Worte klangen noch furchtbar in Emil's Ohre nach, als er schon auf der untersten Treppe sich befand. Hier hielt den Träumenden ein Jokei auf, in welchem er den der Blink, einen Neuling erkannte, verstohlen sich umsehend, wie etwas suchend:

„Guter Freund, es giebt ein Trinkgeld zu verdienen. Dies Billet muß baldigst dem Fräulein Alma Lefèvre zu-

gestellt werden, aber heimlich, hört er, heimlich! hier, nehm' er, mach' er es geschickt, adieu!"

Fort war der Bursche; mechanisch mit dem Kopfe nickend hatte Emil das Briefchen genommen; daß er des an seinem Arme baumelnden Fagottes halber für einen Musikanten gehalten werden mußte, war ihm selbst entfallen; es ward ihm schwer, sich nicht zu verrathen, denn in ihm tobte die unbezähmbare Gluth der Eifersucht, da rissen ihn herabkommende Personen aus der Bewußtlosigkeit. Auf der kalten, leeren Straße stand er nun und las bei dem Scheine einer Laterne die Ueberschrift: „à Mademoiselle Alma Lefèvre, en ville" die Hand der Blink war unverkennbar, der Zettel rollte zwischen seinen Fingern hin und her, wie zufällig entfaltete er sich, der übereilten Handlung sich schämend, und doch von den wüthenden Furien der Rache gepeinigt; unstät flog sein Blick über folgende Zeilen:

„Vorsicht, meine kluge Nichte, nur heute keine Uebereilung! der Prinz wird heute alle Minen springen lassen, und so welterfahren Du bist, kenne ich Dich doch als sehr eitel. Darum schicke ich Dir jetzt noch meine Warnung. Wenn der Prinz mit Dir eine sogenannte bürgerliche Ehe schließt, wie zweifelhaft, wenn auch blendend ist dann Dein ferneres Schicksal! Der Hauptzweck war ja bisher, durch seine Nähe Deinen treuesten Anbeter zu einer entscheidenden Erklärung zu bringen. Dies ist gelungen. Das Loos was dieser Dir bietet, ist ein sichres, ehrenvolles, und seine Ehescheidung soll ungestört erfolgen, darauf verlasse Dich. Ich bin von Sophiens Zutrauen zu mir fest überzeugt, und habe für Dich auf's Umsichtigste ge=

sorgt. Ihre Liebe zu dem Gemahl ist erschüttert, ihre Phantasie ist auf's Neue beschäftigt, Dein Triumph erfolgt gewiß. Noch einmal, sei so freundlich gegen den Prinzen, als Du willst, aber nimm den treuen, gutmüthigen Seladon, der Dich selbst, wenn Du dies als Bedingung Deiner Hand aufstellst, noch weiter Komödie spielen läßt. Eiligst, (denn ich habe diesen Abend noch ein wichtiges Werk zu vollführen) aber getreulichst

Ida Blink.

Der Seelenzustand, in welchem der durch vorüberjauchzende Menschen auf den seltsamen Aufenthaltsort aufmerksam gewordene Emil durch die Straßen schlich, gränzte an Betäubung, an Zerknirschung. Ein Spielball schlauer Ränke, nicht geliebt, nicht einmal geachtet, solche Demüthigung der Lohn für eine That, die sich jetzt in der Gestalt des Verbrechens vor ihm erhob, — sein Blut rollte fieberhaft durch die Adern, mitten in dem schneidenden Nordwind ward ihm so heiß, so weh; — neben ihm war schnell ein Volksgetümmel entstanden, um so unerwarteter als Läden und Kauftische sich längst verfinstert hatten, und Jeder eiligen Schrittes die warme Behausung suchte, — es sei ein Kind übergefahren worden, erzählten sich Leute; vor dem Ohre des unglücklichen Mannes glitt Alles, was sie sprachen, ohne seine Theilnahme zu erregen, vorüber. Er suchte in dumpfem Sinnen verloren sein einsames Zimmer auf. Wie anders war Alles noch vor einem Jahre, wie jubelte da Felix auf seinem Schooß über die bunten Bilder, welche die Mutter vor ihm aufrollte. Vorüber, sagte er leise zu sich selbst, vorüber ihr Spukgestalten, ich bin einsam, elend, verachte Dich selbst, Emil!" —

Jetzt klopfte es ängstlich an seine Thür; bei dem Scheine einer kleinen Laterne trat hastig Regina in's dunkle Zimmer; weinend sagte sie: „ach, gnädiger Herr, kommen Sie doch schnell zu uns, Felix stirbt; kommen Sie sogleich, die gnädige Frau läßt Sie beschwören —"

„Ich komme," rief Emil, und flog schneller, als die Wärterin ihm folgen konnte, nach Sophiens Wohnung. Im Vorflur schon vernahm er ihr lautes Weinen, er trat hastig in das Zimmer, da lag die verzweifelnde Mutter mit fliegendem Haar auf den Knieen vor dem Bette, worauf Felix ausgestreckt, todesbleich, mit blutendem Haupte erblickt ward. Ein Dienstmädchen, das noch um das Kind beschäftigt war, rief ihm entgegen: „Einen Wundarzt, um Gotteswillen, er verblutet sich!

Sophie wandte sich: „Emil, erbarme Dich, Dein Kind stirbt, es ist übergefahren worden." — „Ich bringe einen, sagte jetzt die eintretende Regina, an Ihrem Hause gnädiger Herr, kam eben als sie fort waren, der Herr, den ich heute Nachmittag bei Ihnen gesehen habe, vorüber, er erkannte mich, und fragte, warum ich weine, da erzählte ich, — da sagte er, — er legt schon draußen den Mantel ab —"

Die Thür öffnete sich, Philibert trat ins Zimmer, Sophie flog auf ihn zu, jetzt fiel ihr Blick auf sein Gesicht, — mit einem heftigen Schrei stürzte sie zu Boden. Philibert's Mienen hatten sich wie von einer starken Gemüthsbewegung heftig verzogen, doch faßte er sich sogleich, gab der Zofe ein kleines Belebungsmittel für die Ohnmächtige, die von Emil in das Seitenzimmer getra=

gen wurde, und trat dann zu Felix, um die Kopfwunde aufmerksam zu untersuchen.

Regina gesellte sich zu ihm, und berichtete: „Als ich den Kleinen aus der Gesellschaft holen wollte, war es schon dunkel; die gnädige Frau hatte ihren Wagen befohlen, weil sie doch zu der Frau Räthin Blink fahren wollten, ich dachte aber, es ist besser, daß ich nicht warte, bis der Wagen zurückkommt, denn Felix wird schläfrig, wenn acht Uhr vorüber. Die kleine Strecke wird er wohl zu Fuße gehn; so sagte ich denn der gnädigen Frau kein Wort, sie hatte, schien es, den ganzen Abend so viel zu denken, daß ich gar nicht wagte sie anzureden, und so hatte sie nach Felix zu fragen vergessen. Ich hole auch den Kleinen ab, der lustig mit seinem Pfefferkuchen neben mir herspringt, — da kömmt plötzlich ein Wagen um die Ecke, schleudert das Kind auf die Seite, und rollt weiter; die Leute liefen auf mein Geschrei zusammen, sie sagten, es sei der Wagen von der Schauspielerin Lefèvre gewesen, schimpften, und schrieen dem Kutscher nach, doch der war über alle Berge, und ich brachte mit zweier Träger Hülfe das blutende Kind nach Hause. Ach, Herr Doctor, wenn es doch leben bliebe, ich finde sonst keinen Frieden mehr auf der Welt.“ —

Philibert aber schwieg, und legte sorgfältig einen Verband um des Knaben Stirn. Emil kam von Sophien zurück.

„Sie erholt sich schon, es wird wohl vorübergehn. Aber, Freund, wie steht es um mein Kind? Aufrichtig, werde ich's verlieren? Sprich!“

„Diesmal kommst Du mit dem Schrecken davon; die Weiber hätten ihre Verzweiflung sparen können; und lieber verständig gleich selbst einschreiten, er wird sich bald erholen. Es scheint mir nur eine leichte Quetschung zu sein, das Wagenrad hat ihn sicher nicht berührt.“ —

Hier machte Felix eine leichte Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, und flüsterte: „Regina, bitte, bitte um Wasser.“

„Wie ich voraussah, sagte Philibert, war das Ganze nur eine Betäubung, das Kind wird vielleicht morgen schon wiederhergestellt sein.“

Emil blickte zum Himmel auf; die schmerzbewegten Züge wurden durch ein Lächeln des Dankes verklärt. Regina jubelte, und flog in Sophiens Zimmer, ihr die frohe Botschaft mitzutheilen. Philibert schrieb schnell noch ein Arzneimittel auf, packte sein wundärztliches Besteck zusammen, und sagte mit innerer Bewegung zu Emil, ihm die Hand reichend, „Leb' wohl, ich verlasse diese Stadt morgen, wir sehen uns schwerlich jemals wieder. Leb' wohl.“

Er winkte dem Ueberraschten zu schweigen, trocknete eine Thräne, und verließ das Zimmer; Emil wollte folgen, und unterließ es nur auf einen ungemein ernsten, bittenden Blick des Freundes, das Unbegreifliche ertragend. Allein mit dem Knaben, schaute er erst um sich; er befand sich in Sophiens kleinem, freundlichen Wohngemach. Da standen alle die niedlichen Geräthschaften, die er ihrem Wunsche abgelauscht, an Geburtstagen ihr geschenkt hatte. Da hing sein eignes Bild, und sah mit fröhlichen, lebensmuthigen Zügen ihn fast strafend an. Auf dem Schreibtische lag ihr Tagebuch offen, daneben die Feder,

sie mußte durch das betrübende Ereigniß über dem Schreiben gestört worden sein.

Regina kam, um nach Felix zu sehen, der ruhig eingeschlafen war, und berichtete: Sophie noch äußerst schwach, liege drin auf dem Ruhebette, und weine viel.

„Bleibe bei ihr, befahl Emil, ich werde bei dem Kinde wachen."

Die Todtenstille, die ihn nun umgab, nur durch das leise regelmäßige Athmen des Schlafenden unterbrochen, die wohlbekannte, heimische Umgebung, Alles wirkte wohlthätig beschwichtigend auf sein Gemüth. Die Nähe versöhnender Geister schien fühlbar. Unwiderstehlich zog es ihn zu Sophiens Tagebuch, in ihrem Herzen zu lesen, in dem Herzen, das ihm einst gehört und er grausam von sich gestoßen hatte. Prophetisch mahnte ihn eine innere Stimme, hier würden Räthsel sich lösen in harmonischer Klarheit, hier werde ein Quell des Friedens sich erschließen, dem Verschmachtenden Labung zu bieten.

Er schlug das Buch auf und las:

Den 5. November.

Wie unglücklich bin ich! Emil's Herz ist mir völlig abgewendet; die Schauspielerin ist sein böser Dämon, und er ist zu weich, zu ehrlich, um ihre Falschheit nur ahnen zu können; sie begegneten mir Beide, als ich aus dem Park zurückkam; als unsere Wagen durch das Gedränge genöthigt waren, einen Augenblick neben einander zu halten, wie höhnisch, triumphirend blickte die Lieblose auf mich, während Emil nicht den Muth hatte, mich anzusehn; Felix fragte mich, warum denn der Vater mit der fremden Dame und nicht mit mir fahre; ich drückte das

Kind an mein blutendes Herz, und hatte Mühe, ihm meine Thränen zu verbergen.

Den 7. November.

Worin habe ich denn gegen Dich gefehlt, womit Deine Liebe verscherzt, daß Du Dich binnen wenig Monaten gänzlich umwandeln, mich als eine Fremde behandeln kannst? Ich frage mein Gewissen täglich, was ich zu bereuen habe, was ich ablegen oder mir aneignen müsse, um Dir wieder zu gefallen. Wo aber fang' ich's an, Dir wieder beizukommen, ein Gespenst steht zwischen Dir und mir, ein Gaukelbild, das Dein Auge geblendet, und Deinen klaren Sinn befangen hat, daß Du mich nicht sehest. O Gott, ich habe bisher nie das Gefühl des Hasses gekannt, o, gieb mir Kraft, daß ich's auch jetzt überwinde, daß ich auf sie, die mein Leben vergiftet, nicht Tod und Verderben herabbeschwöre, daß ich mein schreckliches Loos mit Ergebung und Geduld ertrage.

Felix spielt mit seinem Lieblingspferdchen, das der Vater ihm am letzten Geburtstage kaufte, er spornt es und ruft: Mutter, wir reisen zum Vater! — Wie soll ich das verlassene Kind ohne Dich erziehen, Emil, oder willst Du es mir nehmen, daß ich ganz vereinsamt dem Grabe zuwanken soll. Nein, mein Felix, Du bleibst bei mir, nicht wahr, Felix — ich will Dich schützen, wie die Löwin ihre Jungen, kein heuchlerischer Kuß soll Dein zartes Gemüth vergiften, ich will Dich der Schule der Verbrechen fern halten, bis mein Auge bricht.

Den 30. November. Nachts.

....Ich weiß, sie hat Dich auf heute Abend eingeladen, Dich allein; Du bist selig und hoffnungstrunken. Nein, Du hast mich nie verstanden, nie geliebt! So könntest Du mich sonst nicht behandeln, so gleichgiltig, so verächtlich, und siehst doch mein vom Weinen müdes Auge. Ich lese im ersten Corintherbriefe: „Die Liebe trägt Alles, glaubet, hoffet, duldet Alles." Wie aber gewönne ich Kraft zu ertragen und zu dulden, was Du mir zufügst? Was darf ich glauben, als daß Gott mich strafwürdig befunden, was hoffen, als Trost jenseits des Grabes? Der Sturm tobt draußen, und jagt die blassen Wolken wie Geistergestalten am Monde vorüber; die Straße ist menschenleer, die Natur ahnt den Winter, der dem Herbste die Herrschaft abringt. In meiner Brust auch ist es Winter geworden, und die Religion selbst sendet keinen wärmenden Sonnenstrahl, nur ein falbes, mitleidiges Mondlicht in die Nacht meines Geistes.

Den 10. December.

Also, Du willst Dich scheiden lassen, Dich auf ewig von mir trennen! Die Blink hat es mir verrathen, ich danke ihr für die schreckliche Gewißheit. Sie ist doch, so weltlich ihr Sinn sein mag, mitleidig, sie hört theilnehmend meine Klagen an, wem denn sollte ich hier sonst mein Herz entdecken, meine Qual vertrauen! Sie schilt auf Alma, und nennt sie falsch, und unzuverlässig; sie mag wohl Recht haben. Armer Emil! Du saugst das Gift des süßen Sirenengesanges sehnsüchtig ein, bis Dich Berauschten das kalte Wellengrab umfangen wird. O, wä-

rest Du gestorben, ich könnte Dein Loos selig preisen, ich hätte nur über mich und mein Kind, die Verlassenen, zu weinen. Nun aber muß ich, wenn ich den Blick von unserem Jammer abwende, für Dein Seelenheil beten, daß Du nicht für die Ewigkeit verloren gehest, wie Du es mir auf Erden bist.

Die Blink war hier, mir Trost zuzusprechen. Sie beredete mich, mit ihr heute das Theater zu besuchen; fast reut mich die Zusage, und doch fühle ich, daß ich bei dem Grübeln über meinem Unglücke immer hinfälliger werde; ich will es versuchen, mich zu zerstreuen, ich will mich bemühen, mich meinem Kinde zu erhalten — — Gott, wie fürchte ich mich, vor den Augen der Leute zu erscheinen, vor lauter Augen, die mich neugierig, nicht theilnehmend betrachten.

Nachts.

Was hab' ich erlebt! wie wunderbar verändert ist mein Gemüth! Wer mag er sein, der fremde Mann, den ich gesprochen, dessen Worte mich so sonderbar bewegt haben? Ich fühlte mich geheimnißvoll ergriffen, schon als ich ihn zuerst ansah, ich verbot mir selbst, es zu wiederholen, und that es doch unwillkührlich. Heiliger Gott, ist es denn möglich, daß in die äußere Erscheinung eines Menschen ein so mächtiger Zauber gelegt sein kann; ich vergaß mein eignes Leid, wenn ich ihn anblickte; welcher Ernst und welche Milde lag in seinem großen, offnen Auge! Männliche Würde, und doch durch Anmuth von allem Schein der Selbstsucht befreit, athmete jedes Wort, das er sprach; ich hätte ihm Tagelang zuhören können, so un-

verkennbar äußerte sich der Geist höherer Bildung in seiner Rede. Ich Thörin, daß ich als er die Loge verlassen hatte, der guten Blink, welche an jedes Erlebniß den Maaßstab des Alltäglichen zu legen sich nicht abgewöhnt, verrieth, wie heftig mich die Erscheinung dieses Mannes überrascht habe. Sie redete so viel ungehöriges Zeug, sie lächelte so bedeutsam als ich Unbesonnene ausgeredet, wahrhaftig, wenn ich es mir ins Gedächtniß rufe, ich könnte ihr gram werden. Mich durchschauert der Frost der Gewissensfurcht dabei, denn es klang wie die Stimme des Versuchers in der Wüste. O Himmel, hilf mir dies Bild aus meiner Erinnerung verwischen, ich darf daran nicht denken, das Leiden hat meinen Geist zu sehr entkräftet, als daß er einer solchen Uebermacht widerstehen könnte.

Den 22. December.

Heute ist's geschehn. Emil hat dies Haus verlassen, und mir angezeigt, daß er unsre Trennung für nothwendig finde. Nothwendig! Wie liebt es doch die Schwäche, sich hinter der Schutzwehr äußeren Zwanges, unabänderlicher Fügung zu verbergen. Wenn sein Gewissen ihn entschuldigt, so darf ich nicht seine Richterin sein. — Seltsam! wenn ich an Emil denke, verwandelt sich immer sein Gesicht in das des gestrigen räthselhaften Fremden. — —

Abends.

Die Blink hat doch eine angeborene Freude an kleinen Intriguen. Wie konnte ich daran denken, daß meine wenigen hingeworfenen Worte sie bewegen würden, den Namen des Fremden zu erforschen. Ach, Namen tödten

so Vieles, was kein Wort zu bezeichnen versuchen sollte. Philibert! Wie oft hat Emil mir diesen Namen mit Verehrung genannt! er mag dieselbe gewiß verdienen. Hätte er meine Lage gekannt, gewiß hätte er dagegen sich nicht gleichgiltig bezeigt. Ob er nur seinen Freund hier aufgesucht haben mag? Billigen würde er dessen Schritte nicht, doch, was hülfe es, jetzt wäre es doch zu spät.

Den 23. December.

Dies war ein schwerer Kampf! Unrecht hat die redselige Frau gewiß nicht, wenn sie behauptet, Philibert, der immer auf Emil großen Einfluß geübt, müsse in mein Interesse gezogen werden, er werde gewiß, sobald er Emil's Handlungsweise vollständig kenne, dieselbe mißbilligen. Sein Gesicht trägt ja den Ausdruck des herrlichsten Seelenadels. Sie mag es ganz gut dabei meinen, aber ich wage den Schritt nicht zu thun, eine innere Stimme flüstert mir zu, für mich sei Gefahr dabei, ihn wiederzusehn. Und dennoch sähe ich ihn gern noch einmal, nur noch ein einziges Mal.

Nachts.

Kindische Furcht! Ich will's ihr gestatten, uns in ihrem Hause noch einmal zusammenzuführen, Philibert und mich, die wir uns ja, ehe wir uns kannten in gleicher Gesinnung gegen einen Dritten begegnet sind. Gewiß, das Weib ist nicht schwach, wo es die Rettung des Theuersten gilt, und meinem Felix bin ich schuldig, jeden Versuch zu wagen, ihm den Vater zu retten. Was ist auch viel an einer flüchtigen Aufwallung, an einem viel=

leicht zufälligen Wohlgefallen. Was ich von einem magnetischen Rapport gelesen, was Goethe in den Wahlverwandtschaften von Naturkräften sagt, die dem menschlichen Willen nicht unterthan sind, verträgt sich nicht mit dem Begriffe der Liebe Gottes, die wenn auch sie des Menschen Geschick vorhersieht, ihm doch die Freiheit ließ dies zu bestimmen.

Den 24. December. Früh 10 Uhr.

Eine heftige Angst befällt mich. Sie hat es dennoch gewagt, die Verwegene, und ich hatte es ihr doch noch nicht ausdrücklich erlaubt. Diesen Abend schon soll ich ihn wiedersehn, — ich zittere; — ob er kommen wird? — o Gott, ich fürchte, daß er kommen wird, das Bild bejaht es, das vor meiner Seele steht, — wie soll ich mit Fassung zu ihm reden, — — — die Blink kommt mir fürchterlich vor, sie ist das Organ einer dunklen Macht, die mich beherrscht — — —

Nachmittags.

Felix soll zur Oberhofmarschallin; so ist's gut; ich bedarf Ruhe, mich zu der verhängnißvollen Unterredung zu sammeln. Emil muß gerettet werden aus den Schlingen, denen er sich nicht mehr selbst entziehen kann, und Philibert wird es auch wollen; sein Auge sagte mir, daß er könne, was er einmal wolle.

Abends 8 Uhr.

Ich bin allein. Der Wagen wartet; Mantel und Hut liegen bereit, — ich kann nicht mehr zurück, — o Gott der Gnade, wenn es eine geistige Untreue giebt, wenn ich ihre Regung nicht mit Festigkeit bekämpft habe, so ver-

zeihe mir; ich will mich dafür strafen, indem ich ihr Trotz biete. Dein Arm führe mich, daß ich in keine Sünde willige, und sei es auch nur ein nie zur That reifender Gedanke — — — — jetzt belüge ich mich nicht mehr, ich bin wieder mein. — — —

Hier schlossen die zuletzt immer undeutlicher werdenden Zeilen. Bleich und ernst erhob sich Emil, und trat an des Sohnes Lager. Ein himmlischer Friede war über des Kindes Züge gebreitet, und umfing das Gemüth, das längst seiner bedürftig, ihn selbst verscherzt zu haben, sich jetzt Schuld gab. Gefaßt, beruhigt öffnete Emil Sophiens Schlafzimmer, und schlich leise an ihr Bett, — sie schien unruhig zu träumen, er winkte dem Dienstmädchen, sich zu entfernen, vorsichtig nannte er den Namen der Schlafenden. Sie schrak leicht zusammen, und sprach mild:

„Endlich Du bei mir, mein Emil; ich danke Dir, — wie geht es Felix?"

„Gut, liebe Sophie, und Dir?"

„Mir ist leichter, als seit vielen Wochen, ganz als wäre ich von einer schweren Krankheit genesen."

„Wir waren wohl beide recht krank." —

Hier erscholl die Stimme von Felix, welcher die Mutter rief; hastig sprang sie auf, sie eilten zu dem Kinde, das erwacht war, und in der ungewöhnlichen Umgebung sich zu fürchten begann; freudig streckte es den Eltern beide Händchen entgegen.

„Nicht wahr, Du bleibst bei mir, Mutter, fragte er?"

„Gewiß, mein kleiner Engel.“

„Und der Vater bleibt jetzt auch hier, nicht wahr?“

Die Blicke der Gatten ruhten mit unendlichem Ausdrucke auf einander. Emil schloß Sophie in seine Arme, und flüsterte ihr zu: „Kannst Du verzeihen?“ — Sie schloß ihm den Mund mit einem Kusse. — „So wollen wir denn morgen nach dem Erzgebirge zurückreisen.“

Die Uhr verkündete Mitternacht, und die Glocken des Domes läuteten das Christfest ein.

VIII.

Hegel und die christliche Freiheit.

Von F. A. Maercker.

Völkerfreiheit.

Völkerfreiheit, was sagt sie? daß selbst sich jeder beherrsche,
Daß mit Kopf und Hand jeder für alle bereit:
Und leer bleibt der Name, so lang du noch scheuest der Freiheit
Arbeit und Last; frei ist, wer nicht des Knechtes bedarf.
Unterwirf dich dir selbst, und unterwirf dich dem Ganzen,
Frei und Mann, und du bist würdig der Herrscher zu sein.
Wohl jagt mancher danach und es schrein nach Freiheit die Völker,
Aber das Sclavenjoch nimmt von der Schlaffheit kein Gott.

Einleitung.

Aus Knechten Rom's sind wir Freie geworden, Luther ist es, dessen unbeugsamem Heldenmuth wir das Geschenk der Freiheit verdanken, die augsburgische Confession aber ist der erste Akt dieser Freiheit, als eines Gesammtwerkes, sie wurde die Grundlage des nun im Geiste der Freiheit aufzuführenden, mächtigen Baues, der selbst St. Peters-Kuppel durch seinen Glanz überragen sollte. Denn wie dieser auf den Erpressungen, dem Schweiß und Blute in Knechtschaft und Dumpfheit versunkener Völker, gegrün-

det war, wie ihm ihre Verwünschungen folgten, da sie ihres elenden Looses inne wurden, so sollte der herrliche Dom, den all die kühnen Geister der neuen Zeit ausführten, auf den ewigen Grundpfeilern der göttlichen Freiheit ruhn; wer in ihn träte, wer sich gar seinen Meistern anschlösse, den sollte die freieste Bewegung seines nur Gott ergebenen Herzens dazu aufgerufen haben. Das sind die Puncte, die wir uns zunächst ins Gedächtniß zu rufen haben, wenn wir uns der im Jahre 1830 wiederholten Säkularfeier der augsburgischen Confession erinnern wollen. Welcher Freiheit aber die Kirchenverbesserung Luthers galt, und daß sie nicht eine bloße Befreiung von äußeren Fesseln einer Staats- oder Kriegsgewalt war, nicht eine solche wie Arminius, wie Blücher sie den Deutschen gebracht, von lastender Fremdherrschaft, sondern die wahre, die göttliche Freiheit, wie sie allein des Menschen würdig ist: das zeigen im reichsten Ueberfluß all die schönen Werke, deren Urheberin sie nun seit drei Jahrhunderten geworden, es zeigt es das Werk der Befreiung, welches sie noch täglich in jedem vollbringt, der dieser hohen Aufgabe sich gewachsen fühlt. Die freilich, welche ihrer nicht zu gebrauchen wissen, welche niedrigen Sinnes sich nur zu beugen trachten, unter eine bestehende Macht, die nur in den Grabgewölben versunkener Zeiten wühlen, und uns nur immer wieder rühmen können das glanzvolle Sonst, die wagen alle Anstrengungen der Geister für die Freiheit zu verketzern und meinen wohl gar, Luther habe mit roher Faust in einen Bau geschlagen, in ein Kunstwerk, dessen Größe sein ungebildeter, beengter Geist nicht erkannt, die träumen noch immer von einer Vereinigung mit Rom,

von einem neuen Flicken auf ein altes Kleid, und möchten wohl endlich unseren Herrn und Heiland schelten, daß er nicht mit dem Judenthum auf irgend eine Weise einen Pakt geschlossen, als ob es nicht auch treffliche Juden gegeben, die der Herr ja selbst rühmt, und als ob man nicht auch unter der Herrschaft der Hohenpriester habe sich in reinem Gemüthe zu Gott erheben können. War das nicht auch ein herrlicher, kunstvoller Bau, der da zu Grunde ging, und muß nicht alles sinken, wie weiland das deutsche Reich, wenn sich das Neue Bahn bricht und die Stelle des Alten einzunehmen vom Schicksal bestimmt ist? — So wird der Wille des Herrn vollendet.

Sind wir nun aber zuchtlos geworden durch die Freiheit und ist die Reformation die Quelle dieser Zuchtlosigkeit? Hört man ihre Ankläger, ihre falschen und verkappten Freunde, so möchte man sie in der That dafür halten; indeß wie thöricht sie sind, wie sie kaum in die Vorhalle, kaum auf die Schwelle des Denkens traten, erkennst du leicht, wenn du sie Freiheit und Anarchie verwechseln siehst, wenn sie mit Eifer, als hätten sie wirklich etwas gesagt, aussprechen, ein Gebäude könne nicht bestehen, wo man für den objektiven Inhalt die Zustimmung der subjektiven Ueberzeugung verlange: Blinder Glaube, das ist ihr Wahlspruch, Rom's Macht zu binden und zu lösen, ihr Panier, sein Kirchenbann das Höchste, was sie für Zucht des Geistes sich überhaupt vorstellen können.

„Die christliche Freiheit ist nicht eine solche Freiheit, daß die Schafe nun mögen ohne Huth und Hüther in der Irre laufen von ihrem Hirten, wie sie wollen,“ und

„christliche Freiheit ist göttliche Ordnung, die Gott selber eingesetzt," das sind Luthers Worte über dieselbe, so wie die eines jeden, der sie recht erkannt und der den tiefen Sinn der Worte erfaßt: „den Gerechten ist kein Gesetz gegeben." Aber, sagt Luther an einer anderen Stelle, „wenig sind ihr, die da wissen, was recht christliche Freiheit sei. Der meiste Hause zeigt's heraus auf den Leib" u. s. w.

Nichts dürfte geeigneter sein, uns auf den wahren Standpunct der christlichen Freiheit, wie wir ihn jener herrlichsten Entwicklungsepoche deutschen Geistes danken, zu stellen, als eine akademische Rede, welche Hegel bei der dritten Säcularfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession im Jahre 1830 in lateinischer Sprache gehalten, und von der am hiesigen Ort eine deutsche Uebertragung zu geben, wir inmitten der neuerweckten religiösen und confessionellen Wirren unserer Zeit für angemessen und ersprießlich halten.

Ehe wir indeß an die Rede selbst gehen, scheint es nöthig mit wenigen Worten des Hergangs derjenigen Thatsache uns zu erinnern, auf welcher als dem Bekenntniß der Protestanten vor Kaiser und Reich das Gebäude der neuen Lehre aufgeführt wurde. Zugleich wird daraus klar hervorgehen, daß jene Handlung nicht als Empörung zu bezeichnen, sondern daß sie rechtmäßig ausgeführt worden, von denen, welche durch ihre Stellung und durch Gott dazu berufen waren.

Karl V. hatte sich gegen das Jahr 1530 endlich mit dem Papst Clemens VII. versöhnt, welchen einige Jahre früher seine Heere in Rom selbst so hart bedrängt, und

hatte am 22. Febr. desselben Jahrs in Bologna die italienische Königskrone, und am 24. Februar, seinem Geburtstage die römische Kaiserkrone durch den Papst empfangen, eine Feierlichkeit, welche sich seitdem bei keinem Kaiser wiederholt. Da nun die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland bei der täglich sich mehrenden Zahl der Protestanten, dringende Abhülfe verlangten und der Kaiser auch die Hülfe des Reichs gegen die Türken in Anspruch nehmen mußte, schrieb er unter dem 21. Januar einen Reichstag nach Augsburg aus, der sich zum 8. April versammeln sollte, „um die Zwietracht im heiligen Glauben entstanden beizulegen und eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit zu hören;" später wurde der Anfang des Reichstages auf den 1. Mai bestimmt. Wichtig und bedeutsam schien für diese Gelegenheit die persönliche Anwesenheit aller protestantischen Fürsten, besonders aber die des Churfürsten Johannes des Beständigen, des Oberherrn Luthers, welcher Friedrich dem Weisen auf dem Throne Sachsens gefolgt war; und da man leicht voraussehen konnte, daß es auf eine Erklärung und Darlegung der neuen Lehre ankommen würde, wandte sich der Churfürst deshalb an Luther, Jonas, Pommer und Melanchthon, durch welche dann auch die sogenannten Torgauer Artikel verfaßt und jenem überreicht wurden. Die genannten Gottesgelehrten erhielten zugleich die Aufforderung, den Churfürsten nach Augsburg zu begleiten; dieselbe erging an Spalatin und Agricola. Außerdem befanden sich im Gefolge des Churfürsten dessen beide Kanzler Dr. Brink und Dr. Bayer, welchen auf dem Reichstage selbst das ehrenvolle Amt zufiel die

Confession vor dem Kaiser und den Ständen des Reichs vorzutragen. Unterwegs ward der Churfürst ernstlich besorgt um Luthers Wohl und Sicherheit, da der über ihn verhängte Bann noch nicht aufgehoben und er ließ ihn deshalb auf dem Schloß zu Coburg zurück, in der Wüsten oder in der Einöde, wie Luther seine Briefe von dorther überschreibt. Doch folgt er den Verhandlungen des Reichstages auf das eifrigste, sich und die Seinigen stärkend durch Gebet, die Zögernden antreibend, die Muthlosen aufrichtend, und alle beständig auf das Ziel hinweisend, daß wer etwas Neues im Namen Gottes unternommen, auch die Kraft haben müsse der Selbstständigkeit, welche alle Hindernisse vor sich niederstürzt, keine äußere Folge seiner wahrhaften Lehre scheut und seine Sache nur auf den Herrn wirft. Ohne Luther wäre auch in Augsburg das große Werk des öffentlichen Bekenntnisses nicht vollbracht worden. Denn gleich nach der Ankunft des Churfürsten am 2. Mai begannen die Zögerungen, Hemmnisse, und Schwierigkeiten aller Art, durch die Katholiken den Protestanten bereitet. Man hinderte ihre Prediger an der Verkündigung des Wortes, es bildeten sich Partheiungen, mit dem feindseligsten Charakter und immer noch ließ der Kaiser seine Ankunft erwarten. Aber die Protestanten säumten nicht, muthig erschienen sie unter den ersten, nicht die überwiegende Anzahl jener überaus glänzenden Fürstenversammlung, aber dennoch damals der Kern deutscher Nation durch Tüchtigkeit, Beharrlichkeit, Glauben und unbeugsamen Willen. Das heben sie auch hervor in den einleitenden Worten der Confession: „Und wie die unten benannten Churfürst und Fürsten, sammt

unsern Verwandten gleich andern Churfürsten rc. Fürsten und Ständen zum Reichstag erfordert, so haben wir uns darauf dermaßen erhoben, daß wir sonder Ruhm mit den Ersten hierher kommen." Und wie sie nicht gescheut, ihren mächtigen Gegnern gegenüber zu treten, so behaupteten sie auch fest ihren neuen Glauben gegen die Zumuthung der Theilnahme an der Frohnleichnamsprocession und des Niederknieens bei Ertheilung des apostolischen Segens. Denn wahrscheinlich mit Absicht, die überall, wo die Welt dem Guten eine Schlinge bereitet, zu deren Verderben ausschlägt, hatte man die Ankunft des Kaisers bis zum 15. Juni unter mancherlei Verhandlungen verzögert, um gleich darauf jene Feier zu begehen. Indeß hatte dies den Protestanten die nöthige Frist gegeben, die Darlegung ihres Glaubens, sich auf die Torgauer Artikel gründend, vollständig abzufassen und diese wurden als Artikel des Glaubens und der Lehre unterzeichnet, von Johannes, Churfürst von Sachsen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, so wie von den Städten Nürnberg und Reutlingen am 25. Juni, den Sonnabend nach Johannis dem Kaiser in feierlicher Sitzung überreicht. Das ist die augsburgische Confession; ihr schlossen sich noch auf dem Reichstage die Städte, Weißenburg, Kempten, Heilbronn und Windsheim an. Verfaßt ist sie in der Hauptsache von Philipp Melanchthon, welcher seine Arbeit von Artikel zu Artikel der Beurtheilung und Berathschlagung der Stände, ihrer Räthe und Gottesgelehrten unterwarf. Darauf übersandte sie der Churfürst an Luther, und dieser erwiederte: „Ich

habe M. Philipps Apologia überlesen: die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken: denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten."

Wir sind in Erzählung dieser Umstände etwas ausführlicher zu Werke gegangen, weil Hegel in seiner Rede ein so vorzügliches Gewicht auf die Abfassung und Ueberreichung der Confession legt, und das ganze Werk der Kirchenverbesserung von dem Makel revolutionären Treibens befreit, den so mancher darauf geworfen, indem die Protestanten sich gegen eine bestehende Autorität aufgelehnt. Als Ziel der ganzen Rede möchten wir aber den Satz hinstellen, daß keine Verbesserung wahrhaft sei, keinen dauernden Segen verbreiten könne, wenn sie nicht vom Geist ausgehend, und die Geister sich gewinnend in der Religion wurzele und im wahren Glauben, nach dem ächt lutherischen Bekenntniß. Indem wir es aber unternahmen die folgende Rede durch die Uebertragung einem größeren Publikum zugänglich zu machen, glaubten wir, daß sie manchem vielleicht eine Andeutung enthalten möchte über das Ziel, wohin die Bestrebungen der evangelischen Kirche und ihrer Glaubensgenossen sich zu richten hätten: das Mittelalter und all die Persönlichkeiten, so tüchtig, so heldenmüthig sie auch hervortraten, die es in dem Gange seiner Entwickelung hervorrief, sind für immer vom Schauplatz abgetreten, wir haben ferner nicht die Persönlichkeit der Willkür, nicht das Recht des Faustkampfs für uns festzuhalten, sondern eine höhere und

die allein wahre, wie sie mit den Geboten der Religion und der Freiheit im Einklange ist. Wer aber dieser Gestaltung der Zeit widerstrebt, den wird sie in ihrem unaufhaltsamen Zuge vernichten und den allein erheben, der ihrer großen Aufgabe sich würdig zeigt. Darum sind wir auch furchtlos wegen der nächsten Zukunft; sie wird der evangelischen Kirche nur die Gelegenheit bieten sich in neuem, schöneren Lichte zu zeigen und was vor allem wünschenswerth ist, sich tiefer in den Herzen zu begründen.

Hochgeehrte Versammlung! Der Senat hat mich berufen, Grund und Veranlassung der Feier, welche die hiesige Universität, nach dem Willen des Königs, an dem heutigen Festtage begeht, Ihnen, verehrte Anwesende, mitzutheilen. Die unsterbliche That, deren Gedächtniß wir im Geist uns zurückrufen, geschah, den Glauben unserer Kirche zu bekennen und ihn festzustellen. Deshalb scheint sie zunächst der hochwürdigen theologischen Facultät anzugehören, die auch den vornehmsten Theil dieser Feierlichkeit in Anspruch nimmt; ihr ehrenwerther Decan will uns nach seiner reichen Kenntniß würdig über ihre Bedeutsamkeit belehren und sie unserem Gemüthe dauernd einprägen. Das Bekenntniß zu Augsburg ist indeß nicht durch ein Collegium von Theologen, und von Vorstehern der Kirche vollführt worden, so daß sie darüber auf gelehrte Weise disputirt und dann einen Beschluß über das Wahre gefaßt, welchen die Laien nur anerkennen und ihm Treue und Gehorsam leisten mußten; jener Tag hatte darin seine vorzüglichste Kraft, daß die Häupter der Staaten und die Consuln der Städte des Reichs erklärten, die evangelische Lehre sei aus der Masse des Aberglaubens, des Irrthums, der Lüge und der Schändlichkeiten und Schmach jeder Art endlich wiederhergestellt nun vollendet und über das zweifelhafte Schicksal einer Disputation, über die Willkür und jegliche Herrschaft erhoben; sie aber seien die Kämpfer für die Sache Gottes. Dadurch sprachen sie aus, daß denen, die früher Laien gewesen, es frei stände über die Religion eine Meinung zu haben und uns erstritten sie diese unschätzbare Freiheit. Wenn ich daher, berufen diese Feier zu eröffnen, über die Sache selbst spreche, so bedarf ich allerdings einer Entschuldigung über meine geringe Gabe zu reden und ich muß, hochgeehrteste Zuhörer, Ihre Nachsicht für mich in

Anspruch nehmen, aber ich würde die Sache der Freiheit, die uns an dem Tage, welchen wir feiern, erstritten ist, preis geben, wenn ich dafür eine Entschuldigung suchte, daß ich als Laie über etwas spreche, was die Religion betrifft. Mir scheint vielmehr derjenige Theil der Feierlichkeit übertragen zu sein, und ich habe ihn gern auf mich genommen, daß wir des erlangten Rechtes gebrauchen und seinen Besitz öffentlich erklären und für ihn zeugen. So hab' ich geglaubt eben über diese Freiheit, uns übrigen, die wir nicht Theologen sind, bereitet, reden zu müssen.

Die christliche Kirche war vor Zeiten so geordnet, daß sie sich in zwei Stände spaltete, deren einer sich die Rechte und die Verwaltung der Freiheit, welche Christus uns erworben, angemaßt hatte, während der andere in die Knechtschaft hinabgestoßen, ein Sclave eben dieser Freiheit war. Unter christlicher Freiheit aber verstehen wir, daß jedermann für würdig erklärt ist, selbst zu Gott zu treten, in Erkenntniß, Gebet und Verehrung, daß jeder die Angelegenheiten, welche er mit Gott, Gott mit dem Menschen abzuthun hat, selbst mit Gott abthue, daß sie Gott selbst in der Seele des Menschen vollbringe. Und wir stehen nicht einem Gott gegenüber, welcher den Leidenschaften der Natur unterworfen ist, sondern er ist die Wahrheit, die ewige Vernunft und das Bewußtsein und die Seele dieser Vernunft. Gott aber hat gewollt, daß der Mensch mit dem Bewußtsein dieser Vernunft begabt und so von den rohen Thieren unterschieden sei, daß er ein Bild sei Gottes, und daß seine Seele, ein Funke des ewigen Lichtes, von diesem Lichte durchdrungen sei. Eben deshalb, weil der Mensch ist ein Bild Gottes, hat Gott dem Geschlecht der Sterblichen offenbart, daß die Idee der Menschennatur ihm wahrhaft inwohne; er hat gestattet und gewollt, daß ihn die Menschen lieben, und hat ihnen die unendliche Fähigkeit und das Vertrauen gegeben, ihm zu nahen. Also war das höchste Gut, welches dem Menschen konnte gewährt werden, ihm wiederum entrissen, denn das innerste Heiligthum des Gemüths, welches allein der Ort und die Veranlassung dieser heiligen Gemeinschaft sein konnte, war mit Schrecken und Satzungen befleckt und von schändlichem Aberglauben verschüttet, durch welchen, wie durch eine eherne Mauer, jener Verkehr unterbrochen wurde. Diese Schranken, aufgerichtet zwischen Gott und der Seele, glühend von dem Verlangen vor ihn zu treten, waren der Knechtschaft Quell und Ursprung. Denn die göttliche Liebe ist ein freier und unendlicher Verkehr; wird er durch Gränzscheidungen gehemmt, so leiht man ihm die Natur der Gemeinschaft, welche unter Menschen zu bestehen pflegt, und die heiligen Dinge werden zu der Weise schlechten Besitzes herabgesetzt, den jemand mit dem Arme erwerben, mit Gewalt und Waffen behaupten, ja ihn kaufen und verkaufen mag. In solch einer Gemeinschaft gelten Herr-

schaft, Willkür, da gebiert der Geist, welcher der göttlichen Freiheit entfremdet ist, alles, was ihm dann inwohnt, Ehrgeiz, Herrschsucht, Habsucht, Haß, Tyrannei und Schlaffheit. So ist denn im Schooße der Freiheit das Volk Christi in Herren und Knechten geschieden, und es schien durch dieses Gesetz das Reich der Gottlosigkeit durchaus unbesiegbar und für immer gegründet zu sein.

Doch diese Schranken durchbrach das wahrhafte Bewußtsein Gottes, und seine unendliche Liebe, und wiederum wurde dem Menschen gewährt frei vor ihn treten zu können. Auf jenem Reichstage zu Augsburg verkündeten die Fürsten und die Edlen Deutschlands in ihrem und der Völker Namen, daß sie die Knechtschaft abgeschüttelt und dem Laienstande entsagt hätten, so wie die Gottesgelehrten dem geistlichen Stande, und daß diese Stände überhaupt aufgehoben seien. Damit war jene verderbliche Spaltung hinweggeräumt, welche hier nicht dem zufälligen Ansehn einzelner Menschen gegolten, und nicht allein die Kirche, sondern die Religion selbst in Verwirrung gebracht, ja dieselbe ganz verkehrt hatte. Auch früher zwar hatten Fürsten an Concilien Theil genommen, wie an jenem berüchtigten zu Constanz; nicht jedoch um dort selbst Recht zu sprechen, gleich Dienern waren sie zugegen, welche die Beschlüsse ihrer Herren gut heißen und darauf als Henker jener Beschlüsse blutgierige Kraft, durch die That d. h. durch den Mord vollziehen sollten. Der Kaiser aber, welcher bei dem augsburgischen Concilium den Vorsitz führte, handelte nicht nach gleichem Recht, noch kraft derselben Freiheit, das heißt, nicht im Namen Gottes. Jener Karl V., dessen Reiche so weit sich erstreckten, daß man sagte: die Sonne gehe in ihnen nicht unter, eben derselbe, der wenige Jahre zuvor die Stadt Rom, den Sitz des Papstes, durch sein Heer erstürmen, plündern, verbrennen, der sie durch jede Art von Ausschweifung und Verspottung, gegen den Papst selbst gestattet, zu Grunde richten ließ, dieser erklärte sich damals zu Augsburg zum Schutzherrn und Patron der Kirche d. h. zum Schildträger des Papstes, indem er seinen Willen den Frieden in der Kirche wiederherzustellen auf die Weise kund gab, daß er die alte Knechtschaft drohte: zufrieden mit dem Raube, welchen Ehrgeiz, Blut und Ausschweifung von dem Umkreise der Erde, aus der Stadt Rom und von dem gefangenen Papste selbst ihm davon getragen, überließ er andern den unsterblichen Ruhm, im Kampf gegen die Tyrannei in ihrer angemaßten Herrschaft über die Religion die spolia opima zu erringen; er der Fühllose, dem verborgen blieb, daß Gott selbst sich erhoben und daß Gottes wäre jene Tuba, welche schon den wunderbaren Klang der christlichen Freiheit verbreitete, — nicht gewachsen war er dem heiligen Geiste seines Zeitalters.

Daß aber diejenigen, welche jener Ton durchdrungen, und die sich schon für frei gegeben hielten, Freie, nicht Freigelassene wären, tritt darin klar hervor, daß die Fürsten der Völker und die Consuln der Städte hier an der Spitze standen, denn es ist nicht möglich, daß die Gemüther, welche nur eben den Banden der Knechtschaft entronnen, noch von der Art und Weise der Gesetze und der Staatseinrichtung belastet werden, welche nach der Norm der ehemaligen Religion gebildet ist. Die Relig'on kann nicht in den Schranken der Seele gehalten, von That und Handlung und von Einrichtung des Lebens ausgeschlossen werden; so groß ist ihre Kraft nnd ihre Herrschaft, daß sie alles, was auf das menschliche Leben Bezug hat, umfaßt und lenkt, und daß folglich, wenn die Religion verbessert wird, es nöthig ist, auch die Staatseinrichtungen, die Gesetze und die Sitten zu verbessern. Daher waren es allerdings Neuerungen, welche unser Luther unternommen. Jedoch, da die Fürsten und Obrigkeiten der Staaten die Sache zu Augsburg feierlich vollführt, so ist durch dieses Zeugniß erwiesen, daß sie nach dem Willen und Beschluß der Regierungen, nicht durch die Gewaltthat der Menge vollbracht, und daß nicht die Majestät der Fürsten und die Herrschaft der Gesetze unterdrückt sei, sondern daß jene selbst gesetzmäßigen Staatseinrichtungen und gehorsamen Völkern vorstanden.

Darin sind freilich manche schwieriger, wenn sie zu lehren unternehmen, es müsse der Anfang von der vollendeten That unterschieden werden; hätten auch Erfolg und Ausgang die Sache zu einer rechtmäßigen gemacht, so behaupten sie doch, jener sei nicht weniger verbrecherisch gewesen, und zwar läugnen sie in Wahrheit, daß Luthers Beginnen sich einfach auf die Lehre bezogen, und daß nichts gegen die Gesetze, welche früher bestanden, unternommen worden. Vielmehr rufen sie, das stehe dem Aufruhr am nächsten, wenn du für ein Unternehmen Ausflüchte suchst und den Schein der Gerechtigkeit auf die Weise vorschützest, daß du dem Erfolge das über eine Sache zu fällende Urtheil anheim stellst und den für schuldig achtest, der unterlegen, für gerecht den, der gesiegt. Hat daher auch jene siegreiche Sache Gott gefallen, so wird sie diesen, die sich wohl Catonen nennen, mißfallen, weil die besiegte früher die gesetzmäßige war. Ohne Zweifel ist, was jene sagen, vom größesten Gewicht, daß dem Bürger nichts heiliger sein müsse, als der den Gesetzen zu leistende Gehorsam, als die seinem Fürsten zu bewahrende Ehrfurcht und Treue.

Mag es uns gestattet sein, gegen eine solche Rede anzuführen, was Cicero vom Sokrates und Aristippus sagt: Mit nichten, spricht er, mag jemand sich von dem Irrthum verleiten lassen, wenn jene Männer etwas gegen die Sitte und den bürgerlichen Brauch gethan oder geredet haben, zu meinen, ihm stehe dasselbe zu; denn durch große und göttliche

Güter erwarben sie diese Freiheit. Um wie viel größer und göttlicher aber sind die Güter, die uns zu unserer Freude wieder gewonnen, denn jene, welche Cicero als groß und göttlich preist, und um wie viel begründeter und gerechter war daher auch jene Freiheit, mit der Luther und seine Freunde und nicht sie allein, sondern mit ihnen die Fürsten und Obrigkeiten, vieles, was im bürgerlichen Recht vordem für gültig und gesetzlich erachtet wurde, veränderten und erneuerten. Die aber, welche das Werk der wiederhergestellten evangelischen Religion auf die angegebene Weise anklagen, mögen wohl zusehen, daß sie nicht, gegen die Empörung Luthers mit vielen Worten redend, ihren Gehorsam und ihren Eifer für Gesetz und Obrigkeit deshalb rühmen, weil sie überhaupt läugnen, daß es eine göttliche Wahrheit gebe, und alle Glaubenslehren den Erfindungen und Meinungen der Menschen zuschreiben.

Ja, jene sind es auch, die es eben deshalb verdrießt, daß auf dem Reichstage zu Augsburg ein Bekenntniß des Glaubens abgelegt worden, denn so hätten die, welche sich für frei erklärt, nur die Ketten gewechselt: sie meinen es gebe keine Lehren der Wahrheit, für jeden stände nur seine Meinung fest, und frei sei, wer von der gewöhnlichen Lehre abweichend denkt. Wenn sie nun die evangelische Kirche beschuldigen, daß sie durch jene Magna Charta, wodurch sie ihre Gründung und Einrichtung verkündete, sich nur Fesseln angelegt, so vergessen sie, daß in der, durch sie begründeten Gemeinschaft, jener unermüdliche Eifer hervorgerufen ist, welcher auf das emsigste mit Hand und Augen, wie mit dem Gedanken, alle göttlichen und menschlichen Dinge durchforscht, daß nichts vom Geiste unversucht und unberührt gelassen, seitdem die Wissenschaften alle und die freien Künste den Sterblichen wiedergegeben, und nicht allein wiedergegeben, sondern mit neuer und unendlicher Gluth wiederhergestellt und vermehrt sind, und daß sie täglich sich mehren und wachsen in dauernder Kraft, zugleich mit der Freiheit, daß zu diesen Studien ein jeder treten kann, und mit der Nothwendigkeit, daß alle zur freien und eignen Erkenntniß dessen, was gerecht, wahr, was göttlich ist von allen Seiten geladen werden, ermuntert und angereizt. — Doch ich übergehe, was weiter über die Fesseln zu sagen wäre, von denen man behauptet, daß sie einem jeden öffentlichen Glaubensbekenntniß beiwohnen; denn die Schwierigkeit des Gegenstandes würde mich zu weit abführen, außerdem ist er des Argwohns und Hasses so voll, daß er mehr traurig erscheinen würde und wenig übereinstimmend mit der Freude dieses Tages. Nur daran will ich erinnert haben, daß diese überreiche Saat niemals aus dem Boden der Knechtschaft habe entspringen können. Wie groß aber die Kraft sei, welche den damals wiederhergestellten Lehren der Religion inwohne, zur Verbesserung der Gesetze und der bürgerlichen Einrichtungen, das offenbarte sich schon zu jener Zeit,

da man die Sache begonnen, besonders aber in unseren Tagen. Untersuchen wir jetzt genauer diese Natur der evangelischen Lehre, welche sich auf das bezieht, was wir uns als Ziel unserer Rede gesetzt haben.

Vor allem sehen wir, daß jene Spaltung, wodurch das innerste Heiligthum des Gemüthes mit sich selbst zerfiel und wodurch der Staat in eine doppelte bürgerliche Gewalt zerrissen war, vernichtet worden ist; man sah ein, daß der Staat unter göttlicher Obhut in sich Eins sein könne, und daß die Rechte des Staats und der Bürger, daß die Gebote der Ehre von Gott gesetzt seien. Versöhnt wurde die Macht der Fürsten mit der Kirche, indem jene sich dem göttlichen Willen anschloß, diese der ungerechten Herrschaft entsagte. Und dabei scheint es mir von dem größten Gewicht, daß jener Vertrag nicht zufällig und äußerlich zwischen den Fürsten und Gottesgelehrten geschlossen wurde, sondern daß die Vorschriften und die innersten Gründe der Religion selbst und des Staats brüderlich in der Wahrheit Frieden sich vereinten. So wurde damals der Grund gelegt, der mit dem Fortschritte der Zeit sich reicher und reicher entfaltete und endlich (denn dies konnte nur allmälig geschehen) mit der ganzen Ordnung des menschlichen Lebens und den Geboten für alle Pflichten verwebte und sich ihnen einbildete.

Rufen wir uns daher ins Gedächtniß zurück, hochgeehrteste Zuhörer, welches die Pflichten des menschlichen Lebens sind, und sodann durch welche Lehre der alten Kirche dieselben bekämpft, ja verkehrt worden. Uns allen sind jene Pflichten bekannt, und zwar so weit sie die Familie betreffen, die gegenseitige Liebe der Ehegatten, der Eltern und Kinder, sodann die Gerechtigkeit, die Billigkeit und das Wohlwollen gegen andere, die Sorgfalt und Redlichkeit in Verwaltung des Hauses und Besitzes, endlich die Liebe des Vaterlandes und des Herrschers, welche das Leben selbst zu ihrem Schutze hingeben heißt. Die unsterblichen Vorbilder dieser Tugenden, welche Griechen und Römer uns zur Bewunderung und Nacheiferung hinterlassen, haben freilich die Väter der Kirche für glänzende Laster erklärt. Daher hat die römische Kirche diesen Tugenden und den Gesetzen des Rechts und der Ehre eine andere Weise des Lebens entgegen gestellt und vorgezogen, ich meine die Heiligkeit. Wir können allerdings zugestehen, daß die christliche Tugend, welche aus der Liebe Gottes entspringt, bei weitem vorzüglicher und heiliger sei als die, welche nicht aus derselben Quelle geflossen. Jedoch dürfen wir behaupten und festhalten, daß die Pflichten, welche die Familie, der Verkehr der Menschen untereinander, daß die, welche Vaterland und Fürsten betreffen, im Willen Gottes ihren Ursprung haben, und daß die Tugenden, welche ihnen entsprechen, durch die christliche Frömmigkeit d. h. durch die Hingebung in den göttlichen Willen vielmehr gekräftigt werden, auf keine Weise aber verachtet, gering geschätzt oder bei Seite gestellt. Diese

Pflichten aber und Tugenden werden geschwächt und zerstört durch die, welche die römische Kirche als Vorschriften der Heiligkeit erklärt und den Ihrigen auferlegt hat, und damit meine Worte nicht leer und eitel erscheinen, wollen wir sie einzeln nennen.

So hat die Kirche aufgestellt: Entsagung und Entbehrung der Liebe und Anhänglichkeit der Gatten und Kinder sei heiliger als die Ehe. Da wir nun durch die Natur zu jenem Verein getrieben werden, so bleiben zwar die rohen Thiere bei dem stehen, was Natur sie lehrt, der Mensch aber muß jenen Trieb zum Verein der Liebe und Ergebung ausbilden. Gewiß haben die Alten, indem sie meinten, daß Laren und Penaten dem Hause vorstehen, richtiger gefühlt, daß ihm etwas göttliches inwohne, als die Satzungen der Kirche, daß in Verachtung der Ehe eine ganz besondere Heiligkeit liege. Wir wollen dessen nicht gedenken, wie das größeste Sittenverderbniß aus jenem Gesetze der Enthaltsamkeit entsprungen, da es hinlänglich feststeht, daß unter den Geistlichen, die diesem heiligen Wandel sich ergeben, so unendlich viele in den höchsten Aemtern und Würden, der größesten Wollust huldigten und öffentlich ihre Schande zur Schau trugen. Man behauptet, dieses sei nicht der Fehler des Gesetzes, sondern man schreibt es menschlicher Ausschweifung und Verderbtheit zu. Doch das Gebot der Pflichten, die Gott dem Menschen auferlegt, und das, was ihnen als heilig gelten sollte, bindet alle, und sein Wille ist, daß er der Liebe aller, wie verschieden sie auch seien, auf gleiche Weise zugänglich sei. Da indeß aus jenem Gesetz der Heiligkeit folgen würde, — und das ist doch gewiß ungereimt — daß das ganze menschliche Geschlecht sich der Ehe enthalten müßte, so wird dadurch der Grund aller Ehre, Sitte und Zucht vernichtet, von dem doch sicher anzunehmen ist, daß er auf der Liebe der Familie ruhe.

Sodann hat die Kirche die Armuth als etwas heiliges aufgestellt und sie zu einer Tugend erhoben; und während sie den Fleiß und die Redlichkeit, welche den Besitz schützt und seiner wahrnimmt, und die Betriebsamkeit, welche Güter erwirbt, theils zum Lebensunterhalt nothwendig, theils für die Hülfe anderer, gering achtet, hat sie der Arbeit die Trägheit, dem Geist die Schlaffheit, der Fürsorge und Redlichkeit die Sorglosigkeit in dem Maße vorgezogen, daß den Geistlichen durch das Gelübde der Armuth oder vielmehr durch das Betteln alle Freiheit, habsüchtig und schwelgerisch zu sein, gestattet wurde; sie selbst nämlich sollten allein im Besitz des Geldes und aller Reichthümer sein, welche dumm, ja rein gottlos andere erwürben; deshalb wurde der Besitz der Reichthümer und ihre Erwerbung verdammt.

Mit diesen beiden Geboten verband die Kirche ein drittes, die Krone aller, den blinden Gehorsam und die Knechtschaft des menschlichen Geistes, so daß die Liebe Gottes uns nicht zur Freiheit führte, sondern in

die Knechtschaft hinabstieß, zur Knechtschaft sowohl in den geringsten Dingen, die dem Zufall und dem Ermessen eines Jeden anheimgestellt sind, als in den größesten, in der Kenntniß dessen nämlich, was gerecht, tugendhaft, fromm ist, so wie in der Einrichtung und Führung des Lebens; — und dies alles, damit diejenigen das Privatleben und die Familien lenkten, und die Herren der Staaten und Fürsten wären, welche sich zu Knechten, ja zu Knechten der Knechte weiheten.

Wer, den ein milder und wohlwollender Sinn gegen diejenigen leitet, die anders denken über die Religion, wer, der ein Verlangen trägt, daß der Haß, welcher um der Religion willen so lange und so unmenschlich die Völker erregt, zur Ruhe gebracht, und einmal beruhigt, nicht von neuem erweckt werde, wird wohl läugnen, daß diese Lehren der römischen Kirche, die wir genannt, es seien, welche das ganze menschliche Leben umfassen und daß durch sie alle Gerechtigkeit in ihm und alle Zucht zerstört und vernichtet werde. Daher wurde von den Oberhäuptern der Staaten zu Augsburg erklärt, daß nicht allein jene Heiligkeit, von der der Papst den Namen angenommen hatte, sondern daß auch jene wichtigeren d. h. jene schädlichsten Vorschriften der Heiligkeit abgeschafft seien, und so wurde verkündet, daß der Staat mit Gott, Gott mit dem Staate versöhnt sei. Damals wurde der Zwiespalt beigelegt, wonach man glaubte, daß die Gesetze des Rechts und der Sitte zwar bei den Menschen, bei Gott aber etwas Anderes gelten, damals wurde jene Zweideutigkeit und Doppelsinnigkeit aufgehoben, durch deren Hülfe verkehrte Menschen für sich Ablaß ihrer Verbrechen und Ungerechtigkeiten forderten, und wodurch Gerechte selbst, sei es zu Aufstand und Schandthat, sei es zu Thorheit und zur Erschlaffung geführt wurden; damals endlich hörte die Erkenntniß des göttlichen Willens auf verschieden von der Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts zu sein.

Niemals kann in den Herzen der Menschen ein festes Vertrauen auf die Gesetze wohnen, wenn sie nicht die Ueberzeugung hegen, daß sie der Religion nicht allein nicht widersprechen, sondern darin ihren Ursprung haben. Denn obgleich in unseren Tagen gar viele Männer von großem Ansehn und großem Geiste die allein für die wahre Weisheit halten, welche die Religion vom Staate trennt, so irren sie doch und wesentlich. Was in den Gemüthern sich als der festeste und höchste, ja als der einzige Grund aller Pflichten offenbart, das ist der Begriff der Gottheit, so daß, was nicht damit verbunden, noch durch den Schein des göttlichen Willens geheiligt ist, vom Zufall und eines Jeden Willkür und Gewaltthat auszugehen scheint und die Menschen nicht wahrhaft binden und lösen kann. Daher kann man die Unweisheit derer nicht genug tadeln, welche meinen, es könne eine Verbesserung der Einrichtungen und Gesetze eines Staates vor sich gehen, wenn die wahre Religion, womit jene überein-

stimmen sollen, nicht wiederhergestellt ist. Freiheit und Gerechtigkeit im Staat sind die Frucht der wiedererworbenen göttlichen Freiheit, und dieser allein; den Irrthum derer, welche diese Bedeutung der Sache nicht begriffen, hat ein furchtbarer Lehrer, der Erfolg und Ausgang unter unsern Augen bedeutsam widerlegt. Denn wir haben durch alle Reiche der katholischen Christenheit, deren edlere Bürger schon eine tiefere Erkenntniß der Tugend und des Rechts ergriffen hatte, eine Erneuerung der Staatsgesetze versuchen sehen, aber, während die Fürsten theils zustimmten, theils diese Unternehmungen mißbilligten, fielen sie, die schon in ihrem Beginn frevelhaft und dann mit Verbrechen und aller Schmach bedeckt waren, da die Religion anders entschied, zum größten Schimpf ihrer Anstifter in Nichts zusammen.

Uns ist es durch die göttliche Vorsehung zu Theil geworden, daß die Lehren der Religion, welche wir bekennen, mit dem, was der Staat als Recht anerkennt, übereinstimmen. Dies haben vor nun dreihundert Jahren die Fürsten und Völker Deutschlands begonnen, und darauf, nachdem theils sie selbst, theils ihre Nachkommen, in einer langen Reihe von Krieg, Unglück und Elend, diese ungeheure und langwierige Schande der verderbten Religion Christi gebüßt, haben sie endlich das gerettet und gesichert, was sie uns als ein kostbarstes Erbe hinterlassen, die freie Eintracht des Staats und der Religion und zwar der evangelischen Religion, welcher dieselbe eigenthümlich angehört. Durch diese Eintracht wird das erreicht, was zu unserer Freude vorzüglich zur allgemeinen Wohlfahrt beigetragen, daß, was der Geist zur Mehrung der Freiheit, zur Verbesserung der Gesetze, zur reicheren uud schöneren Gestaltung der Staatseinrichtungen entdeckt, und die nothwendige Folge der Ereignisse als heilsam und nützlich dargethan, daß dies ohne innere Erschütterungen und Verbrechen, ruhig, ja von denen selbst vollbracht wurde durch ihre eigene Einsicht und Güte, welche die höchste Gewalt in Händen haben. Und dies nun ist das wichtigste; jedoch füge ich hinzu, daß wenn unsere Fürsten fromm sind, wir diese Frömmigkeit nicht zu fürchten haben, wie jene verderbliche und furchtbare Frömmigkeit der Könige Frankreichs, welche gegen Bürger, die der evangelischen Religion anhingen, und auf gleiche Weise gegen die Edelsten, wie gegen Niedere, mit Mord, Raub, Unmenschlichkeit jeder Art zu wüthen befohlen, ja mit eigener Hand wütheten: sie befleckten den Namen der Frömmigkeit mit Schandthat, und diese sollte durch die Religion derer, die sie begingen, geheiligt sein. Die evangelischen Fürsten handeln in der frommen Weise, daß sie den Staat nach dem Vorbilde der ewigen Gerechtigkeit einrichten und verwalten und dem Volke Sicherheit gewähren; eine Heiligkeit, die mit jener nicht im Einklang wäre, kennen und erkennen sie nicht.

So erfüllt uns die Frömmigkeit der Fürsten mit Vertrauen und Ruhe, und ihnen erwirbt sie unsere Liebe. Und wenn wir an dem Tage der Geburt unseres allergnädigsten Königs alljährlich sein Bild uns vor Augen stellen und die Wohlthaten, welche durch ihn so reichlich dieser seiner Universität zufließen, uns ins Gedächtniß rufen, so wollen wir heute seine ausgezeichnete Frömmigkeit, den Quell aller Tugenden, freudig preisen. Sie steht in der nächsten Beziehung auf alle, die dieser Universität angehören, und wir wollen sie vorzüglich feiern, verehren, uns Glück dazu wünschen. Erhöht wird diese Freudigkeit und Verehrung noch besonders dadurch, daß alle evangelischen Lande in Deutschland, und wo sie sonst sich finden, wissen, daß sie dabei betheiligt sind, daß die Bewunderung und Zuversicht und die heißen Wünsche aller Guten, welche sich dieser Freiheit erfreuen, sich gemeinsam mit uns auf den lenken, den sie als den gewissen Vertreter und Schützer der evangelischen Lehre und Freiheit erkannt haben. So bitten wir Gott und werden nicht aufhören zu ihm zu flehen, daß er unserem allergnädigsten Könige und seinem ganzen erhabenen Hause die Güter erhalte und mehre, mit denen er die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit und die Milde immerdar segnet.

IX.

Literaturblätter.

Die Russen in Deutschland. Von H. Koenig.

Seit den letzten Jahren stößt man zur Sommerzeit neben den zahlreichen Gästen aus England, die wir schon gewohnt sind, auch mehr und mehr auf Russen, besonders am Rhein. Manche wollen behaupten, diese beiden, politisch grade so kräftigen Nationen sendeten ihre Schüler nach Deutschland, um politische Clinik zu studiren, und am Krankenbette einer — nicht geviertheilten, sondern fast gevierzigtheilten Nation die herrschenden Hirn- und die wechselnden Unterleibsschwächen in ihren offnen und versteckten Symptomen kennen zu lernen. Allein ich für meine Person lächle zu diesem Irrthum, und bin überzeugt, jene Fremdlinge kommen hauptsächlich nur, um ihre eigene körperliche Gesundheit herzustellen. Denn Deutschland ist ja dafür bekannt, daß es unter allen Ländern die mannigfaltigsten Mineralwässer und Heilquellen besitzt. — Die Natur hatte es recht gut mit uns vor! — Auch sollen nirgends in der Welt die Mineralbrunnen schärfer analysirt, und die Bäder zweckmäßiger eingerichtet sein, als bei uns. Kein Wunder, daß die entferntesten Fremden zu uns kommen, und daß sie sich über unsere vielen Regierungen und Paßvisirungen hinaussetzen, bloß weil wir doch noch mehr Bitterwässer und Säuerlinge besitzen, und weil es uns in Zeiten der Noth — nicht an Salz- und Eisengehalte fehlt. Ueberdieß können auch gerade Engländer und Russen die Sprudel unterm Taunus doch viel friedlicher schlürfen, als jene am Kaukasus, wo unsere Gäste aus West und Ost einander auch zuweilen begegnen.

Und wenn sie sich nun auf dem engen Raume um den schwarzen Rauchfang eines Dampfschiffes niederlassen, so kann man in mehr als einer Hinsicht sagen, daß sich hier die Extreme von Europa berühren. Da sitzen diese west=östlichen Fremdlinge auf den grünen Geländerbänken, und strecken einander, statt Bajonette, die übergeschlagnen Beine mit Schnabelstiefeln entgegen. Zwischen ihnen ist ein Wall aus ihren eignen Koffern und Mantelsäcken errichtet, die sich an der wechselseitig fremden Sprache des englischen Schiffstheer= und des russischen Juchtengeruches als Feinde erkennen, und es im Stillen zufrieden sind, daß sie manchmal auf diesem neutralen Boden recht hart an einander gestoßen werden.

Unsere Gäste aus dem weitesten Osten und Westen Europas kommen zugleich auch aus dem freisten und aus dem absolutesten Staate. Denn ich halte Rußland für wenigstens eben so absolut, als die Türkei selbst. Ja, diese letztere ist wol, zum Vortheil der innern freien Bewegung, nicht einmal so polizeilich cultivirt, als Rußland. Ist es aber nicht merkwürdig, daß die freien Engländer, wie sie sich darstellen und benehmen, viel gebundner, als die Russen erscheinen? — Ohne alle Fesseln scheint der Mensch nicht bestehen zu können; er, der an einem Bande geboren, und beim ersten Schrei von der Hebamme losgeschnürt wird, findet sein Leben lang immer neuen Anlaß, zu schreien und zu stampfen. Damit der freie Engländer nicht ungebunden lebe, hat er sich selber aus steifem Zeuge geflochtne Bänder der Manieren, Gewohnheiten, Lebensweise und unzähliger Vorurtheile angelegt. Sein Ich, das er stets groß schreibt, das stracke I. steckt ihm, wie ein eiserner Ladstock im Rücken; kein Wunder, wenn er oft steif und unbeholfen auftritt. Er ist, wie sein Land, eine Schildkröte, und im Innern seines Gehäuses ganz frei. Der Russe dagegen sucht die Rückenwirbel und Knochenbänder seiner kaiserlichen Ukasen mit beweglichem Fleische weltgewandter Manieren und socialer Präsentation zu überkleiden. Es ist bekannt, daß die politisch unfreien Russen mit ungemeiner Gelenkigkeit der Nachahmung und mit erstaunlicher Geschicklichkeit für die Aeußerlichkeiten des Lebens begabt sind. Die Natur ist nicht ohne Vorsehung: sie hat im Sinne der slavischen Politik eine Volksmasse, die bestimmt war, keinen eignen Willen zu haben, sehr biegsam gebildet. Während Rußland sein asiatisches Skelet immer mehr mit europäischer Muskulatur überkleidet, scheint England in seiner Seeschale immer mehr zu verhornen.

Treten wir endlich mit unsern zweiseitigen Gästen in wirklichen Verkehr, so fällt uns noch am meisten die verschiedne Gemüthsstimmung auf, in welcher sie zu uns kommen. Der Engländer setzt mit der größten Meinung von sich und seiner Nation über den Kanal. Es fällt ihm nicht ein, Fremdes anzunehmen; er ist schon kein rechter Engländer mehr, wenn er es nur gelten läßt. Er hat die Unruhe, die Welt zu

durchreisen, nur — wie es scheint — um überall sein Altengland zu vermissen. Dort hatte er nur den englischen Spleen, und erweitert denselben nun durch Reisen zum Weltspleen. Da will er denn das fremde Leben nach seinen heimischen Gewohnheiten am Spieße gebraten haben, — wenigstens seine Lebensportion. — Der Russe dagegen kommt aus seinen Steppen mit der Voraussetzung tieferer und breiterer Kultur in der Fremde; er bringt die Vorkenntniß ausländischer Sprachen, das Interesse für europäische Civilisation, die Bewunderung deutscher Literatur mit. Er will die Zeit seines Urlaubs nicht unbenutzt lassen, und übt die Landessprache, besucht die öffentlichen Anstalten, kauft Bücher und Kunstsachen, lernt die Männer von Ruf kennen, und versucht, sich in das fremde Volksleben hineinzufühlen. Mancher, der Klavier spielt, verweilt, wo er die Orgel spielen lerne; Zeichner halten sich auf, wo sie Gelegenheit finden, sich im Lithographiren zu üben. Keiner will ohne geistige Ausbeute nach Rußland zurückkehren.

Bei dieser Lernsamkeit der Russen will ich stehen bleiben. Hier hangen sie mit unserer Literatur zusammen. Ich rede in Lob und Tadel nicht von allen Russen und Engländern, die uns besuchen; ich will auch nicht die Vorzüge der Letzteren verkennen, noch die Ersteren überhaupt vorziehen. Ich rede hier zumal nur von literarischen Russen. Sonst ließe sich auch Vieles anführen, was Russen und Engländer gemein haben, und worin sie uns Deutschen so weit voraus sind. Beide nämlich stehen auf großem Ländergebiete mit ungemeinen Anschauungen; sie athmen Welt-Interessen, sie fühlen sich in der Weltmacht ihrer Nation. Das Herz des Russen, wie des Engländers, steht nach großen Zielen, ihr Geist mißt nach erstaunlichen Bezügen. Sie haben keinen bettelhaften, exclusiven Adel: einem Jeden stehn im vaterländischen Dienste die höchsten Stufen der Ehre und alle Vortheile eines lohnenden Besitzes offen. Und wenn uns oft bei den Einen, wie bei den Andern, Rohes und Gewaltthätiges auffällt, so dürfen wir uns darum nicht überheben, die wir zum Kleinlichen verdammt sind. —

Aber ich komme von meinen literarischen Russen ab. —

In der russischen Literatur ist ein bedeutendes deutsches Element. Leben und Literatur Rußlands haben sich einen deutschen Einfluß viel früher gefallen lassen, als wir heut eine Rückwirkung russischer Politik verwinden müssen. Die deutschen Kleider und die deutschen Rasirmesser, die Peter der große in Rußland einführte, wurden auch nicht gern gesehen, und die Liebe seiner Tochter Elisabeth zu deutschen Unterofficiren hat den deutschen Namen in Rußland nicht beliebter gemacht. Desto edler ist der Einfluß der deutschen Literatur auf die russische gewesen, und geblieben. — Schon der alte Lomonossow, der Begründer des russischen Schriftenthums, dessen Feder alle frischen Bahnen brach, dessen genia-

len Schriftproben nach allen Richtungen des jungen geistigen Lebens in Rußland lockten, hatte in Marburg studirt, die deutschen Dichter jener Zeit, deren Namen wir kaum noch kennen, fleißig gelesen, und den Philosophen Wolf gehört. Er hatte bei seinem Wirth in Marburg nicht bloß deutsche Schuhe machen sehen, sondern auch die Füße der deutschen Prosodie kennen gelernt, und nicht nur die Schuhmachertochter mit ihren Kindern, sondern auch deutsche Wissenschaft mit ihren Doctrinen nach Rußland gebracht.

Gewannen nun auch durch nachfolgende russische Schriftsteller andre europäische Literaturen Einfluß auf die russische: so behauptete sich die deutsche doch durch ihren Ideenschatz und durch die in ihr ausgesprochene eigenthümliche Denkweise. Ja, selbst in der Darstellung, in welcher sich oft der französische Geschmack geltend macht, schlagen doch immer wieder deutsche Formen und Versmaaße vor. An einzelnen russischen Dichtern bricht das deutsche Wesen mit aller Macht heraus, wie z. B. an Shukowsky, in welchem die Russen eine Hinneigung zu Schiller nicht bloß in der Liebe, mit welcher derselbe die Jungfrau von Orleans in's Russische meisterlich übersetzt hat, sondern selbst auch in seinen originalen Leistungen finden.

In der jüngeren Generation nimmt nun freilich die Richtung der Poesie auf das Volksthümliche, Originalrussische zu. Es zeigt sich hierin eine gewiß absichtlose Uebereinstimmung mit den Ansichten und Bestrebungen des russischen Kaisers. Doch findet gerade bei derselben Generation auch wieder die deutsche Philosophie mehr und mehr Eingang, und schmelzt ihre Ideen dem neuen Gusse zu. Dieß gilt wenigstens von der Moskauer Schule. Denn die petersburger Literaten bleiben freilich mehr auf das versessen, was von den Tüchtigeren mit auf den glatten Estrich des Hofes genommen werden kann, oder was den Niederen auf der schlüpfrigen Oberfläche des Lebens, auf der sie sich wohl sein lassen, nicht zu schwer und unbequem wird. Doch können auch diesen petersburger Kreisen jene philosophischen Ideen nicht auf die Dauer fremd bleiben. Denn da selbst in der Residenz die nobleren Geister dem Treiben einer dortigen gemeinen Literarischen Genossenschaft abhold sind, so müssen sich die hier bespöttelten Lehren und Ansichten bei jenen grade durch diesen Spott empfehlen. — So durchzieht also die deutsche Literatur auch die nationale Poesie der Russen mit Goldadern. Dieselbe macht ihr Gewicht besonders auch in der Wagschale der neuern kritischen Schule in Moskau geltend.

Muß sich nun ein russischer Literat nicht besonders von Deutschland angezogen fühlen?

Es scheint nicht uninteressant zu betrachten, wie sich in jüngster Zeit ein neuer Zug von Russen, besonders von literarischen Männern,

nach Deutschland gebildet hat. Die Anziehung unseres Vaterlandes hat an dem uns verwandtesten Geiste in Rußland begonnen. Und zwar wird man dabei an das bekannte Naturgesetz erinnert, daß nämlich allgemeine Potenzen am ersten Kranke, leidende Individuen ergreifen.

Shukowsky war Anfangs der zwanziger Jahre erkrankt. Die petersburger Aerzte bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit ungeregelten Blutergüssen den Körper zu erschöpfen drohte. Sie schickten den Leidenden nach dem Auslande. Der Hof und die Freunde sahen den Erzieher des Thronfolgers, den edeln Dichter, den milden, liebenswürdigen Mann, den fröhlichen Gesellschafter mit der heimlichen Furcht scheiden, — er werde schwerlich wiederkehren. — Um einen theuern Freund aufzusuchen, der sich eben in Hanau bei einem Verwandten aufhielt, kam Shukowsky in diese Stadt. Der Freund, der, selbst auch leidend, ein großes Vertrauen zu dem als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Kopp gefaßt hatte, überredete den Dichter, diesen geschickten Mann zu Rathe zu ziehen. Kopp schlug eine energische Kur vor, zu der sich Shukowsky endlich entschloß, und die von chirurgisch geschickter Hand in der Schweiz ausgeführt ward. Die erschöpfenden Blutverluste hörten auf; Shukowsky bekam sich wieder, und kehrte in blühendem Aussehen nach Petersburg zurück. Seine Herstellung überraschte, wie ein Wunder. — Seitdem gehen Wallfahrten kranker Russen jeden Sommer über Hanau nach den Bädern oder nach südlichen Klimaten, — Prinzen des Hauses, hohe Beamte, Literaten, — alle, die von der Genesung Shukowskys, des Prinzenerziehers, des Hofmannes und Dichters gehört haben, und fremder Hülfe vertrauen, fremde Himmelsstriche brauchen. —

Melgunoff.

Dieser vorzügliche Mann kam, von schwerer Gicht gelähmt, im Herbste 1835 nach Hanau, genas den Winter und das ungünstige nächste Frühjahr hindurch so weit, daß er Weimar, Berlin und München besuchen konnte. Unerwartet kehrte er, von seinem rückkehrenden Uebel angefallen, im Herbste 1836 zurück, und ward einen zweiten Winter hier festgehalten.

Ein Dreißiger litt er seit seinem 13ten Jahre fast beständig an Uebeln, die aus skrofulösen Säften wachsen und wechseln. — Kränkliche Kinder werden oft sinnig, und nehmen eine geistige Richtung: wie aber Melgunoff bei so andauerndem Unwohlsein mit oft schwer entzündeten Augen so viel hat lernen können und mögen, als er wußte, hat mich oft verwundert. Ich fand an ihm einen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und vielseitigem Interesse. Dem Alterthume nicht fremd und mit den neuern Literaturen, besonders der deutschen und französischen ver-

traut, übersah er, geleitet von Geschmack und Urtheil, den Reichthum von Productionen der verschiednen europäischen Völker mit vergleichendem Blicke und tiefer gefaßten Combinationen. Er hatte viel speculativen Sinn mit einigem Hang nach dem Mystischen. Religiöse und kirchliche Fragen hatten ihn viel beschäftigt. Er verband rege Forschung mit ruhigem Glauben, doch so, wie mir schien, daß in diesem geistigen Ehebunde die Forschung ein wenig dem Glauben zu gefallen leben mußte. Mit bewußtem und denkendem Eifer hing er an der griechischen Kirche, zu der er sich als Russe bekannte. Meinen Ansichten, oder vielmehr meinen Träumen von einer zweiten „paulinischen" Kirche des Christenthums, wie ich solche in dem Aufsatze: „Excommunication" (s. erstes Heft des Freihafen) ausgesprochen, war er nicht entgegen; nur daß er sich in der Meinung gefiel, diese paulinische Kirche sei keine andere, als die wieder hergestellte griechische. „Denn, sagte er, diese neue Kirche muß doch durchaus ein historisches Fundament haben; aber welch' ehrwürdigeres und tiefer an die Quelle des Christenthums reichendes könnte sie haben, als die orientalische Kirche gelegt hat? Diese verbindet mit den mystischen und poetischen Elementen des katholischen Kultus, ohne welche doch jede Religion nur zu einem philosophischen Rationalismus erstarren würde, die Toleranz und religiöse Freiheit des Protestantismus. Unsere Kirche stellt nicht das Dogma auf, daß außer ihr kein Heil zu finden sei; sie erhebt ihre Autorität nicht über die Gewissen der Gläubigen. Die griechische Kirche hat keine bloß äußere Einheit, keine in der Person eines Papstes versinnlichte, noch weniger eine politische Einheit. Ihre Einheit ist innerlich; indem sie ein Ganzes geistiger Lehren umfaßt, wobei aber der individuellen Freiheit ihr angemeß'nes Theil vergönnt, und der Hierarchie jede politische und polizeiliche Wirksamkeit entzogen ist. Erkläre man sich eine solche Verfassung aber ja nicht aus russischer oder orientalischer Indolenz: nein, der echte Geist des Christenthums beseelt unsere Kirche. Den Zwang, die Inquisition einer unbedingten Kirchengewalt hat unsere Kirche nie gekannt; sie erlaubt sich nur die Macht der Ueberzeugung, sie läßt sich nur freie Unterwerfung gefallen. Bei solchen Grundlagen und bei dem geschichtlichen Alter unserer Kirche ist zu erwarten, daß unter günstigen Umständen das Christenthum sich da noch einmal auffrischen dürfte, wo es seinen Ursprung genommen, — im Oriente, vielleicht in Rußland, dem jüngsten und lebenskräftigsten aller Länder, die sich zur griechischen Religion bekennen." —

Bei diesem schönen religiösen Glauben war es kein Aberglaube, wenn Melgunoff über seinem Bette geweihte Kreuze und Amulette aufzuhängen pflegte. Diese waren vielmehr Vermächtnisse einer verstorbenen frommen Mutter, Reliquien, die ihn auf seinen Reisen begleiteten. In der Ferne von seiner Heimath schlug aber die Kindesliebe des Fremd-

lings nicht blos in solcher Pietät, sondern auch in ungemeinem Wohlwollen für Kinder aus. Sonntags, wenn die Abenddämmerung anbrach, erschien, aus der Nachbarschaft angewonnen, eine Anzahl Kinder bei dem „guten russischen Herrn" zum Ball. Melgunoff setzte sich im dunkeln Zimmer an's Klavier, und spielte Tänze. Im anstoßenden hellen Gemach hüpften und jubelten die Kleinen, bis der freundliche Musikant im langen, umgürteten Rock, mit dem grünen Schirm über den kranken Augen, lächelnd hervor trat, und die kleinen Gäste mit Zuckerbrezeln, mit Thee und Obst bewirthete.

Dieß war die Sonntagsfeier so vieler Wochen, in welchen der Kampf mit mannigfachen Schmerzen die Arbeit der Werktage ausmachte. Wir drei Freunde, die ihn vereint oder abwechselnd jeden Abend besuchten, hatten seine Geduld und Selbstbeherrschung zu bewundern. Ein so beharrliches, immer wieder rückfälliges Uebel machte ihn nicht schwer und stumpf für die Interessen des Lebens. Er war selbst nicht einmal gern nach seinen Leiden gefragt, um die heitern Stunden freundschaftlichen Verkehrs nicht mit Klagen zu kürzen. Und er war dann wirklich heiter, ja fröhlich und zu allen Scherzen aufgelegt. Ließ er aber einmal eine Beschwerde laut werden, so war es über seine Augen, die ihm selbst bei Tageslichte den Dienst zum Lesen und Schreiben versagten. Auch die Zeitung, die er für sich hielt, lag dann nur mit dem Gewicht ihres Papiers in seinen Händen, und er mußte sich mit den Stücken begnügen, die ihm ein fremder Mund vorkaute. Und doch nahm er an allen Bewegungen der Welt so lebhaften Antheil! —

Damals brachte ein Zeitungsblatt die unerwartete Nachricht von dem tragischen Ende des russischen Dichters Puschkin, und bald auch einen Nekrolog über den unglücklichen Dichter, verfaßt von Löwe-Weimars. Melgunoff, der Puschkin persönlich gekannt, war mit dem Artikel nicht ganz zufrieden. Er theilte mir Ergänzungen und Berichtigungen mit, die ich zu meinem deutschen Aufsatze für Lewalds Europa verarbeitete. — Wenn ich sage, daß von diesem Augenblicke an mein Interesse für die russische Literatur erwachte: so will das nichts bedeuten. Allein ich behaupte, daß gerade Puschkins Tod der russischen Literatur einen Namen in Deutschland erweckt hat. Jenes unglückliche Duell war, so zu sagen, auf der Grenze der petersburger Diplomatie vorgefallen; nämlich mit dem Adoptivsohne des holländischen Gesandten, dem Schwager Puschkins. Das Räthsel der Herausfoderung, die Großmuth des Kaisers, die sich an der Familie, an den Schulden, an den Schriften des Gefallenen ausließ, die lauten Klagen Rußlands über den Verlust seines großen Dichters mußten Deutschland, auch in dessen trotziger Abneigung gegen Rußland, aufmerksam machen. Dabei war etwas so

Wildes in der letzten Pistolen-Poesie Puschkins, daß man sich schon eine lächelnd herablassende Neubegierde erlauben durfte.

Aus derselben Todeswunde eines bedeutenden Dichters, aus welcher eine neue Theilnahme der Deutschen an russischer Literatur hervor ging, entstand bald auch ein Deutsches Buch über russische Literatur, welches die junge Wißbegierde gerade hinreichend und auf ansprechende Weise befriedigen konnte. Die abendlichen Unterhaltungen über Puschkin hatten mich nämlich zu weitern Fragen, hatten Melgunoff zu ausführlicheren Mittheilungen angeregt, woraus ihrem Hauptinhalte nach — die „literarischen Bilder aus Rußland" entstanden, deren Verlag Cotta mit Vergnügen übernahm. — Nachdem dieses Buch Anerkennung und Beifall der bedeutendsten russischen Literaten gefunden hat, darf man zum Lobe Melgunoffs wohl sagen, daß es, bei gänzlichem Mangel russischer Hülfsmittel, hauptsächlich aus dem guten Gedächtnisse des Verfassers entstanden ist, der sich freilich eine Reihe von Jahren hindurch ernstlich genug mit der vaterländischen Literatur beschäftiget hatte. In Nebendingen sind andre Mittheilungen benutzt worden. Aber gerade diese haben in Rußland selbst dem Buche mancherlei Anfechtungen zugezogen von Seite einer literarischen Partei, die sich freilich in ihren Persönlichkeiten und Verdiensten nicht gern aus einem ihr vortheilhaften Dunkel hervorgezogen sieht. Sonst hat das Buch ein lebhaftes Interesse für die russische Literatur in Deutschland und Frankreich angeregt, und — auffallend genug — haben es sich zuerst die Holländer durch eine Uebersetzung angeeignet, sie, die auch bei der ersten Veranlassung des Buches, — dem Duell Puschkins — durch ihren Gesandten betheiligt waren! —

Ich sollte nun noch über Melgunoffs literarische Verdienste etwas beibringen: allein mein russischer Freund war sehr bescheiden in den Aeußerungen über sich selbst und seine Leistungen. Sind seine Novellen so wahr und lebendig in Erfindung und Darstellung, als seine Intentionen und Combinationen sich edel und sinnreich aussprechen: so ist es begreiflich, daß solche, nach ihrem anonymen Erscheinen, von jenen Kritikern sehr gerühmt worden sind, die jetzt im Aerger über die literarischen Bilder und über ihre eignen dort aufgestellten Portraits, sogar die Existenz Melgunoffs in Abrede gestellt haben. Vielleicht dürften sich, wie mir das geistige Wesen des Freundes vorgekommen ist, in dessen Schriften mehr philosophische, als poetische Bestandtheile vermuthen lassen. Die kleine, von Varnhagen von Ense übersetzt erschienene Novelle: „der Winterabend," (Freihafen 1839 III.) ist wol zur Begründung eines Urtheils noch nicht zureichend.

Und wie ich mich nun in diesen Augenblicken des russischen Freundes mit Vergnügen erinnere, steht auch seine Gestalt lebhaft vor mir da, —

ein großer wohlgebauter Mann mit ausländischem Gepräge des Angesichts. In seinen nicht gar entfernten Voreltern mischte sich tatarisches und engländisches Blut. Die Formen des Gesichts sind derb, aber nicht unedel; der Mund ist stark und hat etwas Jüdisches; die Gesichtsfarbe dunkelt und glänzt. Ansehen und Manier haben etwas Vornehmes.

Wjasemsky.

Im Frühjahr 1838 brachte das auf den Wogen der Ostsee in Brand gerathene Schiff auch den Fürsten Wjasemsky nach Deutschland. Gleich Tamino war er durch Feuer und Wasser gegangen; nicht aber um die Geliebte zu gewinnen, sondern mit dem Verluste seines Gepäcks. Schon einige Jahre früher war er mit seiner Familie eine Zeit lang in Hanau gewesen, um ärztlichen Beistand für eine kranke Tochter zu brauchen. Doch hatte ich ihn damals nicht kennen gelernt. Ich hatte noch keinen Begriff von der russischen Literatur, noch kein Interesse für dieselbe, und konnte mir überhaupt russische Poesien nie ohne die Vorstellung von sibirischem Pelzwerk denken. Jetzt vermittelte das von mir herausgegebene Buch eine Bekanntschaft, die Wjasemsky suchte, um sie mich gewinnen zu lassen. — Er litt an Hypochondrie, und ging auf des Arztes Rath nach Kissingen. Von da zurück kehrend, besuchte er Ems, als der Großfürst dort war, und reiste dann weiter nach Paris und England.

Die Russen stehen unter einem despotischen Klima, das ihnen zum Erkranken behülflicher, als zum Genesen ist. Mit dem Klima verschworen ist ihre Lebensweise, die — wie ihre Literatur eklektisch — aus allen Genüssen und Gewohnheiten fremder Länder zusammen getragen, sich die Fülle zur Mannichfaltigkeit nimmt. Sie greifen nach allen Früchten milder Klimate, um sich gegen ihren Winter zu erhitzen; mit hohen Flammen brennt der Lebensgenuß; aber die Asche fällt in die Eingeweide. Hier ist der Herd aller russischen Krankheiten, — der Skrofeln, der Gicht, der Hypochondrie.

Wjasemsky hat als Schriftsteller etwas recht Fürstliches: er streut seine lyrischen Gedichte und seine liebenswürdigen Briefe aus, unbekümmert, sie zu sammeln. Er weiß, daß sie wohl aufgehoben sind. Auf den ersten Blick sieht man ihn durchaus nicht für den Liebling der Frauen an, für welchen er doch gilt. Der finstere Ausdruck eines ganz russischen Gesichtes gibt seiner hohen Gestalt, seinen einfachen, leichten Manieren eine andere Bedeutung. Die lange, flache Oberlippe eines breiten, scharfen Mundes, — die kleinen, tief liegenden Augen scheinen eher Staatsgeheimnisse zu verschließen und zu erspähen; auf der viereckigen Stirne glaubt man die unruhigen Gedanken bemüht zu sehen, die Quadratur des Zirkels hervor zu ziehen. Wenn dann aber der Fürst in gelaßnem Sprechen Witz und Gefühl wechselt; dann spielt um Mund und

Auge so viel Herz und Geist, daß gerade das Unerwartete doppelt mächtig anzieht. Jetzt erkennt man den Mund, der die anmuthigen Briefe dictirt, jetzt schwärmen die Blicke, wie kleine graue Bienen, mit süßen Liedern aus. Man begreift, daß die Frauen, die sich ja zu gern als Schöpferinnen fühlen, mehr Wohlgefallen an einem Lächeln finden, welches sie eben sichtbarlich aus finstern Zügen eines geistreichen Mannes erwecken, als an jenem, das ihnen auf einem fadfreundlichen Gesichte glatt entgegen gebracht wird.

Daß die Russen auf der Schwelle zwischen Asien und Europa sitzen, ward mir einmal am Fürsten recht anschaulich. Er saß nämlich, wie der feinste Europäer auf einem gepolsterten Stuhle in heiterer, nachläßiger Unterhaltung. Plötzlich zog er mit unnachahmlicher Leichtigkeit die Füße empor auf den Sitz, und saß nun fortplaudernd, wie ein Türke, mit übergeschlagenen Beinen hoch auf dem Sessel. —

Der vornehme Mann und der Höfling sind in der Erscheinung und in der Unterhaltung Wjasemskys nicht zu verkennen. Er ist aber auch Staatsmann, und steht einem Zweige des Finanz-Ministeriums vor. Die poetische Laune desselben verräth sich in der kindlichen Empfänglichkeit des Reisenden für alle die nicht zu zählenden kostbaren Sächelchen einer vornehmbehaglichen Lebenseinrichtung, die er alle gern besitzen und kaufen möchte. — Rußland schätzt diesen Lyriker auch als eleganten Kritiker und geistreichen Biographen. Im Jahre 1792 geboren, sieht Wjasemsky älter aus als er ist, und ist jugendlicher dabei, als er aussieht.

Schewyreff.

Kurz hinter Wjasemsky kam dieser Freund Melgunoffs nach Hanau. Er brachte mir Grüße und Schriften russischer Literaten mit, deren in meinem Buche gedacht ist.

Aus einem alten fürstlichen Hause stammend, macht Schewyreff doch mit dem Fürsten Wjasemsky in mancher Hinsicht einen auffallenden Contrast. Sein Aeußeres hat durchaus kein russisches Gepräge. Fein von Gestalt, lebhaft in seinem Wesen, mit offnem, heiterem, glattem Angesichte konnte er für einen Franzosen — oder noch eher, da er helle Farben hat, für einen Deutschen aus gutem Hause und von edler Bildung gelten. — Wjasemsky ist ferner Hofmann und gelegentlich Poet, Schewyreff ist Professor und gelegentlich Hofmann. Schon neun Jahre früher war er in Deutschland, und hatte sich mit deutscher Literatur und Philosophie vertraut gemacht. Kein Wunder, möchte man sagen, daß er, von solchen deutschen Magneten angestrichen, auch fern in Moskau von der Stimmung einer jungen deutschen Schule, Schewyreffs Altersgenossen, mit ergriffen ist. Ich rede von der Beidlebigkeit junger talentvoller Männer zwischen Production und Kritik, zwischen Poesie und

Wissenschaft. Auch Schewyreff war eine Zeit lang unentschieden, und versuchte sich in beiden. — Manche will es bedünken, daß eine solche Unentschiedenheit eines jungen Mannes ziemlich entschieden gegen dichterischen Beruf zeuge. Ein rechter poetischer Herkules, meinen sie, würde gar nicht auf solchen Scheideweg gerathen; die Production, mit ihren frischen üppigen Reizen, würde ihn ganz an sich zaubern, und wol eher auf die tollsten Abwege mit sich reißen, als ihn auf einem Scheidewege sitzen lassen. Diese Ansicht scheint bei Schewyreff auch in der Art, wie er ein großes Trauerspiel unternahm, einige Bestätigung zu finden. Das ganze Leben des Romulus sollte nämlich, aus dem Gesichtspunkte eines Vorbildes der römischen Geschichte, in dramatische Handlung kommen. — Verräth dieß Unternehmen nicht ein entschiednes Uebergewicht des Forschungsgeistes über den poetischen Bildungstrieb? Melgunoff selbst, der dieß unvollendete Werk aus der Handschrift kennt, und dessen poetischen Gehalt rühmt, sagt, — es sei auf gelehrtes und philosophisches Studium der Geschichte und des Lebens gegründet. Auch verspricht sich Melgunoff noch die Beendigung des Werkes. Ich fürchte, es bleibt unvollendet. Denn wenn einmal historisches und philosophisches Studium in die Tiefe graben, kommen sie mit jedem Fuß tief weiter von der urbaren, sonnigen Oberfläche ab, in welcher die poetischen Bildungen wurzeln und wachsen.

Und soll ich dem Leser noch Etwas in's Ohr flüstern, — denn laut darf man es nicht überall sagen: — so verräth die große Vorliebe Schewyreffs für Dante schwerlich einen neuen Dichter. Dante kann heute keinen Dichter mehr erwecken, wie es etwa Shakspeare könnte. Grade an diesen beiden Dichtern kann man eine ganz einfache Probe poetischen Goldgehaltes machen. Nimmt man nämlich dem Shakspeare Alles, was man ohne gelehrte Noten nicht versteht; so verliert man spottwenig; nimmt man dem Dante, was man ohne gelehrte Forschung nicht versteht, so bleibt blutwenig übrig. Darum ist dieser Dante auch ein Abgott der Gelehrten, der Forscher, der Historiker. Er setzt ihren Fleiß, ihren Scharfsinn so in Bewegung, wie der echte Dichter unser Herz und unsere Phantasie, und sie genießen an diesem alten Florentiner, indem sie, die Stirne trocknend, sich zu seinen poetischen Gerichten setzen, die vorschmeckenden Früchte ihres eignen philologischen Schweißes mit.

Ich glaube, Schewyreff hat seine poetischen Versuche und Versuchungen glücklich bestanden. Er ist ein vielseitiger, gründlicher Gelehrter, ein geschmackvoller, geistreicher Forscher geworden. Seine poetischen Gaben ordnen sich nun der Wissenschaft als heitere Dienerinnen unter, um eine reiche und herrschende Gebieterin zu schmücken und zu geleiten. — Schewyreff glüht für die Wissenschaft; ihr hat er alle Vor-

Digitized by Google

theile seiner Geburt und seines Vermögens untergeben und dienstbar gemacht; er ist vielleicht ihr reinster und eifrigster Priester in Rußland. Schewyreff ist ein großer Kenner von Sprachen und fremden Literaturen. Das Deutsche ist seinem Munde weniger geläufig, als das Französische. Wenn man ihn in dieser Sprache lebhaft und beredt vor sich sieht, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wie gewaltig er vollends erst in seiner Muttersprache und vom Katheder in Moskau reden würde. Ich sage vom Katheder: denn etwas Docirendes, das ihm eignet, gehört ja zum Professor, es ist das Kennzeichen der Profession, wie man den Färber an der blauen Hand erkennt. Ich habe ihm mit wahrem Vergnügen zugehört, als wir, nach seiner Rückkehr aus dem Bade, am heitersten Septembertage im Garten der frankfurter Mainlust an einem kleinen Tische unter niedern Bäumen zu Mittag speisten. Er hatte nach russischem Styl eine lange Reihe der schmackhaftesten Schüsseln bestellt, um seinen deutschen Gast zu bewirthen. Aber sein geistreiches Gespräch schien darauf auszugehen, die Lockungen der Schüsseln zu überbieten, und mich von den aufgetragnen Herrlichkeiten immer wieder abzuziehen. Es war nicht die Absicht des freundlichen Schewyreff, seinen Gast in solches Gedräng zu bringen. Und wäre sie es auch gewesen; so hätte er nur verrathen, daß er nicht weiß, was der Deutsche eines constitutionellen Staates vermag. Wir wissen uns in der richtigen Mitte zwischen zwei Gewalten zu bewegen, wenn wir auch nicht weit kommen. — Bei solchen Gelegenheiten hat man recht den doppelten Beruf der menschlichen Zunge zu bewundern, auf welcher sich, wie auf einer fliegenden Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit, die garen Materien der Erde und die fertigen Gedanken des Geistes begegnen. Wie arm ist der Mensch, der gedankenlos eine rohe Kost verzehrt!

Die Sonne schien, die Luft war mild. Wie freute sich Schewyreff auf die balsamige Oktoberluft Roms, wohin er andern Tags auf den Winter abzureisen gerüstet war! Dort sollte auch wieder das Studium Dantes aufgenommen werden. Schon früher hatte er eine gelehrte Abhandlung über diesen Dichter als Dissertation zur Professur in Moskau geschrieben. Nun trägt sich Schewyreff damit, ein größeres Werk über Homer, Dante und Shakspeare zu schreiben, die ihm für die drei größten Dichter gelten. — Seine „Theorie der Poesie in geschichtlicher Entwicklung" liegt vor mir, — ein starker Band von hieroglyphenschrift des Russischen, in welchem Citate aus den Alten hervorblicken, wie gute Bekannte, die aus einer ihnen selbst fremden Gesellschaft steif und verlegen zu uns herüber lächeln.

Statt eine Schriftprobe von ihm mitzutheilen, verweisen wir auf die „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" No. 1 u. f. — wo Schewyreffs erste Vorlesung über die russische Literatur, eine Ueber-

sicht der Entwicklung derselben enthaltend, mitgetheilt ist. — Möchten seine gelehrten und geistreichen Arbeiten in Deutschland so viel Interesse finden, als ich mich seiner persönlichen Bekanntschaft freue! —

Neweroff, Stankewitsch, Turgeneff.

Zwei jüngere, in Berlin studirende Russen, Neweroff und Stankewitsch, hatten schon früher, mit brieflichem Gruße von einem verehrten Manne, von Varnhagen v. Ense, den Herausgeber der literarischen Bilder aus Rußland besucht, und ihm ihre Zufriedenheit mit diesem Buche ausgesprochen. Beide stellten sich als sehr unterrichtet und für deutsche Wissenschaft begeistert dar. Zwischen ihnen und Varnhagen schien ein eigens freundlicher literarischer Verkehr zu bestehen. Durch wen konnten sich diese jungen Männer auf dem unübersehbaren Gebiete deutschen Schriftenthums besser orientirt und gefördert finden, als durch Varnhagen? Aber auch dieser gewann den Vortheil, durch Russen selbst in die russische Sprache eingeführt zu werden, für welche ihm — wie er sagt — durch das eben erwähnte Buch eine alte Liebhaberei wieder wach geworden war. Ein hartnäckiges Unwohlsein und andre Arbeiten hielten den eifrigen Mann nicht auf, in dieser wenig gekannten und schwierigen Sprache so weit vorzudringen, daß er sich den stillen innern Genuß der Bekanntschaft eines neuen Dichters machen konnte. Nämlich Puschkins. In vier Oktoberblättern der berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik aus vorigem Jahre macht er uns mit der Ausbeute aus den drei ersten Bänden der auf Befehl des Kaisers veranstalteten Ausgabe dieses Dichters bekannt. Es ist höchst schätzenswerth, wenn Männer, wie Varnhagen, zwischen die uns bisher gebotenen Uebersetzungen des oft Unbedeutenden, die uns gegen die russische Literatur einnehmen könnten, und zwischen die Lobpreisungen der Russen über ihre Poesien, die wir auf guten Glauben annehmen müssen, mit einem deutschgewiegten Urtheile treten, und das Interesse für eine Literatur vermitteln, gegen welche wir uns bisher verschlossen gehalten, obschon sie selbst, kräftig erwachsend, sich stets dankbar gegen ihre deutsche Amme beträgt. —

Jenen jüngern Russen folgte bald ein älterer stattlicher Mann, um dasselbe Buch bei dessen Herausgeber einigermaßen zu verklagen.

Turgeneff, früher Director im Ministerium des Unterrichts, gehört einer Familie an, die ältere und jüngere Verdienste um russische Literatur und Bildung hat, und ein Buch seines Bruders über Finanzwissenschaft soll höchst ausgezeichnet und anerkannt verdienstlich sein. Ueberdieß hätten aber freilich auch die Verdienste dieses würdigen Mannes selbst in unserm Buche über den literarischen Zustand Rußlands erwähnt werden sollen. Schon über ein Jahrzehent lang widmet Turge-

neff Fleiß und Vermögen den Materialien zur russischen Geschichte, die er allerwärts sammelt. Er hat Italien, Frankreich, England bereist, und wohl eine Schiffladung von Abschriften wichtiger Documente aufgestapelt; wobei ihm auch manches nicht grade auf russische Geschichte bezügliche unbekannte Werk abschriftlich in die Hände gekommen ist. So hat Turgeneff einen unschätzbaren Besitz, über den er hoffentlich auch dereinst wird verfügen können, und der großentheils, wenn auch nicht den jetzigen, doch den spätern russischen Historikern mit höherer Erlaubniß zu Statten kommen wird.

Turgeneff, ein Mann von ansehnlicher Gestalt und in's Derbe geformtem Angesichte, stellt sich in einfacher und bequemer Art als ein vielgereister und der besten Gesellschaften gewohnter Edelmann dar. Wirklich hat er die ausgebreitetsten Bekanntschaften mit Staatsmännern und Gelehrten, und unterhält den vielseitigsten brieflichen Verkehr. Daß ein solcher, der europäischen Welt angehöriger Mann auch einen weltweiten Sinn habe für alles Beachtenswerthe, was in Kunst und Wissenschaft, in Gesellschaft und Staat vorgeht oder vorhanden ist, läßt sich schon denken. Die mehr oder weniger ausgezeichneten Persönlichkeiten, die mehr oder weniger wichtigen Ereignisse — Alles interessirt ihn; er faßt die Menschen und die Dinge aus ihren Umgebungen, aus ihren Elementen auf. Er beurtheilt die Productionen berühmter Männer im Namen ihrer Persönlichkeit; er kennt die chamäleontischen Begebenheiten des Tags von dem Boden selbst, von welchem sie Farbe nehmen. Wie viel genauer und richtiger urtheilt ein solcher Mann über so Vieles, was uns eben fern genug ist, um uns zu täuschen oder zu verwirren! — Daß aber ein solcher Mann mitten in der Unruhe der Welt und im Wechsel der Länderstriche, bei den vielfachsten Interessen, bei so verwirrenden Anschauungen eine solche religiöse Richtung und Wärme behalte, wie Turgeneff, — das ist vielleicht nicht so gewöhnlich. Er folgt den oft stürmischen Wellenschlägen unserer deutschen Theologie, ohne sich von dem positiven Boden des Glaubens wegspülen zu lassen, auf welchen ihn seine Kirche aus der heiligen Taufwelle zuerst gerettet hat. — Unter unsern Theologen hat Turgeneff die meiste Liebe für Neander gefaßt, und er reist nie, ohne die jüngsten Schriften dieses Mannes mit sich zu führen. Ueberhaupt aber ist dieser reisende Gelehrte als eine literarische Lawine anzusehen, die fortrollend ganze Bibliotheken um sich aufballt, mit denen sie sich von Zeit zu Zeit in das kalte Rußland wälzt. So habe ich diesen ehrenwerthen Mann zuletzt von Kissingen scheiden sehen, um sich auf dem kleinen Umwege über Hamburg und Kopenhagen nach Petersburg und Moskau zu begeben. —

Digitized by Google

Bald nach jenen russischen Besuchen war im Sommer 1838 der russische Großfürst-Thronfolger zur Herstellung seiner Gesundheit nach Ems gekommen. Ihm zogen sich über Hanau einige Männer seines Gefolges nach. Und so fand ich eines Abends, vom Spaziergange heimkehrend, einige deutsche Zeilen des Barons Rosen in meiner Wohnung. Ohne Zweifel war es jener Rosen, der in dem erst spät erlernten Russischen dichtete, — der Schule junger Deutschen angehörig, die ihr germanisches Wesen in russischer Sprache mit oder ohne slavische Legirung ausprägen. Er bedauerte in seinem Billet, mich nicht getroffen zu haben, und sprach von Mittheilungen für die „literarischen Bilder aus Rußland." — War es denn nicht eine Kleinigkeit für mich, nach Ems zu gehen, zumal ich dort auch Schukowsky kennen lernen konnte, — den halbdeutschen Russen? Und, als ich nun wirklich ging, — welch' eine liebe Fügung, daß ich auf dem Wege dahin unbedacht zum Jahresgedächtniß der mainzer Feste kam, denen ich das Jahr vorher mit Absicht zugepilgert war, — der Gutenbergsfeier?

Wie hätte ich, ein literarischer Pilger, an der Andacht vorüber gehen dürfen, die, mir am Wege, dem Erfinder des Buchdrucks zu Ehren abgehalten wurde? —

Am Vorabende ward dem Monumente Gutenbergs ein Festgesang mit großem Fackelzuge gebracht, und die eigentliche Feier folgenden Vormittags nach dem Hochamte mit der Taufe eines neuen prächtigen Dampfschiffes begangen. — Taufbegierig, wie nur immer in den ersten Tagen des Christenthums ein junger heidnischer Fürst nach einem Sitze des Glaubens geeilt sein mochte, keuchte das geschmückte Schiff von Biberich, der Sommerwohnung eines — bedeutenden Actionärs nach Mainz herauf, umkreiste prunkend die Rheinmühlen, und legte sich dann, von Kanonenschüssen begrüßt, am Ufer an. Der erste Ehrenkranz, der ihm zuflog, war aus dem Dampfe einer dieser Kanonen gebildet. — Nachdem bei der Ankunft des Bischofs die Empfangs- und Erwiderungsreden gewechselt waren, drängten sich die Frauen, die dem Täufling eine prächtige Fahne gestickt hatten, die Actionäre, die ihn in ihre Dienste nahmen, und Freunde, die aus besonderer Gunst in den abgesteckten Kreis zugelassen wurden, über das flüchtige Brückchen auf das Verdeck. In seinen Pontifikalien verrichtete der hohe Priester die Taufe, so daß im Augenblicke, als er zu Ehren des Tages dem Schiffe den Namen „Gutenberg" verlieh, sich diese Namensinschrift unter dem bemalten Bogen des Räderkastens aus ihrem Verdeck enthüllte, und zugleich eine Wimpel mit demselben Namen nach der Spitze des Mastes aufflog, von Kanonen begrüßt. Und doch war es nicht ganz derselbe Name! Unten nämlich hieß das Schiff „Gutenberg" und oben „Gut-

tenberg." — Gewiß ein merkwürdiger Fall, daß einmal gerade in der Höhe am „Guten" zuviel geschah! —

Wenn man nicht in der Frühe des Tags mit dem mainzer —, sondern gegen Mittag mit dem mannheimer Dampfschiffe von Mainz abgeht, so fügt es sich, daß man eine Strecke unterhalb Bingen auf dem Verdecke des Schiffes in ansehnlicher Gesellschaft und mit dem Blicke auf die nahen Weinberge und Ruinen zu Mittag speisen kann. Die herrlichsten Landschaften, Sonne und Schatten wechselnd, rollen sich als lebendige Gemälde vor uns ab; ein sanfter Wind spielt im Zelttuche über unsern Häuptern; um uns her in drei Sprachen plaudern die fröhlichen Gäste. Von vielfachen Leiden, aus alten Gefängnissen befreit, besänftigt von gährendem Groll perlen in unsern Pokalen die an diesen Ufern gebornen Weine beim Wiedersehen ihrer Rebenmütter. Ja die grüne Woge des Stromes selbst braust und schäumt nach den Ufern hin, sogar wenn jetzt auf Augenblicke die fröhlichen Gäste auf dem Verdeck schweigen, weil Schuß und Hörnerruf die schlummernde Sippschaft des uralten Echo aus den hintersten Schluchten des Gebirges zum Mitgenusse all' des Guten weckt.

Zu Koblenz tritt man mit einem Meilenschritte vom Ufer des Rheins über den Berg an das Ufer der Lahn, wo sich Ems am Fuße einer langen Berghalde hinzieht. Ich eile aus dem Gasthofe nach dem freien Platze vor dem Brunnenhause, und finde die vornehme Welt in den letzten Strahlen der hinter die Berge sinkenden Sonne webern. Um einen schlank und hoch gewachsenen Jüngling in dunkelblauen Beinkleidern und grünem Ueberrocke mit rundem Hute schießen Frauen und Männer zu einem Strahlenkranze von Ehrerbietung an. Sein Gesicht hat regelmäßige, edle Formen, nur sieht es leidendgelbblaß aus. Es ist der russische Großfürst. Seine Schritte sind kürzer, als seine Beine, sein Gang hat mehr Leichtigkeit, als Gewicht. — Wer sind die ihn Umgebenden? — Nachbarliche Fürstinnen, ein Paar sehr bewegliche Fürstensöhne. — In der Brunnenhalle begegne ich dem Fürsten Wjasemsky, der es schon weiß, daß mich Shukowsky interessirt. Kaum sind wir auf den freien Platz hinausgetreten, so ruft er laut den Dichter an, und stellt mich ihm vor.

Man sieht einen freundlichen Mann vor sich, dem man schon einige Mal in Deutschland begegnet zu sein glaubt; nur erinnert man sich eben nicht, ob man ihn im Kreise höherer Beamten, oder auf einem Katheder, oder im Komtoir einer großen Fabrik gesehen habe. Fremd sieht er uns nicht aus, — dieser stattliche Mann mit etwas vorhangendem Haupte, mit dem offnen, blonden Gesichte und der weichen Fülle des Körpers. Er spricht ja auch mit deutscher Ruhe und ehrlicher Miene, wie Einer, dem es vor Allem um die Wahrheit zu thun ist, und zwar

um die nicht weh thuende. Mit unsern literarischen Bildern aus Rußland ist er überhaupt einverstanden; nur hätten die Blätter, auf denen Bulgarin und Consorten stehen, nicht so rauhhaarig gewachsen sein sollen; nicht weil jenen Männern Unrecht geschähe, sondern weil sie, mit Brenn=Nesseln abgefertigt, nun die fremden Lorbeeren und das ganze Buch verschrieen. Sonst hätten ihnen die Dörnchen immer noch dichter wachsen können. — Der Mann von Geist bricht in Shukowsky's Unterhaltung weniger mit lodernder Phantasie, als mit leuchtenden Gedanken durch.

Halte man mich ja nicht für erpicht darauf, den russischen Dichter Shukowsky zum Halbdeutschen stempeln zu wollen. Vielmehr ist es interessant an dieser Persönlichkeit wahr zu nehmen, wie sehr das deutsche Wesen sich auch in slavischer Mischung vorwaltend erhält. Um dieser, an sich merkwürdigen Erscheinung willen darf man es wohl sagen, daß Shukowsky in der That zur Hälfte unserm Vaterlande angehört, durch das deutsche Fräulein, das ihn geboren hat. Die Liebe ist conservativ!

Nach Shukowsky, dem deutschthümlichen Russen, sollte ich noch am Spätabende einen russenthümlichen Deutschen auffinden. — Baron Rosen ist ein kleiner, unansehnlicher Mann, lebhaft und gesprächig. Doch auch bei diesem von Shukowsky so verschiednen Aussehen, ist er eine ganz deutsche Erscheinung. Die Deutschen kommen ja in den abweichendsten Physiognomien und Gestalten vor, ohne in solcher Mannichfaltigkeit als Deutsche verkannt zu werden. Kein europäisches Land hat so verschieden gestempelte Menschen und so verschieden geprägte Münzen, als Deutschland. Rosen selbst, wenn auch nicht zu den großen Stücken gezählt, hat doch seinen richtigen Feingehalt. Er ist kein — Koburger, sondern ein Liefländer.

Rosen empfing mich sehr artig, lodernd von literarischem Interesse. Da er in unserm Buche über die russische Literatur nur kurz erwähnt ist (pag. 161): so war es mir sehr lieb, etwas Genaueres über seine Verdienste um die russische Poesie von ihm selbst zu erfahren. — Nicht von Kindheit auf, sondern erst in den wechselnden Garnisonen seines Militärdienstes, mitten im echt russischen Leben der Provinzen, hat er das Russische erlernt und bewältigt. Diese Sprache ist noch so jugendlich biegsam und in weicher Entwicklung unfertig, daß ihr selbst der dichtende Fremdling neue Beugungen und Bildungen beibringen konnte. Rosen erinnert sich mit Vergnügen, wie sehr seine neuen Wortbildungen und Sprachwendungen selbst von Puschkin bewundert worden seien.

Allerdings erkennen auch andre Russen diese Eigenheiten des Rosen'schen Styles an, nennen dieselben aber — Germanismen, und

tadeln sie. Es sind nun entweder Moskauer, die eifersüchtiger, als die Petersburger, auf die ungestörte Entwicklung des Russischen aus dessen eignem Marke sein mögen, oder Puschkin, sonst ein tiefer Kenner des volksthümlichen Russischen, konnte auch artig sein.

Was man an Rosen anerkennen muß, ist sein schon erwähnter großer Eifer für Literatur. Diese erfüllt ihn ganz. — „Ich und Schewyreff, sagt er, sind die einzigen eigentlichen Literaten in Rußland, — die nämlich ganz der Literatur leben, und sie um ihrer selbst willen treiben. Da sehen Sie einmal diese so ausgezeichneten Männer, Wjasemsky und Shukowsky! Beide dichten und schreiben nur nach Laune und Behagen. Daß sie am Hofe leben, ist ein Unglück für unsere Literatur; denn sie leben eigentlich zuviel, die Zerstreuungen und Genüsse des Hofes entführen sie zuweit den Musen. Ich sage es diesen Herren oft genug. Nicht wahr, beide haben gewünscht, daß bei einer zweiten Auflage Ihrer literarischen Bilder aus Rußland der gegen Bulgarin und Andre ausgesprochne Tadel wegbleiben möchte? Nein doch! Lassen Sie ihn nur als wohlverdient stehen, aber fügen Sie auch für diese Herren die gerechten Vorwürfe bei. Wir wollen es ihnen laut sagen, daß sie faul sind, und mit ihren Talenten zu wenig schaffen.“ —

Solcher Weise eiferte der lebhafte Mann den Abend und den andern Morgen, als wir auf dem Zimmer saßen und am Brunnen wandelten. Er selbst, im Dienste des Großfürsten, lebt am Hofe, und weiß also, daß man auch dort seiner geliebten Literatur treu bleiben kann. Ja, er sucht dieser Stellung selbst Vortheile für die Poesie abzugewinnen, und hat bei Gelegenheit eines von ihm gedichteten Trauerspiels, in welchem ein grausamer, gehässiger Zaar eingeführt wird, eine Bestimmung darüber veranlaßt, bis zu welcher historischen Zeit die russischen Herrscher auf die Bühne gebracht werden dürfen. Es ist immer ein Gewinn, wenn die poetische Freiheit weiß, was sie darf! — Zu einer neuen Auflage unseres vielerwähnten Buches, für welches sich Rosen sehr interessirte, versprach er zahlreiche Ergänzungen und Verbesserungen. — Ich kann aber solche nur stückweise geben, sagte er, denn wir sind mitten in der Unruhe des Reisens; aber von jeder Poststation sollen Sie ein und das andre Blatt erhalten!

Wie freute ich mich auf diese Mittheilungen! Es ist jetzt grade ein Jahr, daß ich mich darauf freue! — Inzwischen soll freilich mit dem Baron Rosen eine literarische Sinnesänderung vorgegangen sein. Er hat sich nämlich in der „nordischen Biene“ — dem Organe Bulgarins — gegen den in Petersburg bestehenden literarischen Kreis ausgesprochen, dessen Mittelpunkt der Fürst Odojewsky ist, und zu welchem sich Wjasemsky, Shukowsky und andre Notabilitäten halten. Ja,

durch Beiträge zur nordischen Biene hat er sich gewissermaßen als Freund und Bundesgenossen des Bienenvaters bekannt.

Baron Rosen führte mich auch dem mit dem Großfürsten erzognen jungen Grafen Wielhorsky zu, den ich als einen sanften, einfachen, sehr unterrichteten und sprachkundigen Jüngling kennen lernte. Denn wir mußten, obschon er leidend war, zu Mittag bei ihm bleiben. Hier besuchte uns Shukowsky, und lud uns ein, den Nachmittag bei ihm zuzubringen. — Wir trafen da unvermuthet den Baron v. R., jenen einarmigen Freund Shukowsky's, der einst den kranken Dichter in Hanau festgehalten hatte. So stand ich denn unerwartet am Anfange der russischen Praxis in Hanau. —

Zum Abschiede von den Russen in Ems theilen wir ein Gedicht Shukowsky's, nach einer Dolmetschung übersetzt, mit, in welchem sich dieses Dichters eigne, sinnige Anschauungsweise ausspricht. Dem Leblosen haucht er gern nicht nur sittliche, sondern nach Umständen auch religiöse Empfindungen ein.

Die See.

O himmelblaue See, tief und verschwiegen
Hältst du bezaubert mich an dir zurück.
Du athmest Leben in unruh'gen Zügen,
Ein stumm Verlangen, ungemessnes Glück.
O welch' Geheimniß mag dich denn beleben?
Enthülle deiner Liebe stummes Loos!
Wovon nur mag dein tiefer Abgrund beben,
Wovon denn zittert fort und fort dein Schooß?
Bist du vom weiten Himmel angezogen,
Gefangne du, in reine, süße Schau?
Und er besänftigt deine stolzen Wogen,
Er kleidet dich in sein durchsichtig Blau?
Sein Widerschein ist dir ein weicher Schleier,
Und röthet ihn der Morgen purpurlich,
Dann funkelst du mit seiner Sterne Feuer,
Und seine goldne Wolke schmückt auch dich.
Doch wenn die Ungewitter nun mit Nacht
Und Wolken jenes Firmament umthürmen,
Dann ächzest du, stehst auf mit wilder Macht,
Den eifersücht'gen Dunst hinabzustürmen.
Und ja, er weicht! doch deine Unruh währet,
Du fluthest fort mit wildem, trübem Blick,
Und mit dem alten Glanz des Himmels kehret
Die alte Ruhe nicht sobald zurück.
Noch lange wird dein grauser Abgrund beben,
Mit deinem Frieden ist's auf lang vorbei.
Wer auch vermöchte dir den Trost zu geben, —
Nun bleibe dir dein liebster Himmel treu!

Manche Tage beglücken uns durch die anmuthigste Uebereinstimmung von Erlebnissen. So sollte ich heute, nach meinem Abschiede von russisch-deutschen und deutsch-russischen Literaten, noch zur Gefährtin über den Berg nach Koblenz eine deutsche, in russische Angelegenheiten verwickelte Schriftstellerin finden. Doch als solche, wiewohl nicht an ihren Federn, lernte ich sie erst bei unserm Abschiede kennen. Anfangs, als wir uns beide so traulich zusammen in einen nach Koblenz zurückkehrenden Wagen setzten, bemerkte ich nur ihre überaus heitre und zufriedene Miene. Auch konnte die gute Frau ihr übervolles Herz nicht lange verschlossen halten. — Ich habe heut einen recht frohen und glücklichen Tag gehabt! rief sie bald aus. Ich bin mit einem Anliegen bei dem russischen Thronfolger unerwartet gut aufgenommen worden. Er ist selbst ein vortrefflicher Fürst, und hat wohlwollende Männer um sich, die ihn zugänglich machen. Ich kehre reich beschenkt von ihm zurück. —

Ei? fiel ich ihr lächelnd in die Rede. Doch ja! der Sommer 1838 ist sehr merkwürdig für Deutschland. Sonst war von englischen Subsidien die Rede, jetzt wird man bald nach russischen Geschenken rechnen. Die deutschen Residenzen sind ja gegen einander ordentlich eifersüchtig auf die Anzahl und den Betrag der Ringe, Uhren, Dosen, die es hagelt, so oft der russische Kaiser von einem Orte zum andern blitzt. Und der Prinz —

O nein! versetzte sie. So bin ich nicht beschenkt worden. Solche Gunst mag denen zu Theil werden, die etwas bieten können, — Künstlern, Gelehrten: ich hatte nur zu bitten. Ich bin als Mutter beschenkt worden. Hören Sie nur! Ich darf es nicht verhehlen, daß ich von dem russischen Regentenhause wiederholte Beweise von Gunst erfahren habe. Einst war mein Mann in so glücklichen Verhältnissen, daß wir, weil in unserm Städtchen ein gutes Gasthaus fehlte, den Kaiser Alexander, als er nach Paris ging, aufnehmen und bewirthen konnten, so, daß er später, auf seiner Reise nach Aachen, durchaus wieder nach unserer Wohnung verlangte, obschon sich inzwischen ein gutes Gasthaus aufgethan hatte. Wie leutselig er mit uns Allen umging, könnte ich Ihnen weitläufig erzählen. Aber er wollte auch mehr thun, und nahm unsern, in der polytechnischen Schule zu Paris gebildeten Sohn mit nach Petersburg in Dienste. Da ging es ihm auch recht wohl! Späterhin wurde er aber nach den südlichen Provinzen versetzt, weil er als Lehrer an höhern Schulen gar erstaunlich brauchbar ist. Von dort blieben uns zuletzt seine Briefe aus; wir schrieben und schrieben, und erhielten nie Antwort. In unserm schönen Vermögensstande sehr zurück gekommen, sollte ich nun auch über das Leben meines geliebten Sohnes in Ungewißheit schweben. Denn auch auf den schwarzen Brief

über den Tod seines Vaters, kam keine Antwort. Da wendete ich mich in der Angst meines Herzens an die jetzige Kaiserin, und flehte von ihrem deutschen Mutterherzen Nachricht über meinen, in ihrem weiten Reiche verloren gegangnen Sohn. Wir waren ja beide Mütter, und hatten unser Theuerstes in Rußland. Nur daß ich weiter davon war, als sie. Und sehen Sie! Nach kaum ein paar Wochen erhielt ich in der That Antwort, — mein Sohn lebe und werde mir ganz kürzlich schreiben. So kam es auch. Und wissen Sie, wie es zugegangen war? Der Gouverneur war Mitternachts in die Wohnung und an das Bett meines Sohnes gekommen, hatte sich an seinem Vor- und Zunamen und an dem Namen seiner Mutter des rechten Mannes versichert, und ihm dann befohlen aufzustehen, und eine Empfangsbescheinigung über den ihm von der Kaiserin mitgetheilten Brief auszustellen. Bis den andern Mittag aber mußte er sich schriftlich verantworten, warum er seither seiner Mutter nicht mehr geschrieben habe, auch einen Brief an diese beifügen, und beides dem Gouverneur selbst zur weitern Beförderung an die Kaiserin übergeben. Der ganze Grund seines Schweigens war aber nur gewesen, daß er unsere Briefe eben so wenig, als ich die seinigen, empfangen, und mich endlich für todt gehalten hatte. — Sehen Sie, mein Herr, solche Huld empfing ich von der Kaiserin, und nun komme ich von ihrem Sohne, dem Großfürsten, mit neuer Gunst. Mein Sohn wünscht nämlich mich und seine Geschwister noch einmal zu sehen, kann aber nur einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, was für eine so weite und kostspielige Reise nicht lohnt. Da habe ich mich nun an den Prinzen gewendet, und er hat mir zugesagt, daß meinem Sohne sechs Monate Urlaub ohne Gehaltsabzug und sogar noch mit Reisevergünstigungen bewilligt werden sollen. Ich möchte ihm nur schreiben, daß er selber darum nachsuche. Und denken Sie! Wenn ich den Brief gleich schreiben würde, sagte mir diesen Morgen der Prinz, so sollte ihn der Feldjäger mitnehmen, der diesen Abend nach Petersburg abginge. So habe ich mich denn alsbald hingesetzt, den Brief vorhin abgegeben, und kehre nun mit seligem Herzen nach Hause zurück, wo mich eine weniger trunkene Feder, als die eben niedergelegte, erwartet. —

Wir fuhren über die Schiffbrücke den zahlreichen Lichtern entgegen, die aus Koblenz über den Rhein her funkelten. Uns im Rücken lag Ehrenbreitstein in der letzten Abendblässe. — So sehr meine Reisegefährtin eilte, konnte sie sich doch nicht entschließen, mit mir in das zu Nacht fahrende Dampfschiff zu gehen. — Nein! sagte sie, es graut mir, in der Nacht auf den Strom zu gehen, wo man dieß keuchend-arbeitende Ungethüm der Dampfmaschine in der Stille doppelt hört, und die Schiffleute so leicht etwas versehen können. Erst jüngst ist hier in der

Gegend ein Unglück geschehen. Sonst wäre ich gerne in aller Frühe zu Hause eingetroffen; denn ich bin schon drei Tage von dort weg; die Woche geht zu Ende, und eine Menge Inserate werden mir eingelaufen sein. Wissen Sie, — ich redigire das Wochenblatt von Bingen! —

Auf dem nächtlichen Dampfschiffe war eine sehr schöne Engländerin. Sie war so schön, daß sie gewiß Bewunderung erregt hatte in der Zeit, wo sie noch schöner gewesen sein mußte. Denn sie war schon im Abwelken begriffen. Sie ließ sich mit vornehmem Behagen von zwei Männern in abwechselnd englischem und französischem Gespräch unterhalten, — von einem englischen Obersten und von einem standesherrlichen deutschen Grafen. Jener wollte noch das Bad Schwalbach besuchen, dieser in's Darmstädtische reisen. Beide buhlten um den Beifall der Lady, die sehr hübsch lachte, und mit dieser schönen Gabe verschwenderisch umging. Einigemal gelang es dem deutschen Grafen, die Lady mit Anspielungen auf deutsche Lächerlichkeiten zu ergötzen, und ich hoffte, der Oberst werde nun auch auf Kosten seiner, im Lächerlichen viel wohlhabenderen Landsleute etwas zum Besten geben. Da ich mich aber in dieser Erwartung getäuscht sah, ging ich auf das Verdeck, blickte den nachtschimmernden deutschen Strom entlang und nach den dunkeln Berggestalten hinüber, die sich auf grauem Himmel auszackten. Es war kalt, und ich konnte mich in den leichten Sommerkleidern nur hinter dem wärmenden Dampfschlote gegen den rauhen Nachtwind halten. In der Kajüte war es allerdings behaglicher; allein ich wollte erst den deutschen Standesherrn — schlafen gehen lassen. — Ich sah über mir den grauen Rauch im Scheine der hochschwebenden Schifflaterne nach dem rechten Ufer wehen, und gerieth auf politische Betrachtungen, die mir immer kommen, wenn mir unwohl zu Muth ist.

Zwei Winde — so kam es mir vor — wehen jetzt, nicht abwechselnd, sondern zu gleicher Zeit über einander hin, durch unser Deutschland, — ein Westwind über die unteren und mittleren Regionen, und ein Nordost über die höchsten, herrschenden Gipfel. Den Westwind erkennen wir leicht genug am Rauch der Schlöte, an Thurmfahnen und Kirchenhähnen; aber der höhere weht leiser, und kann vielleicht nur in der Art, wie wir Knaben, um unsern papiernen Drachen steigen zu lassen, bei Windstille den Luftzug mit einem fallenden Haare suchten, — mit einem Härchen aus dem Bart eines Diplomaten geprüft werden. — Welcher von beiden könnte wohl in Zeiten eines Sturms gefährlicher für uns werden, — der russische oder der französische Wind? — Dieser letztere ohne Zweifel! denn da er manche Sympathien anblasen würde, könnte er uns entzweien. Und Deutschland hat in seiner Entzweiung nie Glück, sondern immer nur Unheil und Erniedrigung gefunden. Jener andre Wind aber entzweit uns nicht; er kann die deutschen Völker

nur enger verbinden und ermuthigen, wie es ja dem Nordost eigen ist, daß er die Nerven spannt und stärkt, — sich ihm zu widersetzen. —

Und auf einmal erkannte ich auch, wozu mir die schönen russischen Bücher dienen möchten, die sich als Zeichen des Wohlwollens achtungswürdiger Fremdlinge bei mir aufspeichern; wenn nämlich einmal, — was Gott verhüte! — jene Nordflocken wieder herein wehen sollten, die sich mit Bärten und Spießen krystallisiren: dann kannst du, dachte ich, wie Kaspar in der Wolfsschlucht seine Steine, so diese Bücher in einem Zauberkreise um dich und die Deinen herlegen, und schützest dich gegen das wilde Heer.

Bald nach meiner Heimkehr von diesem Ausfluge kam einer der bedeutendsten russischen Dichter, — vielleicht nach Puschkins Tode der begabteste — nach Hanau:

Jasikow.

Aber er hatte nichts mehr von dem burschikosen Aussehen übrig, nach welchem er uns aus seinen gesunden Tagen beschrieben war, — im Studentenkittel, mit einem Kranz auf dem Haupte und einem Pokal in der Hand, als russischer Dionysos. Abgemagert, mißfarbig, krummgezognen Rückens raschelte er aus dem Seitenzimmer mit kurzen Schritten, und sank erschöpft in die Sopha-Ecke. — Jasikow war krank; er litt am Rückenmarke. Ein junger Arzt und ein Freund des Dichters hatten ihn nach den böhmischen Bädern und jetzt nach Hanau begleitet, wo er unter Kopps Behandlung überwintern wollte.

Als mich Kireewsky, jener mitgekommene Freund, besuchte und zu Jasikow einlud, machte er mich voraus mit einer Eigenheit des Dichters bekannt. Wer von Jasikow, dem schwungvollen Lyriker, von Jasikow, dem Dorpater Studenten gehört oder in unsern „literarischen Bildern aus Rußland" gelesen hatte, konnte ihn nicht als menschenscheu oder mit wunderlicher Blödigkeit behaftet denken. Und doch war diese nicht etwa neu und eine Folge seiner Krankheit, sondern älter und vielleicht sogar die Ursache seines Leidens. Denn grade aus gesellschaftscheuem, einsiedlerischem Hang hatte er sich oft monatelang auf sich selbst zurückgezogen, hatte gebückt, mit übergeschlagenen Beinen sitzend, gelesen, geträumt, gedichtet, ohne Bewegung und frische Luft, bis sein Rückenmark krankhaft ergriffen war. — Indeß gab der hanauer Arzt Hoffnung zur Genesung, die freilich mit einem langen Winter zu kämpfen hatte. Wie freute ich mich, daß ein so junger Mann, auf den sein Vaterland stolz war, nicht verloren gehen sollte! Er, der jetzt so verkümmert, so verkommen aussah, war ja, so viel man hörte, als

Dichter durch das Prachtgefieder der Sprache und zugleich durch den gewaltigsten Flug der Phantasie ausgezeichnet.

Die Freunde Jasikows erklären ihn für ein höchst merkwürdiges psychologisches Phänomen. Dieser scheue, schweigsame, phlegmatische, so wenig für die Welt gemachte, als nach Poesie aussehende Jüngling habe doch alle Eigenschaften eines echten lyrischen Dichters in hohem Grade. Er sei abwechselnd erhaben, schwungvoll, anmuthig, elegant, zärtlich, bacchisch, immer kühn und neu im Ausdruck, und behandle die Sprache als ein launenvoller Gebieter, der alle glänzenden wie alle heimlichen Gaben und Reize seiner schönen Sklavin kenne. Er sei einzig, selbst im Vergleiche mit Dichtern anderer Nationen, aber unübersetzbar durch die Eigenthümlichkeit seiner Diction, in welcher er poetischen Tokaier und Champagner mische, von so flüchtigem Dufte, daß dieser bei einer Uebersetzung verfliege und verloren gehe. Ja, von so verschiedner Begabung sei Jasikow, daß er heut als fideler Bursche uns in alle studentischen Tollheiten hinein singe, und morgen als Psalmist uns ein Knie zu beugen nöthige.

Diese rühmenden Urtheile russischer Freunde zu bestätigen oder vielleicht auch nur zu vermehren; füge ich aus Jasikows Papieren ein poetisches Billet Puschkins bei. Dieser, vor seinem tragischen Ende ein traulicher Freund Jasikows, schreibt in Erinnerung an eine lustige Fahrt, welche beide Dichter nach Trigorskoe zu ihrem gemeinschaftlichen Freunde Wulff gemacht hatten:

„Woher, Jasikow, dieser Uebermuth
in deinen Liedern? O wie scherzest du,
und ach! wie liebst du! Welch' ein Sprudel
des Herzens, welche Fülle der Gedanken,
und welche Jugendkeckheit lebt in dir?
Nein, wahrlich! nicht aus der kastal'schen Quelle
schöpft deine Muse: dir hat Pegasus
mit seinem Huf den eignen frischen Born
aus einem Fels geschlagen. Doch nicht Wasser,
nicht kaltes Naß, geußt diese Hippokrene:
berauschend spielt und perlet ein Getränk,
verzehrend, — jener wunderlichen Mischung
aus Rum und Weine gleich, die ohne Zusatz
gemeinen Wassers, einstmal zu Trigorskoe
ein lüsterner Geschmack für uns ersann."

So mußte mir denn dieser friedliebende, verlegenste, verzagteste Mensch als ein Poet erscheinen, der allen bacchischen, siedenden, renommistischen Schwung an seine Studentenlieder verschwendet, und für seine Person nichts davon übrig behalten habe. Wie wilde Söhne ihren Vater ausziehen, und mit den väterlichen Mitteln hinaus in die tolle Welt schwärmen: so hatten Jasikows Gesänge allen stürmischen Muth, alle

tollkühne Verwegenheit an sich gerissen, und den ängstlichen Dichter sitzen lassen. — Nun wäre es allerdings höchst interessant gewesen, einen so reich und eigens begabten Menschen recht tief zu ergründen: hätte man nur auch nahe genug an ihn herankommen können! Schon sein leidendes Aussehen ließ nur eine schonende, bescheidne Annäherung zu. Vor seiner Krankheit wahrscheinlich nicht so verkommen an Gestalt und verkümmert im Ausdrucke des Gesichtes, saß er jetzt gekrümmt, auf die Kniee gestützt da, mit sehr verkürztem Kinn und seltsamer Miene lächelnd; indem er mit unruhigen Blicken Antheil an der Unterhaltung nahm, ja dann und wann von weitem, wie verstohlen, eine gute geistreiche Bemerkung, oder eine abgebrochne Kenntniß als Cokosnuß zwischen uns hinein warf. Seine seltnen Aeußerungen waren reich an Phantasie und Verstand zugleich. Wenn man dann aber heiter und herzlich auf ihn zutrat, ihn gradezu ansprach oder fragte, so ward er unruhig, und sah scheu und ängstlich, wie nach einer Gelegenheit zu entschlüpfen, am Boden, an den Wänden hin und her. Aus Furcht ihm lästig zu werden oder gar schädliche Aufregungen zu verursachen, mußte man sich zurück ziehen.

Jasikow durfte seiner Krankheit wegen nicht studiren und lesen. Dennoch schaffte er eine Menge Bücher an, die von seinem guten Urtheil und von vielseitigem Interesse zeugten, und aus denen er wenigstens mit flüchtigen Blicken eine geistige Erquickung schöpfte. Das Religiöse war nicht ausgeschlossen, und er zeigte sich, wie man die meisten religiös gestimmten Russen findet, orthodox und kirchengläubig.

Ungeachtet der Ungunst eines langen Winters hatte sich Jasikow doch mehr und mehr aufgerichtet. An günstigen Tagen fuhr er aus, um in freier Luft ein wenig zu wandeln. Gegen Ende Mai ging er nach Kreuznach ab, um dort das eigenskräftige Salzbad zu brauchen. Von da reiste er mit den besten Hoffnungen nach Gastein, und wird den nächsten Winter in Italien zubringen. Dorthin nimmt er auch sein vollendetes großes Gedicht: „der Gluthvogel“ mit, um es in dem Lande, woher dieß in Rußland populäre Mährchen stammt, noch einmal zu überarbeiten. Wenn er dann, selbst ein Phönix, nicht aus verzehrenden Flammen, sondern aus heilenden Wassern verjüngt, sich wieder in seinem geliebten Simbirsk eingenistet hat, wie lieb wird ihm dann, aus heimathlicher Ferne, Deutschland erscheinen, obschon er es nur mit Einsiedlerblicken scheu und flüchtig angesehen.

Wir theilen noch ein nach einer Dolmetschung übersetztes Gedicht Jasikows mit, ungewiß, wie dieser Tokaier-Champagner aus einem deutschen Becher schmecken wird.

An den Dichter.

Wenn sich mit dir ein Schöpfergeist vermählte,
und zitternd unter der Begeisterung
dich eine heil'ge Weihe hoch beseelte,
und du begreifst die hehre Würdigung;
wenn auf dich alle Schaffenskräfte sanken,
in denen du die Gottheit wirksam schaust,
— den Gluthblitz der Gedanken,
der Worte Feuerbraus:

Dann geh', daß der Prophet sich weit verkünde!
doch nur den hehrsten Pfaden bleibe hold!
Nie küsse du den Honigmund der Sünde,
nie sei die keusche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrschers Willkür wild umschnaube
des Purpurs Falten lockend dich umblüh'n:
sei arglos, wie die Taube,
sei wie der Adler kühn!

Und welch' ein Zauber dann in süßem Klange
aus deiner seelenvollen Harfe tönt!
Der schnell den Sklaven in dem schwersten Drange
und König Sauls verdüstert Herz versöhnt.
Ha! Wie dein edles Leben stolz erblühet!
Und wie, von inner'm Feuer angefacht,
dein offnes Auge glühet,
die ruh'ge Stirne lacht!

Doch nie um deine Gottheit anzurufen
aus Ruhmsucht und genußbeflecktem Sinn,
erkühne dich zu ihres Altars Stufen
mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht solchem Fleh'n wird sie mit Huld sich wenden:
der Rache Donner mit des Himmels Brand
zerstreut die tück'schen Spenden,
und lähmt des Opfrers Hand.

Indem ich von Jasikow scheide, kann ich nicht an seinem achtungswerthen Begleiter und Freunde vorüber.

Kireewsky

war in seiner Weise ein nicht weniger eigenthümlicher Mensch. — Finster aussehend, mit ganz russischer Physiognomie, in geselligem Verkehr linkisch, gleichgiltig gegen Genüsse, mit einer zum Sprechen ungelenken und für den Wein stumpfen Zunge, dabei strenggläubig und in keiner Tischgesellschaft des Gebetes vergessend, wendete er auch in seiner Tracht den Nationalrussen, den reinen Altrussen heraus: indem er auch bei uns nie anders als im langen schlichten Ueberrocke oder im einfachglatten Mantel, mit schwarzem, um den Hals geknebelten Tuche, in bäuer-

lichem, lang und schlicht in den Nacken gekämmtem Haare und mit einer welken Tuchmütze ging. Dabei war er aber voller Kenntnisse, lebhaft in wissenschaftlichem Interesse, und auf dem Wege, sich in Rußland ein dankenswerthes Verdienst zu erwerben. Er sammelt nämlich seit Jahren die Volkslieder, an denen die Russen so reich sind, großentheils aus dem Munde des Volkes selbst, und ist noch vor dem Frühjahre nach Rußland zurückgekehrt, um die bändereiche Lese derselben heraus zu geben. — Daß er bei dieser Richtung während seines Aufenthalts in Deutschland sich nach unsern Volksliedern umgethan, und die verschiedenen Sammlungen derselben sich angeeignet habe, läßt sich von einem so gründlichen und innerlich tüchtigen Manne nicht anders erwarten. —

Bei der vorgefaßten Meinung, die man in Deutschland von der Bildung der Russen hat, dürfte es nicht überflüssig sein, zum Schlusse meiner Mittheilungen die Bemerkung zu machen, daß die vorzüglichen Männer, von denen ich gesprochen, allerdings aus der höchsten Blüthe einer großen Nation genommen sind. Ich lasse es hingestellt sein, ob wirklich die Russen höherer Stände nur europäische Politur haben, ohne von echter Bildung durchwachsen zu sein. Vielleicht trifft man es in unsern höheren Ständen auch nur ausnahmsweise besser; ja vielleicht ist eine solche ungediegne, nur plattirte Bildung der höhern Aristokratie von ganz Europa eigen, die sich darum so exclusiv hält, um den Gefahren der Reibung und dem Anfluge des Grünspans zu entgehen. Ich kenne nur literarische Russen, für die ich aber auch unbedingt die Gunst einer Ausnahme von jener adoptirten Regel in Anspruch nehme, und von welchen mir auch jene Bemerkung eines ausgezeichneten preußischen Militärs nur als Scherz gilt, — daß nämlich die Russen viel feiner aussähen, wenn sie französisch sprächen, und eine rohe Miene zeigten, sobald sie in ihrer Muttersprache verkehrten.

Hinsichtlich ihrer Sprache und literarischen Entwickelung müssen wir aber die Russen als noch in der Jugend stehend betrachten. Daher erklärt es sich, daß ihnen positives Wissen und mannichfaltige Kenntnisse mehr imponiren, als harmonische Bildung und geistvolle Gedanken. Auch lernt Niemand leichter fremde Sprachen, als der Russe, wie denn der Jugend Sinn und Gedächtniß für das Formelle eigen ist. Wenn wir nun auch zugeben müssen, daß umfassende Sprachkenntniß die Russen in den Stand setzt, die poetischen und wissenschaftlichen Leistungen der verschiedenen Völker zu überblicken, zu vergleichen und hiernach ihre eignen geistigen Fortschritte zu messen: so dürfen wir dabei doch Eines nicht außer Acht lassen, daß nämlich der Geschmack und das Urtheil eines Volkes keine Stufen der

Entwickelung und am allerwenigsten ihre eigne Reife überspringen können. So werden denn auch die Russen an den fremden Productionen grade das am meisten heraus heben, was ihrem Geschmacke zusagt, und dabei wird das Urtheil über ihre eigne Literatur immer ein wenig im Vortheil sein; indem sie oft genug in den Schöpfungen der andern Völker, die ihnen so weit voraus sind, das nicht mehr finden, woran sie in ihrer Sprache und Literatur sich noch so sehr erfreuen und erbauen. Daher lassen sich so manche Urtheile der Russen über das erklären, was ihnen an unsern Meisterstücken gefällt, und was sie wieder nicht heraus finden. Gar oft mögen sie die Klassiker der westeuropäischen Völker bewundern wie Jünglinge, — aus der Ueberlieferung des Ruhms derselben. Und ob ihnen jemals schon die Alten so viel gegolten haben, als uns, weiß ich nicht.

Daß ich aber in meinen Mittheilungen über Männer, zu denen ich eigentlich nur in literarischen Beziehungen gestanden habe, einige politische Seitenblicke nicht lassen kann, geschieht aus Nachgiebigkeit gegen manche deutsche Leser, die sich etwa noch mit der Frage beschäftigen, ob man sich wohl für russische Literatur so sehr interessiren könne, ohne — im russischen Interesse zu sein. Ich sage nichts gegen diese Stimmung in unserm Volke; ja, ich möchte auch den schlimmsten Argwohn nicht übel nehmen, um unserer Vaterlandsliebe willen, die heute noch keine Ursache hat, Eifer und Abneigung fahren zu lassen. — Meine russischen Freunde kennen mich als Deutschen, und werden mich dafür gelten lassen, wohl wissend, wie sehr ich auch an ihnen die Begeisterung für ihr Vaterland und die Anhänglichkeit an ihren Kaiser und an ihre Kirche stets hochgeachtet habe. —

Literarische Notizen.

Zu dem im vorigen Hefte des Freihafens mitgetheilten Aufsatze des Herrn Truhn über Hoffmann als Musiker geht uns durch die Güte des Herrn von Münchhausen aus Göttingen die Berichtigung zu, daß sich die von Hoffmann komponirte Oper des Grafen von Soden „Aurora" und das Melodram „Saul", die nebst mehreren einzelnen Compositionen für Schauspiel und Ballet vermißt werden, sich in der Theaterbibliothek zu Würzburg befinden sollen. —

Von Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes (Leipzig, bei Georg Wigand) liegt die erste Lieferung vor uns. Wir werden diesem Werke nächstens eine ausführlichere Besprechung

widmen. Duller's vorzügliche Befähigung, die deutsche Geschichte zu schreiben, kann man von vornherein anerkennen, da er schon als Romandichter historischen Sinn und historische Studien gerade in dieser Beziehung auf eine ausgezeichnete Weise an den Tag gelegt hat. Man darf sich daher auf eine rasche und ungestörte Fortsetzung dieser Arbeit freuen, und hoffen, daß es dem poetischen Talent und der begeisterten Gesinnung Duller's gelingen werde, die deutsche Geschichte für ein größeres Publikum mit Erfolg zur Gestaltung zu bringen. —

Die bei Hoff in Mannheim erschienenen „Fragmente aus Oesterreich" von F. E. P. erregen ein außergewöhnliches Interesse, und gehören zu dem Vorzüglichsten, was über das in jüngster Zeit so viel besprochne Land gesagt worden. Der Verfasser besitzt eine ebenso genaue Kenntniß der österreichischen Verhältnisse fast in allen Sphären der Gesellschaft, als er ein energisches Talent besitzt, dieselben zur Anschauung zu bringen. Mit einer durchdringenden Schärfe verbindet der Verfasser so viel Takt, Ruhe und Mäßigung, daß harmonisch abgerundete Lebensbilder entstehen, welche in allen ihren Zügen den Stempel der Wahrheit an sich tragen und darum eine ebenso interessante als lichtvolle Belehrung über eine wichtige Partie der Zeit verbreiten. Besonders werthvoll sind die Abschnitte über österreichisches Schul- und Universitätswesen, über Aristokratie, Geistlichkeit u. s. w., von denen wir auch in unserer Vierteljahrschrift einige Proben mitgetheilt haben. Wir freuen uns, in der Literatur ein neues, so rege und gebildet auftretendes Talent willkommen zu heißen, von dem man sich gewiß noch eine bedeutsame Entwickelung versprechen darf. —

E. Münchs Denkwürdigkeiten zur politischen, Reformations- und Sittengeschichte. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung 1839.

Der Verfasser, ein rüstiger, unermüdlicher historischer Porträtmaler, stellt in diesem Bande vorzugsweise solche Tableaux zusammen, welche sich auf kirchliche Gegenstände und damit zusammenhängende Institute und Erscheinungen beziehen. Wir müssen dieß auf das dankendste anerkennen. Es ist ein treffender Zeitpunkt, von einzelnen Ereignissen der Kirchengeschichte den Schleier wegzuziehen, den man von vielen Seiten so eifrig bemüht ist, darum zu legen. Dieß Bestreben wird um so erfolgreicher sein, wenn es, wie bei E. Münch dahin zielt, damit dem größeren Publikum nahe zu treten, indem er mit dem Ernste und

der Wahrheit der geschichtlichen Forschung, Anmuth der Darstellung und Gefälligkeit der Anordnung vereinigt und dadurch eine Unterhaltungs-lectüre darbietet, welche in dem Leser starke eindringliche Resultate zurückläßt. In dieser Beziehung heben wir von den acht, in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufsätzen besonders hervor „den Prozeß wider Louis de Potter und Consorten im Jahr 1829. Aus den Acten bearbeitet. Beitrag zur Revolutions-Geschichte Belgiens und zur näheren Kenntniß des Bischofs van Bommel und anderer Parteihäupter.“ Nächstdem „Bruder Cornelis Adriaensen. Ein flammisches Zeit- und Sittengemälde aus dem sechszehnten Jahrhundert; „Olympia Maldachini und Francesco Canonici-Mascabruni. Beitrag zur inneren Regierungs- und Sittengeschichte des römischen Stuhls im siebzehnten Jahrhundert.“

X.

Correspondenzblätter.

** Aus Stuttgart.

Zum Denkmal Schiller's —

ein Nachtrag.

Der Schiller steht! So verkündigte wenige Tage vor dem Feste der schwäbische Merkur das frohe Ereigniß. Der Schiller ist enthüllt — so klingt's Wochen lang in Morgen- und Abendblättern, in allgemeinen, besondern und besondersten Zeitungen durch ganz Deutschland nach. Sei es auch uns vergönnt, post festum ein Sterbenswörtlein zu sagen.

Ja wohl, post festum! Was tausend andere Stimmen gesprochen, brauchen wir nicht mehr zu sagen; versuchen wir es, dem Worte zu geben, was noch nicht, oder nur halb zur Sprache gekommen.

Zwar suchte hie und da selbst eine kritische Stimme sich hören zu lassen, aber die milde Hand der festlichen Freude glättete und sänftigte alsbald wieder die sich kräuselnden Wogen, oder stopfte wenigstens weiches Wachs in die zartfühlenden Ohren. Und es gibt Menschen, die es für Verrath am Vaterlande halten; für eine Schmach gegenüber dem Auslande, für Undank gegen Gründer und Meister des Werkes, für Uebermuth und Eigensinn, wenn die Kritik in das Gerede der sogenannten allgemeinen Stimme nicht einstimmen kann. Der oder jener ist der größte Künstler seiner Zeit — also ist Alles, was er schafft, unübertrefflich, unwidersprechlich Größtes. Man hat so beharrlich, mit so viel Liebe und Treue die Sache in's Werk gesetzt — wer wollte nicht zu Allem Ja und Amen sagen? Alle sind ja so begeistert, alle loben und preisen — will Einer gegen Alle aufstehen?

Man hat schon mehrfach unsere Zeit die Zeit der Kritik genannt. Man hat gejammert und geklagt, daß die Kritik unserer Zeit das Blut aussauge, wenn anders noch eines in ihr sei. Guter Don Quixote, komm, es giebt wieder Windflügel zu jagen! Oder sollten wirklich die paar kritischen Journale für die Zeit einstehen, durch welche sie sich mühselig genug hindurchschleppen? O nein, was man den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigner Geist. Geberdet euch nicht so blutsaugerisch, nicht so eisenfresserisch, ihr guten Critici, die gute Zeit die ist noch voll- und warmblütig genug auf lange hin, sie will leben und lebenlassen — selbst die Eier, die der kritische Erzfeind gelegt, brütet sie eifrig aus, — nur um sich behaglich am zarten Fleische der jungen Küchlein zu letzen. Es hat noch keine Noth mit der Kritik bei den Deutschen.

Keine öffentliche Meinung ohne öffentliche Debatte — was soll aber herauskommen, wenn das Subjekt nicht hinausgreifen mag und darf in die volle Mitte des Lebens, wo die Gegensätze um einanderkreisen und das Leben zu neuen Geburten entzünden? Kommt bei uns ein unbequemes, ein hartes Wörtchen, so hängt die öffentliche Stimme das Maul wie ein verzogenes Kind. Setzt die Kritik nur ein bischen offen ihre Fühlfäden aus, — gleich schlägt das liebe Publikum sie mit der Fliegenklatsche todt.

Freilich ist es anders in den alten und neuen Ländern der Oeffentlichkeit. Aber die pietätslosen Franzosen, die einseitig-schroffen Urtheile der Engländer, Rom und Athen bis zum Ostrazismus hinaus dürfen uns nicht als Muster aufgestellt werden. Sie haben es ja zu etwas gebracht. — Wir grübeln und forschen das ganze Jahr, um unsere Pulte und Bücherbretter zu füllen; die Wahrheit ist uns heilig — auf dem Altar unsers Studierzimmers. Darum ist aber auch diese stubenheckerische Weisheit unfähig, auf dem Markte des Lebens sich zu tummeln und den Preis aus den Reihen des Kampfes zu holen. Wir leben von der Luft der Ideen, stolz die gemeine Kost der Wirklichkeit verschmähend — wir verbrennen uns Gehirn und Finger und holen die Kastanie der Wahrheit aus dem Feuer des Gedankens, wie der Ritter den Handschuh holt: „Den Dank Dame begehr' ich nicht; und verläßt sie zur selbigen Stunde"....

Die Zeit der Produktion ist die Zeit der Kritik, denn die Produktion ist selbst ihre beste und einzige Kritik, ihr solidester Maßstab. Wo und wenn nicht producirt wird, wird auch nicht kritisirt — oder ja, es wird kritisirt in den Tag hinein, nach Maßstäben vom blauen Himmel herab, nach Gefühlen und Grillen, die der Tag, die Gewohnheit giebt und nimmt. An den Schöpfungen seiner Genien lernte Griechenland jenes leise, feine Urtheil, das unsere Philologen heute noch verwirrt; auf offenem Markte, vor der ganzen Nation stellten jene Künstler ihre Werke zur Schau und schämten sich, der öffentlich ausge-

sprochenen Stimme kein Gehör zu geben. Selbst ein Phidias hätte es für einen Raub gehalten, dem Wettkampf in seiner Kunst sich zu entziehen. Aber das 19te Jahrhundert weiß seine Phidiasse besser zu ehren.

So sehen wir denn, was da auf dem Stuttgarter Schillersplatze steht.

Freilich läßt man uns kaum dahin. Die Weingärtner versehen sich mit Knitteln, um die Rotte Korah zu züchtigen, mit Hammer und Haue, um den Götzen zu zertrümmern — so sagt man uns schon von Weitem. Und siehe da, eine Bauersfrau kommt die Weinsteige herauf — „hent ihr's au schoo ghaiert, morge soll's haichst Fescht gfeiert werde; sie bettet z'Stuegert s' golde Kalb an" — ruft sie den Nachbarn zu. „Der Herr wöll uns b'hüte und bewahre" — entgegnen die Frommen. Aber in Strömen zieht das Volk zum Götzendienst und die Frommen können nichts thun als auswandern aus dem Thale Stehenbach; daß nur Keines von den Gerechten zurückschaue und zur Salzsäule werde, wenn es Feuer und Schwefel vom Himmel regnet!

Doch unerforschlich, Herr, sind deine Wege, du lässest deine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, schickst ihnen heute das reinste schönste Wetter und nicht ein einziges Regentröpfchen dabei; aus dem blauesten Himmel siehst du ihrem Frevel zu und duldest es, daß sie der glühenden Frühlingshitze beim vollen Bierfasse trotzen.

Der Himmel freut sich seines Schiller — thun wir desgleichen bei Trompetenschall und Glockenklang!

Glockenklang? Was hat die Glocke der Kirche mit dem heidnischen Kultus zu thun? — Nein, wir feiern keinen Götzendienst! spricht G. Schwab; ja, aber ihr feiert auch keinen Gottesdienst, antwortet die Kirche. Und wenn auch dir die Muse und die Kanzel gleich nahe ist, edler Dichter und Pastor, nicht ebenso war es bei Schiller. Nicht blos als er um die Götter Griechenlands weinte, immer und bis an das Ende wollte er von Kanzel und Kirche nichts wissen. Gebt der Wahrheit die Ehre. Der unkirchliche Dichter hätte sich im Grabe noch umgewandt, wenn er wüßte, daß man ihn mit aller Gewalt an seinem Todestage noch zum Christen läuten wolle. Wo nichts ist, hat auch die Kirche, nicht blos der Kaiser das Recht verloren. Schwab hat diesmal als advocatus diaboli den vollen Teufels-Dank geerntet. Niemand will recht mit ihm zufrieden sein, den Frommen ist er zu gottlos, den „Gottlosen" ist er zu fromm gewesen; diese hat er um den Fluß ihrer etwaigen Begeisterung gebracht, jenen schien er die Schaubrode und „Gnaden-Mittel" des Allerheiligsten zum Reizmittel einer schaulustigen Rotte entwürdigt zu haben. Fast ominös wollen mir die komischen Worte nachklingen, die ein altes Weib — welches wegen der Entfernung vom Redner das Gesprochene nicht verstehen konnte, hinter mir ihrer Nachbarin zurief, als

Schwab mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Stimme zu einer neuen Wendung seiner Rede den Anlauf nahm: „hairscht's, rief sie, wie er schreit, jez wird er wieder falsch!"

Auch das Glockengebimmel summt mir so unbequem im Ohre fort. Ich weiß nicht, wie man auf den Einfall kam, den Moment der Enthüllung durch Laute zu verkündigen, welche am geeignetsten waren, den Augenblick rascher Begeisterung in eine lahme Andacht einzusummen. Doch das sei ja das Schöne gewesen, daß unmittelbar nach dem ersten Vivat die Menge in eine lautlose Stille versank. Was alle in dieser ängstlichen Pause thaten, ob sie weinten oder lachten, ob sie träumten oder wachten — ich weiß es nicht; mir ist es eigen gegangen.

Alles Urtheil, alle Entscheidung über das Monument hatte ich suspendirt, der Ort, die Umgebung, der Moment sollte frei und ungetheilt zur Seele sprechen. So war denn Herz und Mund und Hand zum lautesten Vivat bereit, unverwandt blickte das Auge auf den ungeduldig wogenden Schleier — endlich schwellt ihn ein lustiger Windhauch und er sinkt — sinkt von einem jammervollen Profil herunter...... Kalt und schwer drängt dieses grämlich gesenkte Haupt das Blut in's Herz zurück, ein schreckliches Gefühl das Wollens und Nichtkönnens beengt wie ein Alp die Brust und wehmüthig gleitet der Blick an dem glänzenden Erzbilde herunter unter die still gewordene Menge hin. Hatte diese auch andere, wenn überhaupt Gedanken; das Bild lud jedenfalls mehr zu mühvollem Grübeln als zu schneller, jauchzender Begeisterung ein. So ist es denn wahr, was man uns schon lange vorher geweissagt aus Blättern, die ich gern für mißlungen erklärt hätte — Thorwaldsens Schiller hat den Preiß des Gelingens nicht errungen.

Nur ein Standpunkt läßt einen erfreulichern Anblick zu. Die Figur von vorn, ganz nahe, etwas zu ihrer Linken angesehen macht einen freundlichern, ja imposanten Eindruck. Nämlich von dem Standpunkte aus, wo der Beschauer das volle Gesicht ohne die peinliche Senkung des Hauptes und der Figur in stillem Sinnen zu sich niederblicken sieht. Aber darf ein Standbild, das auf öffentlichem Markte prangt, so mit seiner Stellung geizen, daß es nur einen einzigen erträglichen Punkt der Betrachtung bietet? Einem Gemälde, einem Relief noch ist das erlaubt, aber eine volle, frei dastehende Figur soll rund und ebenmäßig genug sein, um von jedem Stande aus ein harmonisches Bild zu geben — selbst vom Rücken. Zwar ist Schillers gebogener Rücken vortrefflich behandelt, aber bei aller Kunst ist es eben ein — Höcker. Von den Seiten aus aber läßt sich die Figur durchaus nicht ansehen. Diese gedrückte, duckmäuserische, kläglich-grämliche Haltung thut entsetzlich wehe. —

Die Bildsäule fordert uns immer auf, in sie uns hineinzuversetzen, uns statt ihrer auf das Postament zu stellen wie jede lebende Physiognomie

Digitized by Google

ihre Würdigung am treffendsten zu erhalten weiß, wenn sie sich vom Gesichte des Beschauers mimisch reproduciren läßt; da legt sie ihren ganzen Charakter bis auf die leisesten Züge blos und trägt sie unmittelbarer als die beste Daguerrotype auf uns über. Versetzen wir uns nun in diesen Schiller. Da droben steht er und sinnt und sinnt, und wenn wir morgen frühe wieder herankommen, so besinnt er sich wieder, und kommen wir nach einem Jahr, nach einem Jahrhundert — er besinnt sich noch immer. Welch' eine peinliche Lage, wie beengend dieses Wollen und nicht Können, wenigstens nicht fertig-werden-können! Eine tantalische Situation!.... „Schiller hat eben geschrieben, im Moment holt er wieder aus um auf's Neue zu schreiben" so faßt ihn das Kunstblatt auf. Fürwahr, so mag ich mir ihn zur Noth vorstellen als Verfasser einer kritisch-philosophischen Arbeit, wie er etwa „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen," oder sonst „Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" schreibt, und auf einsamem Spaziergang die zerstreuten Gedanken und Einfälle in's Tagebuch notirt. Aber nicht den Schriftsteller, den Dichter wollen wir schauen.

„Nun, das ist ja der Dichter, wie er wieder sich sammelt, in den Kreis seiner Figuren sich versetzt, um ihnen die Offenbarungen ihres Lebens und Handelns abzulauschen." Ja das ist meinetwegen der dramatische Schriftsteller, wie er über die Combination zweier Scenen, über den zu beginnenden Monolog nachdenkt, wie er den Faden des Dialogs wieder aufzunehmen sucht, in dessen Darstellung er stecken geblieben. Immer also dieselbe trostlose Situation des Angefangenhabens und Fortsetzenwollens, zwischen diesen beiden Momenten werden wir unerbittlich festgehalten.

Daß man doch auch den Dichter nicht fragt, wie der Dichter sich darstelle. Gerade als ob Shakespeare vergessen hätte zu sagen, wie des Dichters Auge in heil'gem Wahnsinn rollt, wie der Strahl, der eben erst dem innern Auge das Chaos seiner Anschauungen und Gefühle zur lichten Gestaltenwelt verklärt, wie derselbe Strahl, der im Aether des Geistes Himmel und Erde, Idee und Wirklichkeit zu Einem Leben zusammenschmelzen läßt — auch im Auge, dem Spiegel des Geistes aufblitzt und im siegestrunkenen Blick die Umarmungen der Muse wiederstrahlen läßt. Das ist der Moment, wo der Dichter der Ewigkeit gehört, diesen in sich ewigen, unendlichen Moment, erfasse die Kunst, um ihm auch für das äußere Auge die Gewähr der Ewigkeit zu leisten. Ein solches Bild mögen wir betrachten, so oft wir wollen, immer muß es neu und frisch zu den Sinnen sprechen, immer neu uns hinreißen zu der idealen Höhe des Genius. Es wird uns zu sich emporheben und zum Genuß des Ewigen einladen, statt daß uns dieses Erzbild hinunter zu der Erde weist — zu der Erde, über die doch Schiller, der Dichter der Ideale, von jeher hin-

über zu den Sternen schwebt. Wir wissen ja, wie er von den Menschen dachte, wir wissen, wie über sie hinweg sein Herz und Blick zu den Sonnenhöhen der Menschheit flog — Spießbürger ihr, die ihr euch mit dem Vortheil an dem kümmerlichen Bilde tröstet, daß man so doch recht bequem sein volles Antlitz sehen könne. Laßt es in Gyps euch abgießen und stellt es euch sehgerecht über das Kamin, so ist euch geholfen, die ihr nicht glaubet, wenn ihr nicht handgreifliche Zeichen und Wunder sehet. Aber der Schiller, der in seinen Werken lebt, er schlage frisch das Auge auf und schaue kühn der Ewigkeit in's Angesicht; der Schiller, der niemals seinen Rücken knechtisch bog, er sehe offen und gerade seine Ideale im Morgenroth der Zukunft glühen.

Vielleicht braucht er dann sich auch nicht mit den Falten und Zipfeln seines überlangen Morgen-Mantels so zu plagen — nicht so ängstlich das unbegreifliche Schleppwerk sich heraufzuzupfen. Am wenigsten aber wird er dann durch einen solchen Lorbeerkranz die edle Stirne sich zerquetschen lassen. Es ist wahr, Motten und Rost werden diesen niemals fressen, er ist für die Ewigkeit gepolstert; aber ich wette, das Haupt des Lebenden würde erröthen über eine so plumpe Ewigkeit; es hat sich genug unter seinen antiken Ebenbildern umgesehen, um lieber stolz auf Alles zu verzichten, als es dem glatten Lorbeerblatte nicht zu gönnen, von leichtem Morgenhauch bewegt ihm frisch und frei die Schläfe zu kühlen.

Auch das Postament wird sich dann bequemen, ihn auf einem höhern und minder breiten Rücken in die Höhe zu tragen. Wirklich verjüngt sich dasselbe, wie es dasteht, nicht genug nach oben und die schmalere Bildsäule hebt sich störend und zu wenig motivirt aus der breiten Fläche empor.

Die schöne Arbeit am Postament und Säule darf Niemand verkennen, wenn es auch der Gipfel der Vollendung gewesen wäre, den Erzguß nicht erst noch ciseliren zu müssen.

Thorwaldsen aber ist und bleibt der große, wenn man will, der größte plastische Künstler der Gegenwart, ja eben der mißlungene Schiller vindicirt ihm seine wahren Rechte gegen falsche Anmuthungen. Dem modernen Leben ist und bleibt die Plastik feind. Hat diese Kunst an dem einfach in sich gesättigten Naturcharakter der Erscheinung ihren Vorwurf, ist die reine nackte Existenz, so weit sie in ihrem unvermittelten Bestehen Geist und Fleisch, Seele und Leib in ruhiger, ungebrochener Einheit darstellt, das Element der Plastik, so kann sie sich nur solche Stoffe wählen, welche vom Hause aus dem jungen Leben der antiken Welt verwandt sind. Die äußere, leibliche Erscheinung muß voll und rund genug sein um ohne weitere Prätensionen und Bedürfnisse sich selbst genug darstellen zu können. Geist darf nur so viel vorausgesetzt werden,

Digitized by Google

als die Leiblichkeit in ihren stillen und bewegten Formen in sich aufzunehmen vermag. An dem Erz- und Marmorbilde soll Alles sprechen, soll Alles zum Ausdruck desselben Existenzialcharakters dienen: Züge, Stellung, Gewandung, Alles soll nicht weniger, aber ja auch nicht mehr sein als wesentliche, naturgemäße Erscheinungsform. Der ganze Charakter muß in dieser äußern Existenz aufgehen, und die bildende Kunst muß in der Darstellung dieser äußern Existenz uns den ganzen Charakter ungetheilt, unverwischt mit einem Blicke schauen lassen. Das Auge darf nichts vermissen, nichts Ungewöhnliches sich erst zurecht legen, nichts Erforderliches erst suppliren müssen. Darum ist vorzugsweise die einfache, nackte Naturschönheit Gegenstand einer sich selbst verstehenden Plastik. Darum sucht sie sich aus den Kreisen des Menschenlebens absonderlich die volle blühende Jugend, und die Regionen heraus, in welchen die volle Bedeutung des Lebens in die äußere Erscheinung gelegt ist, wo in Kampf und Spiel sich Muth und Kraft zu harmonischer Gestalt vereinigt.

Die Alten wußten, was sie wollten. Wenn sie sich das äußere Leben der Natur in ihren Götterbildern verkörperten, wenn sie die vollen Formen des schönen Jünglings und des schönen Weibes in Erz und Marmor wiedergaben, wenn sie die Kämpfe der Arena und des Schlachtfelds in ihren schönsten und bedeutendsten Momenten zu einer lebensvollen Gestaltenwelt sich vereinigten, so blieben sie überall wie immer in den Grenzen ihrer Kunst und Natur. Und wenn sie nicht blos von den bewährtesten Siegern im Wettkampf, sondern weiter von ihren großen Männern und Bürgern ikonische Bildsäulen aufstellten, so waren diese Figuren alle vom Soldaten bis zum Philosophen, vom niedrigsten Bürger bis zum König und Kaiser gymnastisch geübt und gebildet. Selbst Sokrates versäumte nie die Paläſtra. Zu der so vollendeten Körperform kam nun das heimische und entsprechende Gewand — ein Umstand, der allein den ganzen Unterschied zwischen einst und jetzt darthut. So hatte die Figur Alles, was zu ihr gehörte, in ihrer einfachen Darstellung, in ihrer natürlichen Erscheinung durfte sie fixirt werden.

Aber nun unsere schwächlichen, ungelenken Glieder, unsere entsetzlichen Fräcke und Kravatten!

Da ist unser Schiller, — eine krankhaft gebogene Gestalt, leidend früh und spät, ohne Fülle und Gesundheit. Hat er nicht auch einen Zopf gehabt? und eine Hemdkrause, und einen Frack und Hosen und Stiefel? Freilich, der Schlafrock verdeckte sie meist. Auch unser Künstler verdeckte die Ungebühr mit einer Gewandung — halb Hemde, halb Mantel, halb Schlafrock, mit etwas, das diesem Schiller absolut fremd ist, in dem er sich daher auch so ungewohnt und unbequem bewegt. Und doch soll an der Bildsäule, wie wir sagten, Alles zum einfachen Aus-

Digitized by Google

druck des unmittelbaren Charakters nothwendig gehören. Die Hemdkrause ist zum Glück nicht vergessen.

Auch der dicke Lorbeerkranz drängt sich unserer Zeit als eine fremde Zugabe auf. Er ist etwas für die moderne Figur Ungehöriges, der Lorbeer ist uns ein exotisches Gewächse und der letzte „gekrönte Dichter“ gehört uns in die vorsündfluthliche Zeit; das Stürmen und Drängen der Revolution hat die Mummerei verweht. Dem Griechen freilich war die Lorbeerkrone kein gelehrtes Kunstsymbol — er hätte nicht sterben können, ohne im Leben wenigstens einmal sie auf dem Haupte getragen zu haben.

So ist nicht Thorwaldsen daran schuld, wenn er sich in allen diesen Beziehungen nicht im angestammten Elemente seiner Kunst befand. Aber auch, was man in der Auffassung des Momentes vermißt, liegt außer dem Bereiche der plastischen Kunst. Dem Lichtstrahl, mit dem die neugeborne Idee des Dichters „rollend Auge“ durchblitzt, am glühenden aber doch in mildem Glanze brennenden Feuer der Begeisterung, dem Gottvollen Blick in das Land der überhimmlischen Gestalten, wie er so ganz besonders unserm Schiller eignete, giebt Erz und Marmor keine Stätte.

Gut, daß Thorwaldsen nicht von der modernen Zeit den Stoff zu seiner Unsterblichkeit leihen mußte. Er ist groß geworden am Alterthum, Alexander theilt mit ihm den Lorbeer. Wer will von einem Geiste fordern, daß er Alles, und gar das Unmögliche vermöge? Und wenn auch andern Meistern das Moderne besser gelänge, daß es Thorwaldsen nicht gelungen ist von dem Hosenlatze Guttenbergs bis zur Hemdkrause Schillers — thut seinem Ruhme keinen Eintrag, auch wenn sich noch heute die famöse Aeußerung eines andern Meisters in derselben Kunst verwirklichen könnte, den seine südlichen Erinnerungen das harte Wort aussprechen ließen: Wenn er Eroberer wäre und nach Stuttgart käme, würde seine erste Sorge sein, diese Bildsäule gewaltsam wegzuräumen. — An den Knütteln der Weingärtner sollte er eine willige Hülfe finden!! — —

In der That, ist eine Zeit auch werth, etwas Schönes zu besitzen und zu genießen, welche so widerstrebende Elemente gegen Idee und Kunst in ihren Eingeweiden trägt? Erst hat man auf außerordentlichen Wegen die Mittel dazu zusammenzubetteln, dann muß man eine fremde Kunst aus der Fremde zu Dank und Lohn erbitten, und vor Allem weiß man nicht einmal wohin mit dem zufertigenden Werke. Am Ende ist es fertig, mit Mühe hat es heterogenstes in sich vereinigt, da kommt die fromme Barbarei und wehrt der Kunst den Eintritt in's Heiligthum. Ja wohl, Gottlob, daß er doch einmal steht! — sei es selbst in Stuttgart, dem qualvollsten Orte für Schiller, an einem Platz, der nicht mehr Beziehung zu dem Denkmal hat, als der erste beste Bäckerladen.......

Aber ein Beispiel sollte die Geschichte dieses Monuments gegeben haben; es sollte lebendig genug die Erforderniſſe, die ideellen und materiellen Bedingungen zu solchen Unternehmungen in Erinnerung gebracht haben.

Diese Monumentomanie hat einen schönen Grund: es ist die dankbare Anerkennung geschichtlicher Größen, welche sich gern und mit vollem Recht in lebendigster, dauerndster Weise darstellen will. Es ist freilich ein Zeichen dafür, daß der Sinn für's Große und Hohe und Schöne noch nicht erloschen ist, und in sofern ist so viel Liebe und Arbeit zu preißen. Aber man bedenke doch immer auch die Mittel zum Zwecke. Man projektire und bestelle nicht Denkmale in den Tag hinein, ohne vorher zu wissen, wo ihr passender Platz ist, wie viel darauf verwendet werden kann und zumeist, ob ein Monument selber am Platze ist. Wenn die Kunst in ihren Denkmalen lediglich durch harmonische Verschmelzung von Idee und Erscheinung, durch Darstellung der Schönheit ihre Aufgabe lösen kann, so nothzüchtige man sie nicht zu einer Bastardgeburt, die weder der Idee noch der Wirklichkeit genügt. Nur das Schöne sei ein Gegenstand der schönen Kunst. Also wohl das edle Haupt Schillers mit seinen majestätisch-markigen Formen, in denen es sich wahrhaft antik heraus wölbt, aber nicht der unförmliche, schwächliche, gebückte Leib des kränklichen Mannes, dem keine ärztliche und keine bildende Kunst aufhelfen kann. Man hätte sich mit Danneckers herrlicher Büste begnügen können und sollen. So wird, um eines andern Planes zu gedenken, J. Paul in seiner hausbackenen, philisterhaften Erscheinung niemals der Vorwurf eines plastischen Monumentes sein können, selbst in der Büste wird das volle Gesicht mit seinem grausen Backenbart niemals ahnen lassen, wie viel Seele und Geist aus diesem erloschenen Auge geblickt hat. Und bei allen modernen Figuren, seien sie sonst wie sie wollen, ist jedenfalls die Kleidung absolut unschön, also der künstlerischen Darstellung feindlich; greift der verzweifelnde Künstler dafür zum antiken, oder will er gar Altes und Modernes in Einem bringen, so wird es barock auf alle Fälle ungehörig, fremd, unbequem, kalt und leblos. Darum lasse man das.

Ganz begreiflich bildet die kriegerische Erscheinung noch jetzt den geeignetsten Vorwurf für die Plastik und ein genialer Künstler findet in der Martialität der Züge, in der Kühnheit der Stellung, in der Kraft der Formen, in der hier natürlichen Draperie des Mantels Stoff genug für ein schaubares Gebilde.

Aber Männer des Friedens, des Geistes, der Innerlichkeit, wollen sich auf die Repräsentation in der Büste beschränkt wissen. Eine rein geistige Bethätigung macht keine weitern Ansprüche als höchstens auf einen bequemen Schlafrock im Studierzimmer, für das weitere und öffent-

liche Leben versorgt ihn derselbe Schneider mit denselben Mitteln wie jedermann. Ganz abgesehen von der Kostümirung muß für einen Geist, dessen Beruf der Dienst am reinen Geiste selber ist, jede Attitude eine rein zufällige, nichtsbesagende sein. Guttenberg hat die Buchdruckerkunst erfunden — keine Stellung kann diesen idealen Fund versinnlichen. Schiller hat den Deutschen ihre schönsten Dramen gedichtet — ob auf dem Spaziergang, ob am Arbeitstische, ob er sie selber schrieb oder diktirte, ob im Schlafrock oder Regenmantel — Alles das ist einerlei, rein zufällig für die Idee, die wir von ihm als unserm größten dramatischen Dichter haben. Die Idee des eben ein Ideal producirenden Dichters ist der Plastik unausdrückbar.

Hätte man das bedacht, so würde man schwerlich auf den Einfall eines solchen Denkmals gekommen sein. Man hätte vielleicht dafür zu einer wohlthätigen Schillers-Stiftung gesammelt? Hoffentlich nicht. Der Kunst soll ihr Recht bleiben. „Was ist aller Vortheil so oder anders ernährter, oder unterwiesener Armen gegen die Himmelsbeute, wenn an einer kräftigen Jünglingsseele im Unsterblichkeitstempel, wie in einer lauen Frühlingsnacht alle Knospen aufbrechen und duftend auffahren, wenn die Statüe eines großen Menschen mit Memnonstönen ein großes Herz anspricht und erweckt und es zurechtweiset für ein langes Leben; — und wenn ein Sonntag sechs Wochentage bestimmt und heiligt?" — So J. Paul in seinem Aufsatze über Luthers Denkmal, wo er dem Schauspielhause, „das beinahe das einzige Olympia, Forum, Ober- und Unterhaus ist, das uns zu einem Volke für Eine Flamme sammelt und verdichtet" — die Mission zutheilt, „das schönste deutsche Pantheon zu werden, wo die Nation ihre Unsterblichen thronen und zurückglänzen, und ihre Opferflammen zu Einem Feuer und in einen Himmel steigen sieht."

Auch die Griechen haben ihre Statuen nicht nur so auf freie Plätze gestellt, sondern in und vor ihre Gymnasien, Kurien und Tempel. Am allerwenigsten ist in Deutschland, wo so wenig Oeffentlichkeit ist, der Markt ein würdiger Platz für solche Denkmale. Da ist es die Idee der Walhalla, welche unwillkürlich für sich einnimmt. Ein Ehrentempel thut uns Noth in deutschem Land, in deutscher Form für unsere deutschen Männer. Da mögen die mit Gold und Lorbeer gekrönten Häupter zur Zierde ihres Vaterlandes in angemessener Form und Umgebung dem bewundernden Blicke offen stehen, da werde der schöne Kultus des Genius gefeiert. Und könnte nicht jede bedeutendere Stadt einen solchen Unsterblichkeitstempel gründen, um darin das Göttlich-Schöne und Große zu verehren, und dem deutschen Genius seine unschuldigen, aber schuldigen Opfer zu bringen? So lange wir aber diese mehr oder weniger vermissen lassenden Denkmale zerstreut, vereinzelt, an unpassenden Orten,

in der Oede öffentlicher Plätze erstehen sehen müssen, mögen wir es wohl mit J. Paul erbärmlich finden, daß man so viel köstliches Geld zu Verewigungen verschwendet, zu theuren Statuen, die man anderswo — in Arabien, in Eisländern, in bremischen Bleikellern und in den syrakusischen Katakomben umsonst haben könnte; wenn man, da es doch keine ähnlichere Statue von einem Menschen giebt, als er selber, nämlich seinen Leib, jeden Unsterblichen, wo nicht einbalsamirt aufstellen könnte, doch ausgebälgt.....

H. M—z.

Hanseatische Briefe.

3.

Wie beim Thurmbau zu Babel dem Maurer das Beil, dem Zimmermann aber die Kelle gereicht ward, so im hanseatischen Kleeblatt. Männer, voll Kraft, Willen und Arbeitslust, welche das morsche Gebäu der kleinen Duodezstaaten erhalten und renoviren, werden zum Theil mit geronnener, höchstens überzuckerter Setzmilch gefüttert; alte, vergreisete Hypochondristen, verrostet im gewöhnlichen Handwerksschlendrian, essen das Beafsteak des Staats. Jahrhunderte lang schon hängen und flattern um Bremen und Lübeck nur oberflächlich abgestöberte Spinneweben; die französische Epoche ging spurlos über den kahlen Scheitel der Hansa. Sie lernte nichts, sie vergaß nichts, wie Napoleon sagt. Wurmzerfressne Privatintriguen unterwühlen wohl maulwurfsartig und geschäftig das alte republikanische Rolandsbild, aber sie stürzen den Roland niemals herab, weil unter der schweren Steinmasse ihr — Maulwurf zuerst verendete. Glauben Sie mir, der hanseatische Maulwurf ist ein gar pfiffiges Thierchen, geht kreuz und quer durchs aufgelockerte Erdreich und knusperte immer am Wurzelgefaser der republikanischen Buche, bis sie verkrüppelte, die Zweige verdorrten, die Blätter, wie's Lübeckische Stadtrecht und Archiv, vergilbten. Unentdeckt in der Zoologie trägt er den Namen „Nepotismus," wird gezähmt und mit Zwiebackskrumen am Theetisch jener Coterien gefüttert, deren der Schluß meines vorigen Briefes gedachte.

In hoher, hanseatischer Coterie, in hanseatischer Crème will oder kennt man den Umgang mit Menschen nicht; man verlangt dort und nirgends so evident als in Bremen, daß man reich, hanseatisch-geschult, etwas Reelles geworden, Schwiegersohn eines Senators, Compagnon einer soliden Handlungsfirma, von altbremischen Begriffen sei, um

in die bremischen, sieben Himmel zu treten. Wie oft habe ich dich, du armer Knigge, bedauert, der du am Umgang mit Menschen laborirtest und im Dom der intolerantesten, deutschen Stadt den ewigen Schlaf schläfst, in einer Stadt, wo Böotismus und dummer Geldstolz republikanischer Pygmäen, tabaksduftend und falsches Geldstück am Krämertisch, jede innige Beziehung nicht nur zu Deutschland, sondern sogar zum unabhängig, individuell ausgestalteten, sich an den Zuständen unsrer Tage aufrankenden Menschen völlig verpönt. Bremen respectirt seine nepotischen Maulwurfingenieurs noch mit heiliger Scheu, mehr als Lübeck; es bückt sich vor Herren und Bürgern, die es als große und kleine bezeichnet, es ißt Pinkeln und schwarzes, nur im Bremischen Magen verdauliches Brod; als Pharibanum aber schon von Ptolemäus, dem Geographen, unter den vierundneunzig germanischen Städten genannt, älter als germanische Bildung, kümmert es sich wenig um Deutschland, steigt von einem Jahrhundert in's andere und schließt seine Handelsbilanzen; Alles was alt und in Bremen als herkömmlich gemünzt ward, hält Bremen für gut und Bremen's hausbackener Nepotismus ist auch alt. Wahrlich, ich kenne in Bremen auch keine juristische Sinecurenpfründe, deren Besitzer nicht schnell zum Stammbaum der alten Familien oder zum aristokratischen Hochzeitsbett reducirt werden könnte; ich habe allen Respect vor der bremischen Advokatur. Obwohl nun Lübeck in keinem Bezuge mit der froschkalten Stadt an phlegmatischer Weser so sehr als im Cultur- und inneres Staatsleben selbstschänderisch zerrüttenden Nepotismus sympathisirt, so kehrt er sich hier doch unendlich humaner, viel ängstlicher, verzeihlicher, graziöser heraus, während er dort so plump, so grob und echtbremisch, auf Geld sich stemmend, so unbeholfen, wie der Grundtypus des bremischen Characters, im suffisanten Gefühl seines herkömmlichen Rechts über den Marktplatz am lichten Mittage stolpert und Rottenmeister beschwört. Hamburg vom nepotischen Unfug freizureden, wäre wahrlich zu viel; nur durch den Posilipp vielseitig ableitender Interessen rettet er sich aus schäumender Oeffentlichkeit in verhängte Familienzimmer und spielt von dort prismatisch in grellen Farben herüber zum entsetzlichen, durch ihn garantirten, auf seiner Scholle wurzelnden Advokatenrigorismus, polypenarmig leider auch Hamburgs freieres Streben umschlängelnd, Hamburgs Republik, durch Annäherung zur Gegenwart und deren Bedürfniß die beste in hanseatischer Trias.

Ein dem rohen, geistig todten Materialismus eng associirter Nepotismus wurde zur Hauptursache, daß nirgends — nirgends in Deutschland dem jungen, strebsamen Manne ohne Contanten und Familienvehikel, falls er nicht hanseatisch-stereotypirt, ein hausbackner Brodmensch und auf Vorurtheile des verdrehten Hansapatriotismus

gepfropft ist, ein so colossaler und niederdrückender Nebelpopanz über die hoffnungsschwangere Brust schlägt, als in der Hansa. Erfüllt noch vom akademischen Lebensbegriff, muß er gar ängstlich all die „guten Familien zu Freunden halten;" denn — was gälte er jung und auch kenntnißreich ohne Geld, ohne Protection in Bremen und Lübeck? In Monarchien ist Protection von Nöthen und wenigstens verzeihlich, in Republiken, in kleinen, leicht überschaulichen Staaten lullt sie die innere Strebsamkeit immer in Schlaf. Lebend in Plänen für Wissenschaft und Zukunft muß der noch junge, übersprudelnde Enthusiast hier der resp. Frau Bürgermeisterin Stadtsalbadereien pünktlich berichten, dort, wenn er unglücklicher Weise Candidatus ehrw. Ministerii ist, der Frau Senatorin seine Stickmuster zeichnen, muß mit Handelsherrn, durch Familienverflechtung auf Staat und Aemter von Einfluß, Wissenschaft, literarische Wirksamkeit nur nach dem Brode taxirend, über Wallfischthran, russische Formlichter, Zucker- und Kaffeepreise sich langweilen, sich drücken und einlullen im Eijapopeia des Alltags, ein reiches hanseatisches Mädchen, wie es die vorsichtige Coterie ihm gnädig entgegenschiebt, blindlings heirathend, in all den kleinen Kabalen, Familienintriguen und Reactionen sich vergraben, oder, was selten geschieht die unerträglichen Bande rücksichtslos zerreißend, verkannt, zurückgesetzt, excommunicirt aus dicker Nebelbetäubung hervorgehn. Wehe dem Armen, wenn man im Himmel des bigotten Bremens sich zuflüstert, wie er Nachts wohl über die Straße, aber sehr wenig zur Kirche geht, wenn er sogar auf Belial, auf Rationalismus, auf Hegel'sche Philosophie das Fundament seiner Grundsätze baut, das Theater „dem Kirchenboten" vorzieht, und Goethe studirt, dem eine Kanzel in Bremen noch dann und wann ihr schäumendes Gift entgegenschnaubt; oder — wenn ein Stabiler Lübecks gewittert, wie er das non plus ultra irdischer Weisheit bekrittelt, Liberalismus und Deutschland dem Absolutismus der Hansa einschmuggeln möchte, wenn er vom Herzen spricht, wo er gerade zu heucheln müßte, sei es Bigotterie oder Schlangenschmiegsamkeit in der Dictatur des Kaufmanns, das Eingehen und Verkommen im nüchternen Alltagsbegriff. In die Fußtapfen des Antecessors regelrecht oder durch Familie illegal vorgeschoben, blickt ein beamteter Kaufmann gar suffisant auf den jungen, sich bückenden Dr. utrq. jur., wenn dieser nichts weiter ist, als Doctor ohne lebenslängliches Amt und Brod; ein Handwerksmann, Krämer, den bürgerliche Pflicht zum Diacon, Klingbeutelträger der Kirche bestallt, der bei Kanzelvacanzen — während im freien Lübeck die ganze, republikanische Gemeinde durch Nichts repräsentirt wird — sein, nur zu oft durch Mysterien eingenommenes Votum darreicht, dünkt sich, umflattert von theologischen Bittstellern, Markstein der Theologie; eine Behörde,

controlirend die Straßenbettelei und Straßenreinigung 2c. 2c. respectiren Lübecks Aerzte als Medicinalbehörde ... kurz, wo nur die Wissenschaft, der freilich nur einseitig das brodwissenschaftliche Handwerk angehört, auftaucht, sind ihr dreifache Ketten um die Glieder geschnürt. Daher hat sie allmählig im Hansakreis ihre innere, leuchtende Hemisphäre verdunkelt, sich aller Schwungkraft meistens begeben und die Alltäglichkeit aufgesucht. Sie konnte nicht anders. Sie fröhnt dem Gewöhnlichen, um nicht von mystischer Kabale, deren Lübeck und Bremen ohn' Ende hat, heimlich zerquetscht und umringelt zu werden, ohne Aussicht, sich auf festem Terrain, in Trancheen und hinter Verhauen gegen thebanische Finten zu sichern, sie sucht ein Amt, ein Brod, ein aristokratisch-aufgestopftes Hochzeitsbett, um dann durch Familiengezweige und Gegenintrigue wenigstens indirect und egoistisch, wie in Lübeck, zu wirken, da sie nach offner Wahrheit ohne spezifisches Bürgerthum Unterthan bleibt, Trainknecht des Alltags oder, was synonym ist, des Kaufmanns, der sich weniger gerade als jeder andere Stand aus krystallklarer Lebensquelle die Becher zu füllen vermag, hier, in der Hansa, die sein ist vom Anfang bis zum Ende, das ganze Dasein über den Leisten des Mammons, der Compagnie, Speculation und finanzieller Geldheirath schlägt, in Bremen aus übergroßer, dickblütiger Solidität, in Lübeck aus minutiösem Krämersinn, versenkt in die pontinischen Sümpfe eines geistigen Nihilismus, dem Staate, durch ihn, seine Macht und seine Mängel bedingt, weit mehr Stickstoffe als Sauerstoffgas zuführt. —

Deutschland achtet nur wenig der Hansa, weil sie, Rococco, jedes rein wissenschaftliche, meistens auch jedes deutsche und menschliche Streben im Durchgang durch das in ihr unvermeidlich gewordene, kaufmännisch-materielle Substrat vom hanseatischen Schleim überziehen, vom Nepotismus ertödten läßt, der aus dem Staate die Werdelust durch sich selbst jagt und Mattigkeit einführt, der meistens das sociale Leben in lauter Absichtlichkeiten, aus denen zusammengesetzt der Staat hervorgeht, kläglich zerbröckelt. Die Hansa ward nicht, sie war im Entstehen schon undeutsch; — das große, brausende Hamburg rankt sich zu hoch und besinnungslos am materiellen Weltkörper empor, — sociales Leben, wie der ganze Staat, vom Nepotismus aneinander genäht, verlor in Bremen durch friesische Hartmäuligkeit und holländisches Phlegma den deutschen, strebenden Characterzug; — Lübeck's Staatsform versenkt sich in feudalistische Vorzeit. Lübeck's Volk aber, nicht wo es barock als mittelalterlicher Zunftkörper zusammentritt, dort wo es sich unschuldig gehn läßt, auch dort im socialen Leben, wohin Nepotismus nicht tödtend dringt, durchadert noch immer ein liebes, deutsches Element, geheimes Sehnen zum Vaterland. Im abgestorbe-

Digitized by Google

nen Bremen giebt es kein Volksfest, Lübeck feiert die flimmernden Weihnachtstage, als herzliches, lautes Volksfest, die alte Stadt zieht lachend mit Mann und Weib und Kind heraus in den Mai zum Schießen der Kloster- und Waisenkinder nach altdeutscher Art; Bremen stagnirt in der eignen, aufgedunsenen Masse, Lübeck — aber ich rede vom Staat nicht — wird noch zuweilen mit deutschem Feuer durchgluthet und wieder erwarmt in der höchsten Noth. Bremen ist nichts als unverdaulicher Pudding, aus moorigem Calvinismus, aus holländischem Mynher-Phlegma und Egoismus zusammengerührt, in hanseatischer Sauce; sociales Leben voll Geistesnahrung kennt es durchaus nicht, Lübeckische Gastfreundschaft übt es nicht, zersplittert in lauter Familien, die nach patriarchalischer Sitte jene ennuyanten „Kindertage," jene zarten Anfänge des bremisch-knorrigen Nepotismus abhalten, sieht es im Fremdling den Uneingeweihten, den spionirenden Lauscher und versauert so lieblich in sich. Ja, Bremen versauert, weil es von deutschen Lebenselementen der Gegenwart weder ein Etwas in Activität herauskehrt, noch in Passivität nur aufnimmt, weil es der mehr und mehr erstarkenden Kraft unsrer deutschen Literatur, dem Sichversenken dieser modernen Macht in alle und jedwede Fächer des Nationallebens die Thore der Stadt verschließt, weil Bremen es ruchlos nennt in seiner materiellen Fülle, den strotzenden, bremischen Leichnam öffentlich bloßzustellen und drüber die Geißel zu schwingen. Nach bremischem Begriffe müßte die Literatur, bevor sie über's Weichbild in die „gescheuerte Stadt" steigt, bei Magnificis submittest suppliciren und, ehe sie laut wird, von einer Gartenscheere der als liberal berühmten Bremer Censur buchsbaumartig gestutzt sein. Unbestreitbar hat Bremen viele, ja sehr viele Patrioten, die — alles beim Alten wünschen; aber sie lieben ihr Bremen doch nicht, weil es Bremen ist, sondern weil sie Bremen sind, es wurden aus krankhafter Quelle eines bremischen Nepotismus, der jeden, falls er nur bremisch, aber beileibe nicht deutsch oder menschlich ist, bis zum höchstseligen Ende füttern, einen Bremer Patriotismus i. e. die unverwüstliche Liebe zum Alten gebiert, welches der bremischen Vollblutrace die fettesten Bissen gradewegs in den Mund schiebt, das aber, wie das Tragen am schweren, eingeböckeltem Leichnam, die Schwäche der Phantasie, ein halber Fatalismus, der Mangel an Rührigkeit, der grobgeschrotete Geld- und Handelsstolz, und stupender Materialismus der freien Hansestadt Bremen jedes Anrecht auf Deutschland entzogen hat. Und, sehen Sie nur, Bremen wirft sich stolz in die Brust und redet im bleischweren, scharrenden, Bremer Jargon: „Handeln wir etwa nicht mehr nach Havannah und New-York und Bahia? Schicken wir unsre Schiffe nicht mehr auf Speculation zum Grönländer Wallfischfang? Mit Auswanderern nach Amerika? Gilt die Cigarre Bremer Fabrik nicht

Digitized by Google

mehr für fine yellow? Hat das glückliche Bremen nicht Pinkeln und Zucker und Kaffee und Wein aus der ersten Hand? Amusiren wir uns nicht des Sonntags in Lesum, Blumenthal, Vegesack? Wackelt der steinerne Roland etwa und unser Senat auf altbremischem Postament? Bah! Was kümmert sich Bremen, so lange noch alles beim Alten ist, um's neuernde Deutschland?" So spricht, denkt und darnach handelt dies Bremen, der strotzende Leichnam. Ich kenne in Bremen wohl achtungswerthe, liebe und geistreiche Männer, aber sie, verschwindend unter der Masse, kommen hier in keinen Betracht, seufzen ja selbst unter dem Klumpfuß des bremischen Grundcharacters und werden, wenn auch nur in der Stille des Gedankens, die Wahrheit meiner uneingenommenen Worte besiegeln, in ihrer Brust wird es traurig nachklingen, wenn ich heraus in die Gaue des Vaterlandes rufe: „Im bremischen starb der deutsche Character!" hinzusetzend: Giftiger Nepotismus, tödtend den Geist und den Fortschritt, verderbend, in hausbacknes Privatinteresse zersetzend den reinen, synthetischen Staatsbegriff, tropft in fast alle Hirnkammern bremischer Gesellschaft. Getreu dem Sprichwort: exempla sunt odiosa, ich meine, hassend das Personelle, wenn es zur Denunciation führen könnte, gebe ich Ihnen nur ein generelles Bild aus bremischem Lebensschlendrian. Herr M., Zweig einer großen Familie und ansehnlicher Handelsherr, sieht die Rosen der Tochter verblühn, einer Tochter, deren reiche Aussteuer längst schon in holländischer Leinwand fertig ist. Kein Freier beißt an. Aber endlich. Auf der Georgia Augusta hat über Pandecten ein bremischer Jüngling geschwitzt, kehrt als gemachter Dr. utr. jur. zur durchnebelten Heimath zurück. Kein Exaltado, kein Republikaner, nichts als Jurist à la Heise lebt er solide und bremisch. Die große Advokatur schöpft ihm das Fett von der Suppe; der Arme, von magern Begriffen, verzweifelt und greift zum Rettungsanker der Convenienzheirath. Man zeigt ihm durch dritte, vierte Hand, wo ihm die holde Wunderblume des Glücks blüht. Glied einer großen Familie und was immer daran hängt zu werden.... welch' eine Wonne!! Jene Familie, bedingend, daß er sich ihr durch die abgeblühte Tochter des Hrn. M. associire, gräbt herab nach Brod in's Erdreich des Republikanismus, die Schwiegermutter, fore ut, stopft geschäftig am Hochzeitsbett, der Vater u. s. w. am Secretariat. So avancirt zum bremischen Himmel, wer das Unglück gehabt, dort nicht geboren zu sein; wer aber dort in der Höhe den bremisch-bleiernen Horizont erblickt, der pflückt die Hesperidenäpfel des bremischen Staates und schlürft den bremischen Nectar, kredenzt von der bremischen Hebe, in goldenen Schaalen. Auch behauptet er frisch weg, Bremen sei glücklich sub umbra des aristokratischen Senats, weil, wie schon oben bemerkt, er Bremen vorstellt.... der andre, der

Arme, dient dem schweren Pantoffel, dem Geldsack und der Familie seiner Gattin, die ihm, wie eine beleidigte Baucis einst in meiner Gegenwart ihrem Philemon, zurufen mag: „Hab ich dich nicht erst zum Mann gemacht?" — Ja wohl. Solche einzelne Züge sind, Sie werden es gestehen, für des bremischen Characters Totalität von großer Bedeutung.

Höchst beachtungswerth stellt es sich ferner dar, daß eben, in hausbackner Plumpheit, das weibliche Bremen — nach dem Zerplatzen der schillernden Seifenblase nur zu oft trüber, pietistischer Wassertropfen, ohne aufdämmernde Ahnung höherer Weiblichkeit als Kochkunst und Kinderzucht, mehr als der Mann dort dem gefräßigen Nepotismus neue Hülfs- und Nahrungsmittel zuführt; während in Lübeck — was aus der schwankenden Lage dieser Stadt herstammen mag — wieder die Männer im Materialismus und Brodhunger für's kommende, ungesicherte Geschlecht eine Frauenwelt hoch überstürzen, deren zum Theil poetische, echt weibliche Lebensanschauung hier um so größere Anerkennung verdient, da sie meistens in Lübeck der äußern Anregung, der uneingezwängten Bewegung gänzlich ermangelt. Lübecks Weib, Schiller's schöne Worte bewahrheitend, möchte ich Lübecks Genius nennen, der auch zuweilen den Männerblick durch grauumwölkten Alltagshorizont emporführt zur Bläue rein menschlichen Aethers. Und wäre dies nicht eben erhabenste Bestimmung des weiblichen Geistes? — Fern von jenem Enthusiasmus, der alles in Prosa hüllt, darf ich demungeachtet versichern, daß Lübeck, beraubt seiner Frauen und Mädchen eigenthümlichen Geistes, ganz — bremisch würde, daß hier noch das weibliche Geschlecht die zarte, reine Regung der Poesie und des deutschen Characters zum Heil und Frommen der im lübeck'schen Alltag sich verlaufenden Männer bald da, bald dort mahnend durchklingen läßt, daß Lübeck's Weib höher als Bremen's geschniegelte, außen und innen, abgestorbene Holzpuppe, hoch über Hamburgs meistens im äußerlichen Modeconversationsflitter zerflatterndem Weibe steht. Treten Sie nur in Bremische Zirkel . . . vielleicht sehn Sie ein zwanzigjähriges, aufgedonnertes Jüngferchen mit Papa und seinen Genossen, als Mann in der Noth, ihr Boston, Whist gelassen abstecken; wohl hören Sie hinter der Theekanne klatschen, über Küchenzettel und Kinderzucht den langen, lieben Abend hin und her radebrechen, sehn Convenienzheirathen und Strümpfe in's Leben treten; aber erwarten Sie keinen klaren Gedanken, kein alkoholhaltiges Wort, hervorgehend aus dem immer bewegten Munde des bremischen Weibes, dessen Vaterstadt für Anstalten zur weiblichen Schulbildung demungeachtet besser als Lübeck sorgt, wo nur ein Institut dieser Art, jenes des Herrn Meyer Beachtung verdient. Aber Lübecks Weib bildet sich selbst fort im Durchgang durch's Leben, es denkt,

empfindet und incarnirt sein Denken und sein Empfinden; in Bremen wirft es dagegen mit dem Schulsack und Flügelkleide der Jugend auch jede Fortbildung ab, es vegetirt nur und schleppt sich auf großem bremischen Fuße, plump und schwerfällig, geistig und körperlich, über die Straße, durch's Leben. Hinter schlechten Zähnen in meistens zu großem Munde lagert die spitze, stets schlagfertige Zunge; die Nase ist breit und platt, der weiße Teint ohne Glanz und poetische Färbung, die Taille zu plump, die Hüfte zu hoch; im sanguinischen Mattblau des Auges gähnt, ich weiß hier kein anderes Wort, der geistige Nihilismus; leuchtende Gedanken, aufwallende Gefühlslohe reflectirt nicht leicht auf dieser gehaltlosen, wäßrigen Fläche, während im dunklen, glanzdurchwobenen Augenblau der Lübeckerin intensive, stille Tiefe, Lebensgluth und Liebesfähigkeit leuchtet, nachstrebend jener tönenden, historischen Poesie, die im Schmelz des blauenden Sommerabends so gern die Thürme und Giebel ihrer alternden Vaterstadt küßt. Lübeck's Weib ruht aus an der Brust der Töne, im Arm der weich empfindenden Poesie und einer ihr nah verwandten, empfindelnden Mystik; die Bremerin legt sich strotzende Korpulenz und jene erbärmliche Pietisterei zu, deren Grundstoff ein lächerliches, ewiges Nichts, die Aufgeblasenheit todter Materie, deren Folge totale Verfinsterung jedes reinen Gedankens wird. Im phlegmatischen Torfmoor des bremischen Characters gedeiht weder die Exotere verlangender Sinnlichkeit — ohne daß dadurch im Superlativ und Geheimen der Sittlichkeitsbegriff befleckt, wohl, wie in andern Städten, Lüderlichkeit, Unzucht und Demoralisation gewaltsam herausgelockt würde, entbehrt, gar einzig in seiner Art und bezeichnend für's innere Leben der Stadt, dieses froschblütige Bremen jedes sanctionirten Tempels der Venus vulgivaga — noch erspießt das duftige Röslein reiner Liebe im Herzen der Bremerin, da sie, gewohnt, die Ehe nur als Versorgungs- und Assekuranzanstalt ihres Vermögens, den künftigen Mann nach der Firma und der Familie, dem Geldsack und Doctordiplom zu betrachten, vor ihrem 20sten bis 23sten Jahre fast nie im Hochzeitsbette bremischer Convenienz überwältigt, selten vom Fahrgleis breitspuriger Alltäglichkeit weicht und wohl gewissenhaft ihr Gelübde ehelicher Treue, aber in dumpfer Gefühls- und Liebesarmuth bewahrt; — anders, ganz anders ist es in Lübeck und bitte ich Lübeck's Damen recht sehr um Entschuldigung, wenn ich etwa im Eifer von ihnen ein bischen indiskret rede. Bremen hat keine Sappho; aber in Lübeck blüht manche Laura im Stillen, deren Character, fiel sie, wie zu oft, der Convenienzheirath und dem damit indirect verbündeten Nepotismus zum Opfer, um so schneller liebenswürdigen Chamäleonismus, ein interessantes Unbefriedigtsein entwickelt, je weniger sie sich in's verpallisadirte Lübecker Gemüth ihres ma-

terialistischen Gatten zu finden vermag. Lübecks Weib — Ausnahmen bedingt hier wie in Bremen die Regel — verlangt noch mehr als das engumfriedete, egoistische, feudalistische Lübeck, es kümmert sich nicht ausschließlich um russischen Talg, es fühlt noch Sehnen zum großen Vaterland, es electrisirt noch mitunter durch in der Stille des weiblichen Geistes gezeitigte Pläne und schmiegsame Worte das practische Tichten und Trachten der Männer und hebt sie über Cyclopenmauern des diminutiven Staates empor; eben das Weib schürt jene glimmende Kohle deutschen Characters, den Bremen verlor, weil sein Weib ihn nicht kannte, der hier selbst im Wuste des Mittelalters, unter bleiernen Handelsinteressen niemals durchweg zu Grunde gehen kann und bremisch auszuarten vermag, so lange noch Lübeck's Frauen in Lübeck Deutschland vermitteln. Wo es sich möglichst frei zu entwickeln vermag, trägt Lübeck's Weib grunddeutschen Character; durch stille Bestrebung bewahrt es zum Theil auch den Männern deutsche Züge, müssen sie auch vom Schleim der Hansa, vom verrenkten Republikanismus und erdigem Materialismus erst durch chemische Reagenzien abgelös't werden, muß auch der strebende umsichtige Deutsche dualistische Kämpfe mit seinem Gegner, dem starren, stabilen Lübecker bestehen ... siegt jener im glücklichen Momente, dann sehen wir einen jetzt vielzweigigen Privatclubb, die wahrhaft patriotisch und universell das Gemeinwesen ernst in's Auge fassende „Gesellschaft zur Beförderung der Gemeinnützigkeit," die Retterhand des lübeckischen Staates im Stagnum der Vorzeit, den Hebel des pulsirenden Fortschritts und Deutschthums in der freien Hansestadt hervorgehn, erstarkend in funfzig Jahren zur herrlichsten, stolzen Eiche, organisch und segensreich wirkend, bald im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, bald für Localinteressen in jeder nur edlen Beziehung; — triumphirt dagegen das lübeckische Princip, o, dann beharrt man in zahllosen Bocksbeuteleien auf lübeckischem Postament, bei privilegirten Hetzjagden ehrsamer Schneider, worin eine Zunft, die sonst ja den Hasen fürchtet, arme Nähgrisetten unerbittlich zu Paaren treibt, bei „Morgensprachen," wodurch jede Innung ihre grauen, althergebrachten Gerechtsame jährlich besiegelt, kurz im grotesken Schildbürgerthum früherer Jahrhunderte, o, dann fröhnt man dort, wohin kein Weib zu reichen und zu mildern vermag, im Staat einem längst verrosteten Mechanismus, einem pedantischen Juristentrödel, in der Familiensocieté dem Nepotenunfug, der freilich, wie schon einmal bemerkt, hier abgedämpfter als an der Weser erscheint, mehr im Geheimen gräbt, als offenbar Maulwurfsberge emporschiebt; denn weil hier das Weib ihn nicht, wie in Bremen, durch Activität befördert, seine saure Frucht, die Convenienzheirath, nur in Passivität annehmen muß, vermag er nicht als Gorgonenhaupt alle socialen Zustände zu versteinern, wodurch

er ja eben am Weserstrande so widerlich, ganz Bremen dem Fremdling so unverdaulich wie eine bremische Pinkel wird.

Aber demungeachtet findet, wer sucht, die lernäische Schlange; ihr Kopf läßt sich nicht tödten, selbst vom Herkules nicht. Das Avancement durch eine „gute Partie" zum „angenehmen" beamteten Matador ist der gewöhnliche Lauf, die träge Hoffnung aller Gewöhnlichen, wurden sie nicht in aristokratischer Wiege durch Milchbrei herangefüttert, wurde der Knabe nicht schon durch gebratene Täubchen beglückt und so etwa macadamisirter Zukunft entgegen geleitet, daß er, studirend die Gottesgelahrtheit als Sohn einer vielvermögenden Weisheit, heimkehrend als Candidatus ehrw. Ministerii, zur Wahlpredigt die Kanzel zu betreten, ordinirt, und man weiß nicht wie, mit Hintansetzung aller Candidaten, die nach adamitischem Fluch im Schweiß ihres Angesichts Jahre hindurch schon pädagogische Holzblöcke hackten, und endlich theologischer Kühlung und Abendruhe harrten, Pastor zu werden vermag, da eben für ihn, wie aber gewiß nur Böswilligkeit flüstert, eine arkadische Schäferei, deren Hirte als bran .... nun ja, als brandiges Glied schon längst hätte amputirt werden können, offen, oder richtiger verdeckt bleiben darf; .... nein, ich glaube die Insinuation nicht, ich schwöre bei meinem Barte, denn fragen Sie nur einen Wahlmann, der rite Gewählte ist würdig im Superlativ. Nepotische Maulwurfsgräberei gewahrt man zu Lübeck im theologischen, wie juristischen Fache. Schwache Ausartungen, und dünne Ausläufe der hanseatischen aria cattiva, wie eines Hohen Diener, z. B. wenn er das niedliche, etwas verbrauchte Folgemädchen eines Collegen zur Frau nimmt, eines für's ganze Leben vorhaltenden Brodes gewiß sein mag, sollen bedeckt sein vom Mantel ewigen Schweigens. Die vom Nepotismus zur Kanzel gebrachte Theologie ist, weil mit eigenem Schicksal zufrieden, schon friedsam; der reiche Capitalist aus alter guter Zeit berechnet in Lübeck, es läge dereinst sein Geldsack im Gotteskasten der Theologie weit sicherer, als in schwankender Dampfspeculation des schwankenden Lübecks, dessen jugendlich aufstrebende, durch keine mittelalterliche Staatsverfassung in sich gehemmte Rivale Kiel, Wismar, Rostock und Stettin, um so gewaltiger jetzt das baltische Handelsmonopol dieser Stadt desorganisiren, da alle Versuche und Aufopferungen Lübecks, um per Eisenbahn Hamburgs Handelsfluth in Lübecks Ebbe zu leiten, vollkommen gescheitert sind. Im Indifferentismus unserer Zeit ist Lübecks töchterreichen Vätern der Theolog nicht immer vom Uebel; stereotyp freilich und keines so großen Aufschwungs fähig, wie der Dr. utr. jur., der Senator Syndicus, Magnificenz werden darf, ist er doch sicher, und segnet er einst das Reich von dieser Welt, so findet die trauernde Gattin in Lübecks Prediger-Witwenkasse Trost und Ver-

sorgung. Schneidender, weit narkotischer, durchwühlt Nepotismus die Eingeweide der Advokatur, greller und strenger in Hamburg und Bremen, als noch in Lübeck, wo ihn die stille Theologie unmerklich zertheilt, ihn, wenn auch nur durch precäre Verhältnisse dazu benutzt, als Abzugscanal dient, ihn zum Theil vom Brennpunct juristischer Abondanz und Amtlichkeit, fern hält. In Bremen und Hamburg reservirt sich, wenn möglich, aristokratische Nobelgarde juristisches, auch wohl medicinisches Studium, schneidet saure Gesichter, wenn ein obscurer Quirite, als Dr. utr. jur. oder med. Visiten macht, läßt sich wohl merken, es möge des Mittelstandes heranwachsende Generation, gelockt und begünstigt durch Stipendien, nur sich der Theologie, Pädagogie, Philosophie widmen. Aber weshalb? Sie errathen es leicht. In Juristerei ertastete Bremen den Hellpunct des Aristokratismus; diesen glaubt es gefährdet, wenn jene Plebejern zu Theil wird; so auch denken die Schwesterstädte, doch Hamburg zum Theil temperirt durch Cosmopolitismus, Lübeck durch Indifferentismus; solcher Gedanke durchschleicht in trüber Färbung die hanseatischen Salons und Coterien, ohne in grämlicher Kränklichkeit aber das Hereindringen vieler Plebejer unter die Pandecten hindern zu können. Wie nirgends florirt die Advocatur und wuchert überwüchsig in hanseatischer Trias; — ich zersetze sie naturgemäß und zur nähern Bezeichnung in aristokratische, und plebejische. Jene stolzirt auf nepotischer Basis in Bremen und Lübeck und knechtet die andere; diese hungert, und lungert in Hamburg, quetscht aus dem Bürgerbeutel das Geld, wie aus Citronen den Saft. Die aristokratische, Suffisance nur zu oft im Antlitz, ist Stammhalter „guter Familien,“ Senatoren, Magnificenzen verwandt, selbst wohl Senator oder in Anwartschaft auf Fettaugen im juristischen Suppentopf, unter sich verbrüdert, und sympathisirend, sich kennend und stützend; noscitur ex socio; die plebejische steigt gewöhnlich auf Stelzen und schwingt sich durchs Hochzeitsbett zum Himmel des Aristokratismus; andere Gebräuche, andere Gedanken nimmt sie dort an; sie verläugnet die alten Genossen, die Anbläser aller Prozesse, die Heitzer des juristischen Molochs, weil sie im Amt ist, zum Richterstuhl steigt. Wie durch Familie und Nepotismus die aristokratische Advocatur emporwandelt, so versinkt die plebejische, wenn ihr die Hoffnunggerötheten Jugendflügel verstauchen, in Ohrenbläserei, in Proceßschmiederei, in ekle Geldgier, der in Bremen und Lübeck nur schwache, in Hamburg gar keine Dämme entgegen gesetzt sind. Erstickend durch nepotische Sympathie und intensiv zerrüttend alle gesunden Keime, droht die große aristokratische der Gesammtheit, dem Staate, die plebejische nur dem Beutel des Bürgers Gefahr; imperatorisch die erste, schleichend, blutsaugender Vampyr die zweite; jene taucht stolz aus der Masse hervor,

diese wühlt tief in Excremente der Masse herab; jene will Dictatur, diese nur — Brod! — Hoch über der Hansa, als höchste Instanz, dem Nepotismus, und der Parteilichkeit unzugänglich, schwebt das Oberappellationsgericht für Deutschlands vier freie Städte; ein starker Jurist vom alten Schrot und Korn, Heise, hat hier den Vorsitz; das „Herr" ist mit Interdicten belegt; man redet dort gern von erschrecklichen „— et Consorten." — Diese Consorten erinnern mich stets an die affable Advocatur, an Consorten und Cohorten der Hansa. —

Alexander Soltwedel.

---

† Aus Ungarn.

Eugen von Beöthy und der Bischof von Großwardein.

Niemandem, der für die Sache religiöser Aufklärung und Gewissensfreiheit auch außerhalb seines eigenen beschränkten Gesichtskreises irgend lebhafteres Interesse fühlt, kann der Name E. v. Beöthy's in der neuern Zeit gänzlich fremd geblieben sein. Er war es, der, obwohl selbst Katholik, auf dem denkwürdigen ungarischen Reichstage v. J. 1833 als Abgeordneter der Biharer Gespanschaft die gekränkten Rechte der Protestanten in Ungarn gegen den mächtigen Clerus zu sichern suchte und durch seinen, mit feuriger Begeisterung entwickelten, von den Ständen lebhaft unterstützten Antrag zur Feststellung und Erläuterung des 26. Art. 17$\frac{90}{91}$ der Landesverfassung einen hartnäckigen Kampf veranlaßte, wobei die öffentliche Meinung Gelegenheit fand, sich stets mehr zu Gunsten der vielfach gedrückten Protestanten geltend zu machen. Es versteht sich von selbst, daß Beöthy dadurch den Haß der Geistlichkeit, besonders des Bischofs von Großwardein, mit welchem er bei den Comitatsversammlungen häufig in unmittelbare Berührung kam, auf sich laden mußte, da beide in ihm ihren unerschrockensten und gewandtesten Gegner erkannten.

Wie leicht vorherzusehen, fand auch der bekannt gewordene Hirtenbrief des Bischofs von Großwardein hinsichtlich der gemischten Ehen an Beöthy, dessen eigene Gattin evang. Glaubens ist, bei der, bald darauf Behufs der Landtagsdeputirtenwahl gehaltenen General-Congregation des Comitats seinen mächtigsten Bekämpfer. In einer, mit dem ihm eigenen Feuer vorgetragenen, kräftigen Rede trat er dem Inhalte des Pastoralschreibens und den darin aufgestellten Grundsätzen entgegen, und bediente sich dabei unter andern des Ausdrucks: er sei bereit, dem Bischof den über seine Ehe gesprochenen Priestersegen hiermit feierlich zu-

rückzugeben, da aus dem Pastorale hervorgehe, daß er der Receptibilität dazu ermangle. Diese Rede, und die mancherlei Demüthigungen, denen sich der Bischof in Folge seines Pastoralerlasses ausgesetzt sah, steigerten seinen Aerger und Haß gegen B. aufs Höchste und veranlaßten ihn einerseits das weiter unten folgende Vermahnungsschreiben an ihn zu richten, andrerseits Alles daran zu setzen, um die bevorstehende Wahl Beöthy's zum Landtagsdeputirten, für welche sich in Folge des Pastorales Alles zu vereinigen schien, zu hintertreiben. Hierzu kam noch, daß der Bischof dies zugleich als einziges Mittel erkannte, sich die, durch seinen letzten unzeitgemäßen Schritt halb verscherzte Gunst der Regierung wieder zuzuwenden, welche in Beöthy eines der mächtigsten und einflußreichsten Oppositionsglieder fern zu halten wünschte. Am Tage der mit gespannter Erwartung entgegen gesehenen Wahl zeigte sich bei der zuerst üblichen Conclamation eine fast vollständige Majorität für Beöthy. Da der vorsitzende Administrator, Statthaltereirath v. Lónyai aber gleichwohl die einzelne Abstimmung für nöthig erachtete, so kam es zur Votisation, wobei jeder im Comitat wohnende oder grundbesitzende Edelmann seine Stimme abgab. Mit Hülfe einer Unzahl für Abwesende ausgestellter, eben nicht sehr streng untersuchter Stimm-Plenipotenzen (einem, nur noch in wenigen Comitaten üblichen Mißbrauch) ergab sich hierbei das überraschende, von Niemandem geahnte Resultat einer Majorität von fast 1000 Stimmen gegen Beöthy für den (reformirten) Vicegespan Hodossy. Der Eindruck dieser Wahl auf die öffentliche Stimmung ist kaum zu beschreiben. Die nächste Folge davon war, daß troß aller Bemühungen des Bischofs, seinen Candidaten Thurzó zum zweiten (katholischen) Deputirten durchzusetzen, gegen den bestehenden Gebrauch wieder ein reformirter, wiewohl sehr obscurer Candidat, Bernáth, gewählt wurde, wodurch freilich der empfindliche Verlust Beöthys in keiner Weise ersetzt ward. Dem, an Beöthy's Stelle erwählten, ersten Ablegaten blühten jedoch in Preßburg beim Reichstage keine Rosen. Allenthalben tönten ihm Ausrufungen des Erstaunens und der Verwunderung entgegen. Er ward von mehreren der angesehnsten Landtagsdeputirten mit den wiederholten Fragen begrüßt: ob Beöthy vielleicht krank, oder gar gestorben? Die zahlreich versammelte Jugend ließ es ihrerseits auch nicht an allerlei handgreiflichen Demonstrationen durch Nachtmusiken der verschiedensten Gattung fehlen, so, daß dem Deputirten Hodossy sein Aufenthalt in Preßburg gar bald verleidet wurde und er sich veranlaßt sah, seine Resignation beim Comitat einzureichen, die denn auch nach einer langen, stürmischen Debatte trotz allen Anstrengungen der bischöflichen Partei von den Ständen angenommen ward. Auch ward zugleich festgestellt, daß bei der auf den 1. August anberaumten nächsten Wahl keine Pleni-

potenzen zugelassen würden, wodurch Beöthys Erwählung alle Wahrscheinlichkeit gewinnt. — Zur näheren Charakteristik Beöthy's und des Bischofs von Großwardein dienen folgende zwei Sendschreiben, welche zwar nicht gedruckt, aber in zahllosen Abschriften allenthalben im Lande circuliren und demnach den Character der Oeffentlichkeit angenommen. Wir liefern sie aus dem ungarischen Originale in wortgetreuer Uebersetzung.

Der Großwardeiner Bischof Franz Leicsák, an den Gerichtstafel-Beisitzer E. v. Beöthy.

Wohlgeborner Herr Gerichtstafelbeisitzer! Die, jüngst in Betreff kirchlicher Angelegenheiten wiederholt erfahrenen Angriffe haben diejenige Gränze meiner Geduld erreicht, über welche hinaus fernere Nachsicht als Schwäche erschiene. Wenn auch jedes wärmere Gefühl für den Glauben Ihrer Väter in Ihrer Brust erstorben, wenn die Kirche, in deren Schooß Sie geboren, getauft und von Ihren in Gott ruhenden Eltern erzogen worden, auch aufgehört hätte, ein Gegenstand Ihrer achtungsvollen Liebe zu sein und der Name Katholik Ihrem Ohre nur ein leerer Schall wäre: so sind E. W. doch in keinem Falle von den allgemeinen Gesetzen der Schicklichkeit entbunden, welchen im öffentlichen Leben doppelte Berücksichtigung gebührt; Sie sind verpflichtet, die religiöse Ueberzeugung Ihrer Nebenmenschen zu ehren und dem allgemeinen Gefühle zu huldigen, welches den Glauben in jedem Falle als eine heilige unverletzliche Angelegenheit betrachtet. — Nachdem Sie daher, in Widerspruch mit Allem diesen nicht aufhören, durch beleidigende und zur Sache nicht gehörige Ausfälle das Ansehen des Glaubens zu schwächen, das religiöse Gefühl der Bessergesinnten zu verletzen, und in die Herzen der leichtsinnigen Jugend die verderbliche Saat des Unglaubens zu streuen; nachdem Sie durch entwürdigenden Spott an öffentlichen Orten das Aergerniß erweckende Beispiel religiösen Unglaubens gegeben, nachdem Sie jüngst — wiewohl ganz ohne Grund und ungerechter Weise, da die Verweigerung des priesterlichen Ehesegens Ew. W., dessen Kinder schon kraft der Landesgesetze Katholiken wären, gar nicht angeht — jenen kirchlichen Ritus, den der größere Theil der Bürger unsers Vaterlandes seiner innigsten Ueberzeugung gemäß in den Reihen der Sakramente verehrt, sich nicht entblödet zum Gegenstande Ihrer Verhöhnung und Herabsetzung zu machen: — so halte ich es für meine unabweisliche Pflicht, Sie hiemit aus väterlichem Herzen, aber zugleich mit allem Ernst kraft meines Amtes als geistlicher Oberhirt vermahnungsweise vorerst nachdrücklich zu erinnern: die erwähnten Beleidigungen in religiösen, blos das Gewissen betreffenden Angelegenheiten, besonders gegen den, seinem Ursprunge nach göttlichen christ-katholischen Glauben und die h. Kirche

in Zukunft aufhören zu lassen, selbst nach Gewinnung einer kirchlichen Ueberzeugung zu streben, auf diese Art Ihren religiösen Verpflichtungen nach zu kommen und sich sowohl im öffentlichen als Privatleben nach den Vorschriften der gegenseitigen Schicklichkeit zu richten. Indem ich Ihnen, Herr Gerichtstafelbeisitzer, diese meine Vermahnung im Interesse meiner Getreuen und der allgemeinen religiösen Sittlichkeit nochmals dringend ans Herz lege, verharre ich mit Achtung Ihr Sie in Christus liebender Seelenhirt und Diener Franz Leicsák Bischof von Großwardein. Großwardein am 27. Mai 1839.

Antwort Eugen von Beöthy's an den Großwardeiner Bischof Franz Leicsák.

Hochwürdigster Herr Oberhirt! Ich habe Ihr, durch den hochehrw. Consenior und Biharer Pfarrer an mich befördertes Vermahnungsschreiben vom 27. Mai d. J. erhalten, und war lange bei mir in Zweifel, ob ich etwas darauf erwidern oder die Sache stillschweigend auf sich beruhen lassen solle. Damit indeß mein Verstummen nicht einer falschen Deutung unterliege, oder wohl gar für Schwäche ausgelegt werde, sehe ich mich genöthigt in die Schranken zu treten, den mir vor die Füße geworfenen Handschuh aufzuheben und mich auf dem bisher mit allem Fleiß vermiedenen Kampfplatz zu stellen.

Wenn Ew. Hochw. aus Besorgniß für das Heil meiner Seele Ihre verweisende Philippica kraft Ihrer oberhirtlichen Pflicht an mich erlassen, so steht allerdings Ihre Gewissenhaftigkeit gerechtfertigt da. Aber von jenem Ziele, welches E. H. dabei vorgeschwebt haben mag: ein verirrtes, mit Blindheit geschlagenes Schaf auf den rechten Weg zu leiten, und dadurch dem Himmel, nach dem Ausspruche Jesu, (Luc 15, 7) mehr Freude zu verursachen, als über 99 Gerechte, denen es an der eigenen Bekehrung nicht gebricht: von diesem Ziele dürften E. H. nach jenem Schreiben nicht nur noch viel weiter als bisher entfernt sein, sondern einer künftigen Annäherung den Weg so gänzlich versperrt haben, daß jeder Versuch dazu als fruchtlos erschiene. — Es wird mir in jenem Schreiben der ungerechte Vorwurf gemacht: „durch Verletzung des Glaubens Aergerniß gegeben, ihn verspottet, und die religiöse Ueberzeugung meiner Mitmenschen nicht geachtet zu haben.“ Was den Glauben betrifft, so habe ich ihn nie zum Gegenstande meines Spottes gemacht, denn aus täglicher Erfahrung ist mir zu gut bekannt, welche starke Stütze derselbe den Schwachen, welcher aufrichtende Trost den Verzweifelnden, welcher himmlische Balsam, welch wohlthätiges Heilmittel dem vom Schicksal Verfolgten sei. Diese mächtige Stütze irgend Jemandem zu entreißen, habe ich stets für mehr als Sünde erachtet;

ihm seine religiöse Ueberzeugung und den darauf beruhenden innern Frieden zu rauben, war nicht nur niemals meine Absicht, sondern nicht einmal mein fernster Gedanke. Es glaube Jemand was er wolle, aber er glaube es wahrhaft, von Herzen, nicht nur dem äußern Scheine nach und aus niedrigen Beweggründen der Selbstsucht und weltlicher gewinnsüchtiger Rücksichten: und seine Ueberzeugung wird mir heilig und unverletzlich sein; ja ich darf wohl den Wunsch aussprechen, daß doch Jedem die religiöse Ueberzeugung und Gewissensfreiheit seiner Mitbrüder so viel gelten möge, als mir, der so viel und feurig dafür gekämpft und gestritten! — Wenn ich mich daher jemals nach der, von E. H. aufgestellten Behauptung, auf eine den Glauben beeinträchtigende Weise geäußert, so galt mein Wort sicher nicht der Heiligkeit des Glaubens, sondern dem Aufhören der, unter dem Vorwand des Glaubens verhängten, gesetzwidrigen Verfolgungen Andersdenkender. Ich sprach als Bürger, aus Achtung gegen das Gesetz, welchem der Bewohner des Palastes wie der Strohhütte auf gleiche Weise zu huldigen verpflichtet ist. Ich sprach auf gesetzlich erlaubtem Wege, unter dem Schutze des Gesetzes, und meiner Seele schwebte hierbei weder Katholik noch Protestant, sondern allein die Idee der Menschheit, Gewissensfreiheit und die sanfte Duldsamkeit der ächten Christuslehre vor. Daß ich mich bei solchen Gelegenheiten auch schärferer Ausdrücke bedient, ist wahr, denn ich hatte gegründete Ursache dazu. Daß ich aber weder den Glauben, noch Anstand und Schicklichkeit jemals verletzte, beweist am Besten dies: daß meine Worte die unvermeidbare Ahndung des Gesetzes auch nicht ein einzigesmal nach sich gezogen. Könnte denn aber auch wirklich Jemand so albern sein, gegen den christlichen Glauben aufzutreten und ihn zu beleidigen, der so göttlich in seinem Ursprung, so unermeßlich wohlthätig in seinen Folgen, so rein sittlich in seinem Inhalte, so vernunftgemäß und milde in seiner ganzen himmlischen Verfassung! Einen solchen Thoren und Aberwitzigen vermag ich mir in der That kaum vorzustellen. — Meine Beweisführungen galten daher allein Denjenigen, welche jenes göttliche Geschenk von seinem heiligsten Ziele ablenken, welche, indem sie Gott dienen, den Grundstein des Glaubens: die christliche Nächstenliebe daraus verbannen und weit vom sanften Geiste Jesu abweichen, der die goldene Regel, die schon der heidnische Kaiser Trajan über seinem Thore eingraben ließ: „Was Du nicht willst: daß Dir die Leute thun sollen, das thue Du ihnen auch nicht „(Matth. 7, 12. Luk. 6, 31) zu verkünden befahl; sie, die anstatt dessen die Bekenner anderer Confessionen, gleich als wären sie nicht Geschöpfe ein und desselben Gottes und keine Menschen, ohne Ziel und Ende beunruhigen und verfolgen; die von dem, ihnen durch Beruf und Bestimmung vorgezeichneten, erhabenen Pfade niedersteigend, sich mit weltlichen, oft

sehr niedrigen und gemeinen Dingen befassen, den Glauben als Mittel zur Erweiterung ihrer Macht ansehen und der Heuchelei Thür und Angel öffnen. Denn, es sei Jemand in seinem öffentlichen und Privatleben noch so sehr durch sittliche Gebrechen gebrandmarkt: er huldige nur den äußern Vorschriften der Kirche, er ziehe nur mit an dem priesterlichen Siegeswagen und er kann mit Sicherheit auf Protektion und weltlichen Vortheil rechnen. Ob auch der unbestechliche Richter dort oben am Tage des Gerichtes ihm nach gleichem Maßstabe messen, oder ob dann nicht vielmehr „Heulen und Zähnklappen" sein Loos sein werde, ist freilich eine andere Frage.

Einst äußerte sich der jetzige Großprobst von Großwardein, Fürst Alexander Hohenlohe in einer Predigt, dem belehrenden Theile des öffentlichen Gottesdienstes: „Guter Priester, gutes Volk, schlechter Priester, schlechtes Volk." Fürwahr ein goldener Ausspruch! In diesen wenigen Worten ruht die große Kunst: den Herzen des Volkes reine Sittlichkeit, edle, christliche Gesinnung einzuflößen. Es sei nur der Diener der Kirche in seinem Reden, Thun und Betragen der, der er sein soll; er gehe mit gutem Beispiel voran, er sei, nach der Vorschrift des Erlösers, „eine Stadt auf einem Berge erbaut, sein Licht leuchte vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen," (Matth. 5, 14. 16.) er strebe sich von niedrigen Leidenschaften rein zu erhalten, die bei Jedermann, bei dem Seelsorger aber doppelte Sünde, er hüte sich im schlechten Sinne des Worts Parteimann zu sein und halte sich von der Einmischung in weltliche Dinge fern, den Ausspruch seines Meisters vor Augen habend: „sein Reich sei nicht von dieser Welt" (Joh. 18, 36.) er entsage der Sucht nach Macht und Herrschaft, daran gedenkend, „daß sie nur Priester seien ihren Schafen, und keine Herrn" (1. Petr. 5, 1—4.) er sei sanftmüthig, fromm, bescheiden, geduldig, belehrend, mit Liebe verweisend, nicht lieblos verdammend: — und die Geistlichkeit wird sogleich das Wachsthum ihres Ansehens und ihres edlern Einflußes wahrnehmen, von dessen, in unsern Tagen leider nicht zu läugnendem Verfall sie die Ursachen nicht anderweitig und in Anderen, sondern in sich selbst zu suchen hat. — So viel im Allgemeinen als Erwiderung auf Ew. Hochw. Zuschrift. Aber noch habe ich im Besondern auf einige Punkte desselben zu antworten.

Diese beziehen sich der Hauptsache nach fast sämmtlich auf den Vorwurf meiner erklärten Zurückgabe des, über mich gesprochenen Ehesegens. Es wird behauptet: „daß ich durch diese meine That den Ritus der ehelichen Einsegnung zum Gegenstande des Spottes und Gelächters gemacht, und zwar ganz ungerechter und grundloser Weise, da die im Pastorale verkündigte Verweigerung des Ehesegens mich, als dessen Kinder nach den bestehenden Landesgesetzen ohnehin sämmtlich katholisch

erzogen werden müßten, gar nicht angehe." Ich aber bin so frei zu glauben und zu behaupten, daß sie gerade mich gar sehr angehe. Denn die eheliche Einsegnung wird, nach dem Pastorale, nicht der Kinder wegen sondern an und für sich der gemischten Ehe wegen verweigert, denn in Ew. H. erwähntem Pastoralschreiben steht auf Seite 2 der, auf S. 3, 4 und 5 noch ausführlicher erläuterte Grundsatz: „Dafern wir aber die Heiligkeit des ehelichen Lebens von diesem höhern Standpunkt betrachten, ist es unmöglich nicht anzuerkennen, daß die erste und vornehmste Bedingung eines wahrhaften, Gott wohlgefälligen und zum Heil der Seele führenden Ehebundes die Einheit des Glaubens sei. Es ist klar, daß nur da von einer Ehe im Schooße der christkatholischen Kirche die Rede sein könne, wo die Liebe und der Eifer für ein und dieselbe Kirche die Herzen an einander kettet. Es ist endlich unleugbar gewiß, daß die Kirche allein dasjenige Bündniß mit mütterlicher Freude betrachten, nur zu demjenigen ihren heiligen Segen leihen könne, aus welchem sie rücksichtlich der reinen Aufrechthaltung des Glaubens und Sicherstellung der wahren Religion, Gutes zu hoffen berechtigt ist" — wo mit einem Worte beide Theile katholisch sind. Nach diesem Grundsatz der Pastorale muß mich die Verweigerung der ehelichen Einsegnung wohl angehen, denn auch in meinem Ehestande fehlt ja die zur Gewinnung der Einsegnung erforderliche Hauptbedingung: die Einheit des äußern Glaubensbekenntnisses. „Die Liebe und der Eifer für die katholische Kirche" vermag unsre Herzen nicht aneinander zu ketten, da meine Gattin evangelischen Glaubens. Auch zwischen uns erhebt die Verschiedenheit der Confession „eine trennende Scheidewand;" von Seiten meiner Frau dürfen weder E. H. noch die römische Kirche etwas für die „Bewahrung und Aufrechthaltung des katholischen Glaubens" hoffen, ja, ich selbst stehe bei Ew. Hochw. in viel zu schlechtem Credit, als daß Hoch Dieselben für „die Sicherstellung des wahren katholischen Glaubens" von mir viel Gutes erwarten sollten, da Sie mich 1832, Angesichts einer öffentlichen Comitatsversammlung „für einen Nichtkatholiken" erklärt. Auch werden sich E. H. wohl noch erinnern, wie Sie mich bei mehrfachen Gelegenheiten „einen Atheisten, und noch schlechter als jeden Protestanten" zu nennen, und durch solche Aeußerungen selbst aus der Zahl ihrer „Getreuen" auszuschließen beliebten.

Wie nun nach solchen Antecedentien die im Pastorale veröffentlichte Verweigerung der ehelichen Einsegnung mich nicht angehen sollte, vermag ich mit meiner Logik nicht zu begreifen. Aus jenem Grundsatz der Kirche — den ich übrigens, ich gestehe es, durch E. H. Pastorale zuerst kennen gelernt — ergiebt sich für meinen Verstand keine andere Folgerung, als daß weder E. H. noch irgend ein Priester den Segen über gemischte Ehen und darunter auch über die meinige sprechen konnte und sprechen

kann; daß sowohl ich als jeder andere in solcher Ehe lebender Gatte der Receptibilität einer solchen Einsegnung überhaupt ermangle und wenn diese letztere mir gegen den Grundsatz der Kirche dennoch zu Theil geworden, so vermag ich, bei dem besten Willen, nichts Anders zu denken als, daß entweder E. H. mit den Grundsätzen der Kirche und sich selbst nicht ganz im Reinen seien, was ich doch unmöglich annehmen kann, oder daß jener Segen mir nur zum Schein zu Theil geworden, und während derselbe über mich ausgesprochen wurde, irgend eine entgegengesetzte **reservatio mentalis** darunter verborgen ruhte. Wenn nun behauptet würde, daß die Zurückgabe eines solchen vorbehaltlichen Segens von meiner Seite den Ritus der ehelichen Einsegnung überhaupt zum Gegenstand des Spottes mache: so kann ich diese Behauptung hinsichtlich des mit solchem Vorbehalt über mich gesprochenen Segens wohl mit Recht zurück geben.

Hieraus erhellt zur Genüge einmal: daß die im Pastorale erwähnte Verweigerung der ehelichen Einsegnung mich unabweisbar anging, sodann aber auch: daß die Zurückgabe eines Segens, der mir nach dem Grundsatz der Kirche vorenthalten werden mußte und zu welchen ich nach Ew. Hochw. Pastorale ohnehin nicht befähigt war, weder ein Aergerniß geben, noch „ungerecht und ohne Grund beleidigend" genannt werden kann. Hiernach ersuche ich E. H. gehorsamst Ihren mißbilligenden Tadel hinsichtlich meiner Aeußerung aufzugeben und denselben einzig gegen Ihr Pastorale, als der alleinigen Veranlassung derselben, zu kehren. Uebrigens hätte ich in Betreff dieses Punktes noch vielerlei zu bemerken, um jedoch weder E. H. noch mich selbst damit zu ermüden, will ich es lieber mit Stillschweigen übergehen.

Hinsichtlich des Punktes: „daß ich in die Herzen der leichtsinnigen Jugend den verderblichen Saamen des Unglaubens streue" sei es genug nur so viel zu bemerken: Der Unterricht und die Erziehung der Jugend ruht in Ew. H. Händen; und wenn meine Reden in Bezug auf dieselbe wirklich mehr Gewicht hätten, als die Belehrungen in der Schule, so dürfte die Schuld davon schwerlich in mir, sondern in Art und Gehalt des Unterrichts und der Erziehung daselbst zu suchen sein.

Auf die Ermahnung endlich „mir eine religiöse Ueberzeugung zu verschaffen und ihr gemäß der Erfüllung meiner religiösen Pflichten nachzustreben," antworte ich blos Folgendes: Der Glaube an einen, die Welt und alle Creaturen ohne Rücksicht auf Person und Glaubensbekenntniß mit Liebe umfassenden und beseligenden Gott lebt in meiner Brust, und in Folge dieses heiligen Glaubens umfasse auch ich, ohne Rücksicht auf Person und Glaubensbekenntniß alle meine Mitbrüder mit warmer Liebe, und der Drang, nach Maßgabe meiner Kräfte zu ihrer Beglückung thätig mitzuwirken, bewegt mein Herz im öffentlichen wie im Privatleben. Hinsichtlich der äußern kirchlichen Gebräuche hege ich mit

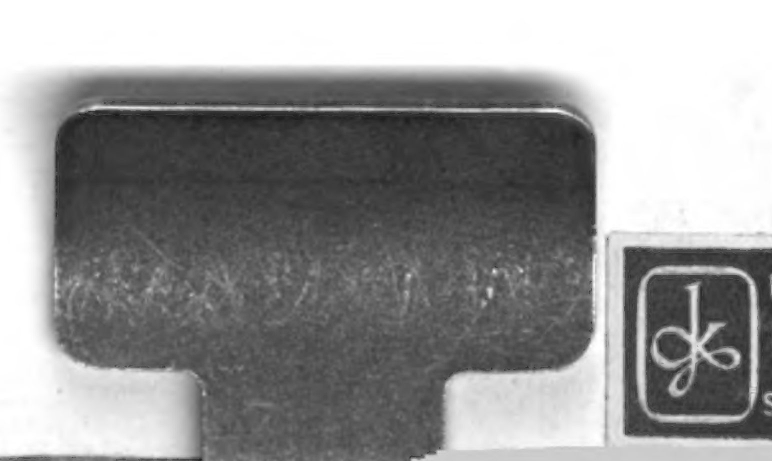
meinem himmlischen Lehrer die Ueberzeugung: „Nicht Jeder der zu mir Herr Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der da thut die Werke meines himmlischen Vaters.“ (Matth. 7, 21.) Wer mich in Betracht der äußern Gebräuche für indifferent oder gar für ungläubig hielte, würde sich sehr täuschen. Ich lebe mit meinem Gewissen in unzerstörbarem Frieden und darum möge auch jeder Andere seine ängstliche Sorge um meinetwillen getrost fahren lassen. Mein Gottesdienst ist nicht zwischen die Mauern einer Kirche eingeengt, ja, nach Jesu Lehre kann und soll er dies auch nicht sein, wenn er spricht: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ (Joh. 4, 23.)

Dieses, Ew. Hochw. sind meine Bemerkungen auf Ihr an mich gesendetes Vermahnungsschreiben. Schließlich mögen Hochdieselben noch folgende, an Ihr oberhirtliches und väterliches Herz gerichtete, aufrichtige Erklärung genehmigen: In dem Glauben, in dem ich geboren und erzogen bin, in dem ich gegenwärtig lebe, und worin meine gottseligen Eltern und Vorfahren entschliefen, wünsche auch ich mein Leben zu beschließen, ohne jedoch nach jener Märtyrerkrone Verlangen zu tragen, der Ew. H. so sichtbarlich nachzustreben scheinen. Allein ich will in diesem Glauben meiner Väter in Ruhe und Frieden mein letztes Stündlein erwarten. Um mich daher nicht zu einem, meiner Neigung widerstrebenden Schritt gezwungen zu sehen, wage ich es Ew. H. mit kindlichem Vertrauen und aller Unterthänigkeit zu bitten, mich in Zukunft mit derlei Vermahnungen zu verschonen, und, dafern ich entweder in meinem Privat- oder öffentlichen Leben durch irgend einen Schritt Aergerniß geben sollte, die Ahndung desselben einzig den weltlichen Gerichten, wohin derlei seiner Natur nach gehört, zu überlassen. Diese meine unterthänige Bitte nochmals aufs Angelegentlichste wiederholend, habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochw. unterthänigster Diener und Getreuer Eugen v. Beöthy, S. k. M. Unterthan und Diener.

Digitized by Google

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Digitized by Google



Univ. Buchbinderei
GEORG KONRAD
MÜNCHEN 13
Schellingstr. 10 · Tel. 2576

Digitized by Google